Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.

Es ist im Wesen der Dinge gegründet, daß alles Lebendige wächst, also auch die politische Forderung.

Varnhagen von Ense.
(Den 8. August 1848.)

1845.

Mittwoch, den 1. Januar 1845.

Man will wissen, der Fürst von Wittgenstein habe das Hausministerium nun ganz an Stolberg abzutreten im Sinne. — Herr von Küstner hat bestimmt seinen Abschied gefordert, wegen des Verdrusses, den man ihm von allen Seiten macht. — Es wird behauptet, wir hätten einen Zuwachs von Ministern zu erwarten. Der König soll finden, es sei nicht Thätigkeit genug in der Staatsmaschine; er wolle daher die Räder vermehren.

Eine Anrede Böckh's an die Studenten war in das „Journal des Débats" gerathen, das natürlich seine Aeußerungen sehr übertrieben hat. Der König las den Artikel und war sehr ungehalten darüber, daß Böckh von Rückschritten, von finstern Zeiten rc. sollte gesprochen haben.

„Der geistliche Kampf. Aus dem Italiänischen des P. Dom Laurentius Scupuli, Theatiners" (Wien, bei den Mechitaristen, 1831). Von der Majorin Paalzow mir geliehen, ein gutes Erbauungsbuch. Auch hier steht ausdrücklich und wiederholt angerathen, man müsse die Sünden vergessen, nichts daraus machen, was man Hegel'n als einen Frevel anrechnen wollte! Unsre Heuchler und

Frömmler wissen nicht einmal das Historische der Religionsvorschriften, für die sie zu eifern meinen!

In Milnes gelesen, im Herodotos und in Pückler.

Donnerstag, den 2. Januar 1845.

Brief aus Paris von Gräfin d'Agoult, die mir neue Autographen ankündigt; „l'exécution de Tschech" — schreibt sie — „fait ici une sensation pénible; le bruit de la *grâce* s'était généralement répandu et la surprise a été grande et douloureuse."

Die Lust am Zeichnen und Verändern hat der König auch bei den Spielkarten ausgeübt; er hat Proben neuer Bilder anbefohlen, die auch eingeschickt worden; indeß scheint die Sache für jetzt zu ruhen. „Ach daß der Schwanenorden nicht fertig ist geworden!"

Sonnabend, den 4. Januar 1845.

Heute Professor Preuß bei mir, Erörterungen über den alten Dessauer, Friedrich den Großen; über die ungeheuren Anstrengungen, Thaten und Arbeiten, die dem preußischen Staate zum Grunde liegen, die aber auch noch jetzt erfordert werden, wenn der Staat bleiben soll, was er geworden ist, und die daher, wenn sie mangeln, nirgends so vermißt werden, wie eben hier.

Reumont war gestern Abend beim Könige und las den ersten Akt von Niccolini's „Arnold von Brescia" vor, der König verstand bisweilen ein Wort oder eine Phrase nicht, und die Königin gab dann sogleich Auskunft, sie kann sehr gut Italiänisch; Olfers, Usedom und noch ein Gast hörten zu, eine Hofdame nähte Tapisserie, eine

andre spielte mit einem Adjutanten Schach, es herrschte viel Ungezwungenheit.

Heute war der erste Vortrag im wissenschaftlichen Verein, von Professor Zumpt gehalten. — Der Prinz von Preußen hatte gehört, Professor Dönniges habe sich mit einem Vortrag über den Kommunismus angemeldet, und wollte als Protektor des Vereins dies Thema nicht gutheißen; da ihm jedoch versichert wurde, der Kommunismus solle bestritten und lächerlich gemacht werden, so war er zufrieden. Unrichtige Rechnung, das eine Wort von Dönniges wird zehn Gegenworte hervorrufen; überdies ist Dönniges, wie alle Schüler Ranke's, trocken und linkisch.

Die „Weber" wurden zur Gemähldeausstellung, wie bekannt, nicht zugelassen; ein andres Bild, Kopf und Oberleib eines ruhenden Mädchens von Schiavone, erregte Anstoß wegen vorgeblicher Lüsternheit; ein drittes, die „Mißheirath" von Hübner, sollte verworfen werden, weil es gegen den Adel aufzureizen schien, doch wurde es endlich noch zugelassen. Die Empfindlichkeit der Aristokratie ist sehr groß und wird mehr als je berücksichtigt.

Sonntag, den 5. Januar 1845.

Besuch von Herrn Doktor Jaup, der mir ein werthvolles Autographon des unglücklichen Rektors Weidig bringt, ein im Gefängniß geschriebenes Blatt, das ich nicht ohne peinliches Mitgefühl ansehen kann. Wir besprechen seinen Fall und andre ähnliche, den Zustand in Hessen-Darmstadt, die Erwartungen, die man am Rhein hegt ꝛc.

Gegen sieben Uhr ging ich zum Minister von Bülow, ihm meine Bücher, die „Biographischen Denkmale", zu bringen. Ich traf ihn in größtem Wust und Drange der Arbeit, er aber

wollte mich nicht fortlassen, und ich mußte bis nach acht Uhr bleiben. Er sprach zuerst von dem Blatte, das auf dem Tische lag, einem Schreiben der Oberhofmeisterin Gräfin von Reede, das er eben dem Marquis von Dalmatien zufertigen wollte; die Gräfin findet, Madame Gudin könne nicht zur Kour kommen, solle aber zum Konzert an Hof geladen werden, — Madame Gudin ist die Frau des Mahlers, aber die Tochter eines englischen Lords. Dann war von Metternich die Rede, der kürzlich vorgeschlagen hatte, die fünf Mächte sollten in Griechenland einschreiten, und auf Preußens erste Zustimmung rechnete; der König wollte aber nicht, fand, es sei zu spät, und man würde sich nur mit England und Frankreich übel stellen; diese waren auch entgegen, und Metternich ließ nun die Sache fallen. „Wie konnten wir ihm auch beistimmen", sagte Bülow, „nachdem er uns so schlecht behandelt? Wir wollten gleich anfangs Herrn von Brassier abrufen von Athen und alles Vorgegangene mißbilligen, aber das verneinte Metternich, ließ alles gut sein und meinte, Brassier und Prokesch sollten Hand in Hand gehen, statt dessen aber hat uns Oesterreich dort ganz im Stich gelassen; auf die Beschwerde von Canitz sagte Metternich zu Canitz, er selber solle die Instruktion für Prokesch aufsetzen, Canitz that es sogleich, Metternich fand sie vortrefflich und sagte, er wolle sie wirklich absenden, nur noch ein paar Worte hinzufügen; was das für Worte waren, ist nicht zweifelhaft, und es geschah nichts." Brassier ist den Anklagen und Verläumdungen von Prokesch geopfert worden, sagt Bülow. — Der Minister vertraute mir sodann unaufgefordert, der König habe beschlossen, Reichsstände zu berufen, eine Konstitution zu geben, und den Entwurf dazu in den Hauptsachen eigenhändig ausgearbeitet; vieles sei darin, was sich der Gunst

des Publikums nicht erfreuen werde, vieles aber auch, was alle Erwartungen überfliege. „Bin ich nicht verpflichtet“, hat der König ausgerufen, „das zu erfüllen, was mein Vater versprochen hat? Es handelt sich darum, ob ich ein rechtlicher Mann bin, oder ein Lump!“ Ferner: „Wenn mein Bruder Wilhelm mir dabei entgegen ist, so wird es meinem Herzen weh thun, aber nicht den geringsten Einfluß auf meinen Kopf haben, und nichts kann und soll mich in dem Beschlossenen irre machen!“ Auch die Zensur will der König aufgeben, die Presse frei lassen und die Uebertretung durch Strafgesetze ahnden; der Vorschlag am Bundestage geht vielleicht nicht durch, aber gleichviel, Preußen wird durch den bloßen Vorschlag hoch stehen! Der Zeitpunkt der Ruhe muß für solches Werk benutzt werden. Die Sache ist nothwendig, Preußen kann und darf nicht still stehen. Mit Einer Versammlung in Berlin wird man besser fahren als mit acht Landtagen, die lauter Opposition sind und sich überall schon die Befugnisse von Reichsständen angemaßt. „Wir sind im Schlamm“, sagt Bülow, „und müssen auf festen Boden kommen; die uns abrathen, thun es nur im eigenen Interesse, an unseres denken sie nicht. Der König von Würtemberg, der Großherzog von Baden, der von Hessen und alle die Kleinen bitten uns immerfort, das Ständewesen ja nicht zu erweitern, die Presse streng zu zügeln, aber nur in ihrem Interesse, sie wollen die Ehre und das gute Ansehn, konstitutionell zu sein, vor uns voraus haben und unsre unkonstitutionelle Macht im Hintergrunde benutzen, ihren Völkern zu imponiren; auch Oesterreich denkt nur an sich, nie an uns und was unsre Lage fordert. Trauttmannsdorff hat schon einige Eröffnungen bekommen, General von Rauch soll sie nach Rußland mitnehmen. Das wird in

Wien und in St. Petersburg Nothschreie geben! Aber der König will sich darum nicht kümmern. Den nächsten Provinzial-Landtagen soll eine schickliche Eröffnung der Absicht des Königs gemacht werden. Er ist auf Unsinn, Frevel, Ausschweifungen und Uebertreibungen gefaßt, aber will sich daraus nichts machen, und hofft, der gute Geist der Nation wird schon alles in's Gleiche setzen. Auch muß man darauf rechnen, daß dann die Kraft und das Talent der fähigern Beamten wie ein Phalanx für die Regierung stehen und den Uebergriffen der Reichsstände wehren werden. (Diese Aeußerung klang mir ein wenig wie ein persönlicher Anspruch an mich, denn längst meint Bülow, ich sollte dem Staate mit meiner Feder dienen.) Vor wenigen Tagen, im Staatsministerium, trat der Prinz von Preußen mit einem Vortrag auf, worin er die Unmöglichkeit darlegte, mit acht ständischen Versammlungen zugleich fertig zu werden, die Provinzialstände alle maßten sich an, was ihnen nicht zukomme, sie seien alle von schlechtem Geist erfüllt, sie könnten nur immer ärger werden, und er müsse darauf dringen, daß man mit ernster Gewalt jetzt gegen sie angehe. Tiefes Schweigen der Minister, die im Geheimnisse des Königs sind, folgte dem Vortrage des Prinzen, der von dem Beschlusse des Königs nichts ahndete. Darauf stellten Bülow und Graf von Arnim dem Könige vor, in welcher falschen Rolle sie gegen den Prinzen stünden, der König möchte doch diesem die Sache mittheilen. Dies ist heute geschehen! Der Prinz wird außer sich sein. Wenn man aber eine Konstitution bekäme und der Prinz zeigte, daß er sie mißbillige, oder er machte Opposition, das wäre ein großes Uebel, solche Spaltung muß um jeden Preis vermieden werden. Die Krisis wird ungeheuer sein, es ist, als ob man in den Krieg ginge; den fängt

man auch nur an, in der Hoffnung des Siegs und Gelingens, aber man weiß, daß die Gefahr da ist, auch zu unterliegen. Indessen thun müssen wir etwas, und jedenfalls gegen unsre acht Provinzialstände sind allgemeine Reichsstände das kleinere Uebel, das leichtere; zuvörderst sinken durch diese jene gleich auf geringere Bedeutung herab. Der König hat auch den Ehrgeiz, eine große, für ganz Deutschland musterhafte Schöpfung aufzustellen, eine Verfassung, die alle bestehenden der kleinern Staaten verdunkeln soll; mit unsern Kräften, meint er, lasse sich etwas leisten, was bisher nicht dagewesen, die Zustimmung der übrigen Deutschen werde uns nicht fehlen und unsre Kraft verdoppeln. Der König hat dem Prinzen von Preußen eine Abschrift der entworfenen Grundzüge mitgegeben, damit er sie ruhig erwägen und seine Bemerkungen danebenschreiben könne. Die Bunsen'schen Ausarbeitungen sind es nicht, die den König geleitet haben, er hat nach eignem Sinn alles aufgesetzt, nachdem er alle Vorschläge, die er früher eingefordert, gehörig geprüft hat. Mit französischen Einrichtungen zu regieren, hat er gesagt, sei ihm zuwider, er wolle den Deutschen zeigen, daß mit ihren ächten deutschen Elementen die Sache gebildet werden könne."

Mit diesen aufregenden, mich fast verwirrenden, ungeheuern Neuigkeiten, die mir ohne sichtbaren Anlaß und Grund so rückhaltlos vertraut wurden, verließ ich den Minister und konnte auf dem Wege mich kaum erholen von den gewaltigen Eindrücken. —

Was mich sehr herabstimmt, ist der Widerspruch, in welchem der König mit sich selber steht; hat er denn vergessen, daß er gesagt, er werde nie Reichsstände geben? daß er dem Posenschen Landtag erklärt hat, er sei nicht an die Versprechungen seines Vaters gebunden? — Und

Bülow, hat er mir nicht ehmals gesagt, er habe sich hinter Metternich gesteckt, um den König, der nach der letzten griechischen Krisis den Herrn von Brassier sogleich abrufen wollte, daran zu verhindern? Wie kann er nun daraus einen Vorwurf für Metternich machen?

Montag, den 6. Januar 1845.

Bülow's gestrige Mittheilungen haben mich nicht schlafen lassen, sie schaukelten mich zwischen Besorgniß und Hoffnung auf und ab. In der That, man kann darüber ebenso erschreckt sein als erfreut. Es ist ein gefahrvolles Unternehmen, Preußen eine Konstitution zu geben, es fordert eine feste Hand, einen von Vorurtheilen und Liebhabereien freien Kopf, eine folgerechte Ausführung. Wenn ich mir Personen und Umstände überlege, so bin ich keineswegs sicher, daß alles den richtigen Gang einhält, ja es soll mich nicht wundern, wenn aus allem gar nichts wird. — Kommt es aber zu Reichsständen, so ist es mit den jetzigen Ministern allen vorbei! Sie scheinen hievon auch eine Ahndung zu haben und nur mit Seufzen an das Werk zu gehen, das ihnen zuerst schädlich wird. — Der König scheint mißvergnügt in dem Gefühl des Abfalls der Meinung von ihm, er scheint diese um jeden Preis wiedergewinnen zu wollen, er empfindet das Bedürfniß, etwas Großes zu thun, etwas worüber die Welt staunt, die Stellung der konstitutionellen Fürsten in Deutschland reizt und ärgert ihn, er sieht, wie sie ihn mißbrauchen wollen zum dunklen Hintergrund, von dem sie sich nur desto heller abheben, und wie sie doch ihre konstitutionelle Macht gern auf seine absolute stützen, so daß sie ihn bitten, doch ja nicht weiter zu gehen in Freiheit der Presse,

während sie gegen ihre Stände thun, als seien sie nur durch Preußen gehindert. In den deutschen Staaten wird es freilich ein ungeheurer Schlag sein, wenn der König Reichsstände anordnet, der erste Eindruck wird den König sehr befriedigen, aber das Gedeihen der Sache hängt nicht von ersten Eindrücken, sondern von fortgesetzter, strenger, maßvoller und kluger Behandlung ab. Fehlt diese, so kann es arg werden!

An die „Vossische Zeitung" geschrieben und ihr die vortreffliche kleine Schrift des Majors Freiherrn von Vincke auf Olbendorf in Schlesien: „Ueber Kommunal- und Polizei-Verwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens" (Breslau 1845), gesandt und empfohlen. Das Schlußwort ist edel gedacht und recht aus dem Herzen geschrieben.

Besuch von Bettina von Arnim. Ferneres über Tschech, aus bester Quelle geschöpft; er hat die festeste Haltung und Entschlossenheit keinen Augenblick verläugnet, von starrer Verzweiflung war keine Spur in ihm, auch an dem ganzen Morgen keine von eitler Ruhmsucht, er war nur ernst und ruhig; daß er noch habe reden wollen, ist nicht gewiß; als er dem Manne unter dem Schafott, der ihm „Bravo, Tschech!" zugerufen, mit „Ich danke Ihnen!" geantwortet hatte, wurde die Trommel gerührt und die Hinrichtung beeilt. Dem Herrn von Alvensleben drückte er freundlich die Hand und sagte ihm: „Grüßen Sie noch Einmal meine Tochter!" Alvensleben verweigerte ihm die Hand keineswegs. — Gespräch über Savigny's, über den jungen Niebuhr, der ein elender Augendiener des elenden Eichhorn geworden sei, über die niederträchtigen Heirathen in der vornehmen Welt 2c.

Dienstag, den 7. Januar 1845.

Rühle hat mit Schelling eine große Unterhaltung gehabt über dessen gesammelte Werke, deren Herausgabe beabsichtigt wird; Schelling meint, er dürfe die Theile nicht einzeln erscheinen lassen, weil man dann nicht vor Augen habe, wie manche Sätze später bedingt werden, aber auch alle Schriften zusammen beruhigen ihn nicht recht, er fühlt wohl, daß sie mehr die Entwicklung einer Persönlichkeit, als die einer Philosophie sind.

Dienstag, den 14. Januar 1845.

Abends bei Bülow. Er flüsterte mir zu, Metternich habe auf die Mittheilung von Canitz wegen hier beabsichtigter Konstitution erwiedert, seit er im Dienste sei, habe er noch keine Nachricht von solchem Belang empfangen! General von Wurmb nebst Frau und Töchtern. Gräfin von Lerchenfeld viel gesprochen, Grafen von Trauttmannsdorff, Friedrich von Raumer, Herrn von Meyendorff, Gräfin von Haack, Friedrich Tieck, General Grafen von Nostitz, Grafen von Redern 2c. Mit dem Obermarschall von Werther in ein politisches Gespräch gerathen, das ihn als den elendesten, gesinnungslosesten und dümmsten Staatsbeamten aufdeckte! Das Vieh ärgerte mich, aber ich glaube, ich gab's ihm redlich zurück, er bekam sein Theil und wird mir nicht wiederkommen! Der war viele Jahre Minister!

Donnerstag, den 16. Januar 1845.

Angestrengt gearbeitet. — Eine Menge Bücher zu Rathe gezogen zum Behuf der Arbeit über Held. Fülle der Betrachtungen über Preußen! Erwägung der gegenwärtigen Krisis; das Jahr 1845 wird kein gleichgültiges bleiben!

Bälle, Theater, Assembleen, Jagd, alles geht seinen Gang! — Die Provinzialstände auf den 9. Februar berufen. Schneidemühl, Ronge, Vereindebatten, alles dies geht auch seinen Gang!

Sonntag, den 19. Januar 1845.

Ordensfest, unerhebliche, zahlreiche Verleihungen. Mir fiel nur auf, daß der Staatsanwalt Sulzer, der sich so schändlich in der Bauer'schen Zensursache benommen hat, mit einem Orden begnadet worden.

Dienstag, den 21. Januar 1845.

Langer Besuch, von M. Bunsen hat ihm erzählt, der König habe ihm gesagt, er habe drei Nächte nicht geschlafen, in Ueberlegung, ob er die Universitäten besser im Oberhause anbrächte oder im Unterhause?

Mittwoch, den 22. Januar 1845.

Herr von Stillfried arbeitet mit dem Könige an einem neuen Wappen für Preußen, das gegenwärtige ist nicht heraldisch richtig; da giebt es Zeichnungen, Mahlereien, Gruppirungen, Nachschlagungen, kurz vielfaches Vergnügen.

Donnerstag, den 23. Januar 1845.

Besuch vom General von Rühle; Eisenbahnsachen, Augendienerei der Minister Savigny, Uhden, Eichhorn, Thile und Stolberg, die in jener Sache ganz auf des Königs Seite treten, sie die Unkundigen, während die Kundigen, Boyen, Rother, Nagler, Arnim, Müffling &c.,

doch die Mehrheit haben für die Legung der Bahn nach Königsberg durch die Neumark. „Was ist an der dummen Neumark gelegen!“ hat der König ausgerufen, was nun gleich bekannt geworden ist und keinen guten Eindruck macht.

Nachricht aus Posen, daß Graf Eduard Raczynski sich durch eine kleine Kanone todtgeschossen. Er war schon immer schwermüthig. Mißvergnügen mit seinen Landsleuten kam dazu, unglückliche Ehe ꝛc.

Petitionen in Königsberg, in Köln ꝛc. wegen Reichsständen, Oeffentlichkeit ꝛc. — Gerücht von Reorganisirung des Staatsrathes.

In den letzten drei Wochen, besonders aber in den letzten vierzehn Tagen nach Kräften geschrieben, und heute am 23. Januar die Schrift über Held bis auf einige später auszufüllende Lücken abgeschlossen.

Sonntag, den 26. Januar 1845.

Besuch von Bettina von Arnim; die Konstitutionsfrage wird schon bekannter, man spricht aber kreuz und quer, ohne rechten Boden; Verhandlungen des Vereins für die arbeitenden Klassen; Ministerwerkzeuge dort, Herr von Patow, Herr von Henning, Zurücknahme eines Beschlusses aus Furcht vor der Regierung ꝛc.

In Goethe's „Italien“ gelesen, in Friedrich Schlegel's Werken. — „Der heilige Rock zu Trier, von Gildemeister und Sybel“, der Aberglauben und Betrug offen dargelegt!

Montag, den 27. Januar 1845.

Ich höre, der Prinz von Preußen will für sich und seine Nachkommen gegen die Konstitution protestiren! Da

hätten wir gleich von Anfang einen schönen Zwiespalt! Ueberhaupt, — was für tolles Zeug wird es geben!

Der Staatsrath soll aufgelöst und erneut werden. Der König will manche Mitglieder nicht wieder aufnehmen.

Ueber den Streit zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark. Die Dänen „fratzenhaft eitel", sagt Arndt in der „Allgemeinen Zeitung". — In Frankreich Debatten über die Adresse der Deputirten. — In Baden Antrag Welcker's auf Preßfreiheit. — In der Schweiz Aufregung wider die Jesuiten.

Dienstag, den 28. Januar 1845.

— Milnes war sehr mittheilend und liebenswürdig. Wir fuhren nach neun Uhr zusammen zur Assemblee beim Minister von Bülow. Ich konnte ihn im ersten Ansprechen flüchtig zwei Sachen fragen: Ob der Wille des Königs noch feststehe, und am 9. Februar die Bekanntmachung an die Provinzialstände ergehen werde? „Ja, doch hab' ich das, was ihnen gesagt werden soll, selber noch nicht gelesen!" Ob es wahr sei, daß der Prinz von Preußen für sich und seine Nachkommen protestiren werde? „Nein, das werde er nicht thun." Gut! Ich ging weiter und sprach viele Menschen. In zwei Sälen wurde getanzt, alle Prinzen und alle Prinzessinnen waren gekommen; großes Gedränge, große Hitze. Ich sprach Graf Königsmarck und seine Tochter, den Geheimenrath Lichtenstein, Bildhauer Rauch, den Obersten Grafen von Hoym, Hofdame Konstanze von Arnim, den Grafen von Knyphausen, Herrn Wheaton, den Grafen von Trauttmannsdorff, Präsidenten von der Reck, Grafen von Brandenburg, Grafen von Blankensee. Bülow suchte mich später auf, setzte sich mit mir auf ein etwas zurückstehendes Sopha und sagte

mir: „Seitdem ich mit Ihnen gesprochen, habe ich allerdings etwas gehört, was mich nun auch glauben läßt, daß der Prinz von Preußen protestiren will.“ Da wurde er wieder abgerufen. Ich war durch das kleine Ereigniß sehr erregt. In einem andern Saale, wo ich mich zu kühlen suchte, kam Prinz Wilhelm, der Oheim des Königs, auf mich zu und sprach lange Zeit mit mir von Homburg, dem Landgrafen und seiner Gemahlin, von Wallmoden, Mainz, Wien, Prag ꝛc. Später sprach mich die Hofdame Fräulein von Kalb freundlich an, wurde aber nach einiger Zeit zur Prinzessin gerufen. Ich eilte zum Wagen und fuhr nach Hause. Bülow hatte mir noch gesagt, dem Könige werde furchtbar entgegengearbeitet, von innen und von außen.

Mittwoch, den 29. Januar 1845.

Bei * mit Rühle. — Rühle hatte bei dem Minister Flottwell gegessen und den Minister von Bülow zum Nachbar gehabt; dieser sprach mit ihm von der Verfassungssache und erzählte, daß ihm gestern Abend der Prinz von Preußen gesagt: „Ich habe einen Knüppel dazwischengeworfen, der sehr hinderlich sein wird!“ Das ist also das Wort, das Bülow mir gestern sagen wollte, als er grade abgerufen wurde! Seltsam, wie sich das zusammenfindet! — Vier neue Mitglieder des Staatsrathes.

Donnerstag, den 30. Januar 1845.

Die Konstitutionssache läßt mich nicht schlafen noch ruhen; tausend Gedanken durchkreuzen sich. Es drängt mich, doch einige Steinchen aus der rauhen Bahn zu entfernen, und ich habe einen Artikel für die augsburger „Allgemeine Zeitung“ aufgesetzt, um der ersten Nachricht

einen guten Eindruck zu sichern. Wie würde ich ehmals für eine solche Sache bemüht und thätig gewesen sein! Jetzt vermag ich nicht viel und will auch nicht viel. Den guten Willen des Königs möcht' ich mit allen Kräften unterstützen, aber die bestimmten Ergebnisse dieses guten Willens geben mir die größten Zweifel und Sorgen.

Abends zu Bülow. Eine Stunde bei ihm geblieben. — Von der Konstitution wird immer lauter gesprochen, aber die meisten Leute wollen die Sache nicht glauben, sie denken, es sei ein ausgesprengtes Gerücht. An der Börse, wenn sie es erst glaubt, wird die günstigste Wirkung erwartet. Ein Mann aus der Provinz hat ausgerufen: „Dann wird das Volk den König auf Händen tragen!" — Bülow wußte noch nichts Gewisses über den Prinzen von Preußen, ich erzählte ihm aus meinen Quellen, was der Prinz thun werde, werde er im Stillen thun, kein Aergerniß geben, keinen Zwiespalt anfangen; aber er sei mit dem Könige hart zusammen gewesen, habe diesem vorgestellt, daß er sich täusche, wenn er glaube, solche Bewegungen leiten zu können, er sei gar nicht zum konstitutionellen Regenten gemacht, er werde wüthend werden, wenn ihm die Stände das Geld zum Bauen, zum Reisen ꝛc. abschlügen, — darüber wurde der König gleich wüthend und sagte, so etwas solle nicht vorkommen; der Prinz meinte, er selber sei viel eher für Konstitution geeignet, der König solle es ihm überlassen, sie auszuführen, oder dem Prinzen seinem Sohne, der König möge sie ausarbeiten, niederlegen und seinem Nachfolger als Pflichtgebot vererben; käme alles jetzt in Ausführung, so würde es heillose Verwirrung geben, der König werde sich getäuscht sehen, sich unglücklich fühlen und eine traurige Regierung haben; alles dies aber hat den König

nicht erschüttert. Dies erzählte ich Bülow'n, er hingegen mir: der König sei durch Metternich's vorsichtige Rathschläge nicht in seinem Vorhaben geändert, auch durch den Prinzen von Preußen noch nicht, aber bei der Wankelmüthigkeit des Königs könne man als gewiß nur annehmen, was geschehen sei; es werde von allen Seiten an ihm gearbeitet, man erwecke seine Eitelkeit in andrer Richtung, man halte ihm Besorgnisse vor, man stelle sich ergeben und ruhig und stelle kaltblütige Betrachtungen an, die alten Vorschriften des vorigen Königs werden hervorgesucht, und wenn gewissen Warnungen desselben nicht die Unterschrift fehlte, wer weiß, was ein einziges Blatt wirken könnte! Noch ist die Erklärung für die Landtage nicht gemacht, Bülow erschrickt, daß nur so wenige Zeit übrig sei, und will erinnern. Ich sag' ihm von meinem Artikel, zeige ihn aber nicht.

Der König hat allen Ministern ihre Meinung abgefordert, außerdem hat früher Canitz und später Bunsen einen ganzen Entwurf ausgearbeitet. Die Verfassung soll den Provinzialständen nur angekündigt werden — dies wissen nur einige Minister —, im nächsten Jahre fertig werden. Der König denkt sich die ersten Reichsstände als die Versammlung aller Provinzialstände, gegen siebenhundert Mitglieder, und die erste Versammlung nicht in Berlin, etwa in Brandenburg oder Frankfurt an der Oder. Später jedoch sollen ausdrücklich Wahlen für die Reichsstände geschehen. Alles ist noch ein großes Chaos, und bevor die Sachen zur That geworden, kann man auf nichts rechnen. Was der König schon unterschrieben hat, nimmt er noch bisweilen zurück. Eigentlich ist grade solchem Könige eine Konstitution nöthig, der muß Schranken haben!

Freitag, den 31. Januar 1845.

Meinen Artikel an die „Allgemeine Zeitung" in Gottesnamen abgeschickt. Es wäre doch arg, wenn der König ihn noch unwahr machte!

Der vorige König hatte seine Meinung aufgeschrieben, daß er die Provinzialstände wohl allmählig erweitern, aber nie Reichsstände geben wolle. Dieses Blatt wünschte er in seinen letzten Tagen noch in's Reine zu schreiben und zu unterschreiben, vergaß es aber wieder. Der Fürst von Wittgenstein meint, wenn die Fürstin von Liegnitz ihre Schuldigkeit gethan hätte, so wäre dies geschehen, er habe dazu gemahnt, aber die Fürstin nicht gewollt, daß der König so aufgeregt würde; wenn Wittgenstein es wolle, so möge er es auch allein übernehmen und ausführen. Eine Abschrift von fremder Hand, mit der Unterschrift des Königs, würde auch genügt haben, aber der König würde sie doch haben durchsehen wollen, und die Anstrengung sehr groß gewesen sein. Bülow gesteht, daß ein solches Papier, im gelegenen Augenblicke vorgebracht, den Willen des Königs umwerfen, wenigstens stocken machen könnte. Auf so schwachen Füßen noch steht hier alles Konstitutionswesen!

Vor Weihnachten schon sollte der General von Rauch nach St. Petersburg zurückkehren, der König hielt ihn immer auf, und hatte keine Lust an den Kaiser zu schreiben. Endlich that er's, aber Rauch stellte ihm vor, daß er noch manches hinzusetzen müsse; der König sah es ein und sagte: morgen! Aber aus morgen ward übermorgen, und so vergingen Wochen, Rauch täglich auf dem Schlosse, an die Dringlichkeit der Geschäfte erinnernd, immer vertröstet; um den König sprechen zu können mit ihm im Wagen gefahren, aber hier auch zu nichts gekommen, endlich vor etwa zehn

Tagen abgereist, mit demselben Briefe, der ungenügend erschienen war, nur mit dem Zusatze, l'ami Rauch würde mündlich das Weitere sagen, und er weiß das Weitere nicht! — Als Rauch Abschied von Königsmarck nahm, sagte dieser: „Mögen, wenn wir uns wiedersehen, bessere Zeiten sein!" Jener antwortete: „Ach wenn sie nur so gut wie jetzt, nicht schlechter sind!"

Warten des Ministers von Rochow beim Könige wegen einer telegraphischen Depesche. Mehrmaliges Eindringen, vergeblich; der König treibt allerlei Sachen, läßt warten, fährt Rochow'n an, dieser in Verzweiflung fort, es ist die Zeit vorüber, der Telegraph kann nicht mehr dienen. — Eben so der Generaladjutant von Neumann; endloses Warten mit allen wichtigen Militairsachen, der König geht mit dem Gartendirektor Lenné im Zimmer lässig auf und ab; Mittagessen; Nachmittagszeitvertreib, Theater, Abendessen; kurz vor dem Schlafengehen werden nur einige Unterschriften mit Noth erlangt.

Bülow sagte „ein Phalanx von Ministern", ich bemerkte, das sei ein schöner Phalanx, worin Savigny, Eichhorn, Arnim rc., jeder müsse von drei Andern gestützt und gehalten werden, daß er nicht umfiele, und fiele vielleicht dennoch um, denn Stolberg, Thile rc. hätten eine zu große Fallkraft!

Der Prinz von Preußen, schon immer gegen den Kriegsminister von Boyen, hält diesen für einen Hauptanstifter des Konstitutionswesens beim Könige. Die Aristokraten alle sind wider Boyen. Sie sprechen sich zum Theil auch wider den König aus: „Le roi fait des bêtises! Il s'en repentira. Il finira par devenir mélancholique. Il ne devrait songer qu'à s'amuser, pourquoi se mêle-t-il d'être législateur?" Und viel Anderes noch hört man.

Humboldt hatte dem Könige aus Paris einen so angenehmen Brief geschrieben, eine so geistreiche Schilderung des dortigen Zustandes gemacht, daß der König bei dem Gastmahl der Friedensklasse des Ordens pour le mérite ihn vorlesen ließ, was aber doch nur unvollständig geschah, weil immer hinein gesprochen wurde.

Sonnabend, den 1. Februar 1845.

Schlechte Nacht, die Tagesangelegenheiten ließen mich nicht schlafen. Ich sehe nicht, wie der König seine Reichsstände zu Stande bringen, und noch weniger, wie er künftig mit ihnen fertig werden will. Wir haben zu große Extreme, die sich über dem zu langen Warten ausgebildet haben; die Partheien, die nacheinander entstehen sollten, sind nebeneinander da. Gleichwohl kann dem großherzigen starken Willen viel gelingen; aber ist der Wille stark? wird er es bleiben? wird er mit Verstand und Strenge dieselbe Richtung halten? — Die Adlichen haben hier mehr Zusammenhang, als ich dachte, sie fürchten den vollen Sieg des Bürgerthums, sie wenden alles an, um das Vorhaben des Königs zu vereiteln, zu bekämpfen. Sogar die Höflinge sind darin laut gegen den König. Sie wissen nicht, wie revolutionair sie wirken, indem sie das Ansehn des Königs mindern! — Es wird eine schwere Zeit werden!

Bülow hatte einen Artikel — welchen? — in die augsburger „Allgemeine Zeitung" befördern lassen, der seinen Absichten diente, den er aber nicht bekennen durfte. Der Gesandte von Rochow in Stuttgart bestürmte Herrn von Cotta mit Gewalt, er solle sagen, wo der Artikel herkomme, und berichtete an Bülow mit Verdruß, noch habe er es

nicht erfahren. Bülow sagte zu mir, Rochow hätte doch warten können mit seinem Eifer, bis man ihm die Sache aufgetragen, aber die Hauptsache sei ihm stets, dergleichen seinem Bruder hier zu schreiben; auch habe dieser ihm (Bülow'n) gesagt, er würde es bald heraushaben, von wem der Artikel herrühre! Bülow lachte über die Irre, in der die Leute sind.

Was mich als Knaben quälte und zur Verzweiflung brachte, die lateinische Grammatik, ist jetzt mein großes Vergnügen! Mit lebendigstem Interesse betracht' ich die Formen und Regeln, die mir damals eine bedeutungslose Last waren, und ich frage mich stets, ob es denn nicht möglich sein sollte, dieses inwohnende Leben und Interesse auch schon für den Anfänger zu entbinden? Der mündliche Lehrer, dächt' ich, müßt' es können.

Montag, den 3. Februar 1845.

Gestern besuchte mich Herr von W. und fragte, was ich von den Verfassungsgerüchten hielte? Als ich ihn ernsthaft versicherte, daß ich sie diesmal vollkommen glauben müßte, fing er an zu weinen! Das hätte ich ihm nicht zugetraut!

Abends bei *. Den größten Theil des Abends wurde von Konstitution gesprochen, es ist merkwürdig, wie manches gleich durchdringt, andres zurückbleibt; Frau von Woltmann hatte schon gehört, daß die Reichsstände nicht in Berlin, sondern in Brandenburg zusammenkommen sollten; Fräulein von * hatte gehört, daß Bunsen in der Konstitutionssache Rathgeber gewesen, und wollte nun von der ganzen Sache nichts mehr halten; auch der angebliche Antheil des Herrn von Bülow-Kummerow gefiel nicht. Eine

Frage nach dem Sitzungssaale der Reichsstände gab mir Anlaß zu der Antwort: „Nun, so weit sind wir noch nicht, daß schon Hiltl die Sache in Händen hätte!“

Heute an die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, über Reichsstände. — Besuch von Herrn Sougey Avisard, der längere Zeit in München gelebt hat, und den jetzt Bettine von Arnim zu mir schickt. Er hat Franz von Baader gekannt, kennt Schelling, hat Saint-Martin gelesen. Besonders viel hat er sich mit Rahel beschäftigt, zitirt Aussprüche von ihr, bedauert, sie nicht gekannt zu haben, beneidet Marwitz. — Nachher Besuch vom General von Rühle; Nachrichten über Held, über die Verfassungsfrage, über Eisenbahnen ꝛc.

In Sömmering gelesen, mit Behagen und Wehmuth; das Buch erweckt unendliche Betrachtungen.

Die Schriften von Johannes Ronge durchgesehen; seine Jugendgeschichte ist rührend; Bauernsohn, Schafhirt. Der Geist nicht überwiegend, der Karakter noch zu bewähren; aber Recht hat er, der wackre Mann, Recht wie Luther.

Mittwoch, den 5. Februar 1845.

Auf dem vorgestrigen Ball beim Minister Grafen von Arnim wurde bis vier Uhr getanzt, aber dazwischen immer von Konstitution gesprochen; die ganze Stadt ist jetzt davon erfüllt, und man ist ungemein gespannt, ob am 9. wirklich eine Erklärung erfolgen wird. Viele bezweifeln dies, und glauben die Sache wenigstens aufgeschoben, man spricht von einer Denkschrift Metternich's, von andern Einschüchterungen u. s. w. — Mehrere Bürger sprechen von Illuminiren der Häuser, von großen Freudenbezeigungen ꝛc. In den Versammlungen junger Leute dagegen ist die Rede

gewesen, die Sache werde nichts taugen, komme jedenfalls zu spät, ein konstitutioneller Thron sei immer noch ein Thron, ein Präsidentenstuhl genüge! Hinwieder haben Gardeoffiziere sich das Wort gegeben, wenn es dazu käme, daß Volkshaufen zerstreut werden müßten, wollten sie ohne Schonung und recht mit Lust einhauen rc. Solche Tollheiten!

In der heutigen Zeitung fallen die Worte des Kriegsministers von Boyen sehr auf, der beim letzten Freiwilligenfeste die Brüder Friedrich's des Großen wegen ihrer Uebereinstimmung mit dem Könige, ihres Gehorsams und ihrer Unterwerfung pries; jederman erkennt darin einen scharfen Tadel der heutigen Prinzen, deren Haß gegen Boyen nun noch heftiger werden muß.

Man behauptet, die Ausweisung Ruge's aus Paris sei bei der französischen Regierung durch die preußische mit den größten Drohungen erzwungen worden, der Gesandte wollte abreisen rc. Wie reimt sich das mit unsern konstitutionellen Gesinnungen? „Solche Gehässigkeiten werden dem Könige von seinen Ministern abgedrungen.“

„Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. By Sir Robert Adair“ (London 1844). Ein recht eingefahrener englischer Diplomat, der nichts sieht und kennt als seinen vorgeschriebenen Weg, mit Scheuklappen für rechts und links. Die zähe Selbstsucht der englischen Politik offenbart sich ungezwungen; es ist dies an sich kein Vorwurf, nur soll sie nicht dann wieder sich anstellen, als sei es anders mit ihr. In seiner Erörterung mit Gentz ist Adair anmaßend und fürwitzig. Die Geschichte wird wenig von diesen Minutien aufbewahren.

Freitag, den 7. Februar 1845.

Heute nach einer schlechten Nacht, wie ich eben aus dem Bette steige, Bettina von Arnim, die mich mit lachendem Ungestüm überfällt und mir den noch wüsten Kopf ganz verwirrt. Sie verkündet, alles bisher Geglaubte sei nicht wahr, es käme keine Konstitution, der König sei von seinen Ministern herumgekriegt, habe alles zurückgenommen 2c. 2c. — „So? Also diesmal nicht? Dann ein andermal!"

Besuch von Herrn von W.; ihm hat Prinz Friedrich gesagt, am 9. würde noch keine Erklärung geschehen, doch die Sache sei im Gange, jetzt aber durch Zwistigkeiten gestört, die von Seiten der Prinzen dem Könige viel Ungemach schaffen. Auch W. will nur immer in den Sachen hanthieren, zwischentragen, anreizen 2c. Ich sage ihm, er soll die Sachen gehen lassen, es sei für unsereinen jetzt darin nichts zu thun.

Die „Staatszeitung" enthält einen scharfen Artikel gegen Dänemark über den Sundzoll.

Sonntag, den 9. Februar 1845.

General von Rühle sehr niedergeschlagen, weil den Gerüchten von Reichsständen vielseitig widersprochen wird, und man das Uebergewicht der Gegner laut verkündet.

Abends ging ich unruhig und unmuthig zum Minister von Bülow, mit dem ich ein langes, inhaltvolles Gespräch hatte. Obgleich den Provinziallandtagen, die heute eröffnet werden, noch nichts von Reichsständen mitgetheilt ist, so steht doch die Sache noch ganz ebenso wie vorher; der König ist durchaus entschlossen, und will den Einspruch

des Prinzen von Preußen nicht gelten lassen, wenn auch einzelne Meinungen desselben beachtet werden.

Sonntag, den 9. Februar 1845.

Die „Staatszeitung" brachte heute Abend die Nachricht von der Eröffnung der Provinziallandtage und zählte die ihnen mitgetheilten Königlichen Propositionen auf. Von Reichsständen kam nichts vor. Ich hatte die Erwähnung kaum noch erwartet, bei der darauf gerichteten Spannung der Gemüther schien mir aber die Unterlassung ein bedeutender Nachtheil, der mich mißmuthig machte; denn, wenn ich von Haus aus die Sache nicht gewünscht habe, so wünsche ich doch noch weniger, daß sie, einmal begonnen, schief gehe. Nach einigem Ueberlegen ging ich zum Minister von Bülow, um zu hören, wie die Sache eigentlich steht. Ich schien ihm gelegen zu kommen, und er theilte mir alles mit.

Der König, sagte er, wankt in seinem Vorhaben durchaus nicht, von russischer und österreichischer Seite ist kaum versucht worden ihn umzustimmen, und würde dies auch immer vergeblich gewesen sein. Aber mit dem Prinzen von Preußen ist der König in hartem Kampfe. Der Prinz schien bereits nachzugeben, aber nach einer langen Unterredung mit dem Minister des Innern Grafen von Arnim, der anfangs mehr auf des Königs Seite war, seitdem aber mehr auf der des Prinzen steht, hat dieser seinen Widerspruch heftiger erneuert. Er hat sich staatsrechtliche Gutachten ausarbeiten lassen, die ihm ein Recht des Widerspruches beimessen, der König hat diesen andre entgegengesetzt, welche jenes Recht verneinen. Wunderbar, daß in Preußen eine solche Frage nur möglich ist! Aber sie war

schon früher aufgeregt, und ich erfuhr zum erstenmal eine bisher völlig ungekannte Thatsache; nämlich im Jahre 1806 hatten die Brüder Heinrich und Wilhelm von Preußen sich angemaßt, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten den Krieg gegen Frankreich gleichsam untersagen zu wollen, wenigstens gedroht, ihren Einspruch bis zum Widerstande zu treiben, worauf der sonst so unentschlossene König ihnen sogleich erwiederte, sie möchten es nur versuchen, wie weit sie damit kämen, er aber werde in solchem Falle sich für befugt halten, ihnen die Köpfe vor die Füße legen zu lassen. Die Akten über diesen Vorgang hat sich der König aus dem Archiv geben lassen, und sie liegen in seinem Kabinet. Indeß wird noch an einer Ausgleichung nicht verzweifelt. Der Prinz von Preußen giebt die Frage Ob schon gewissermaßen zu, und wirft seinen Eifer auf die Frage Wie. Der König hat ihm den Entwurf zur Verfassung vollständig mittheilen lassen, und erwartet die Bemerkungen oder einen Gegenentwurf des Prinzen. Bülow hat diesen nachdrücklich aufmerksam gemacht, daß irgend eine Mittheilung über den Inhalt des Entwurfs, etwa nach St. Petersburg, einem Staatsverrath gleichkäme. Ich fragte, wieso überhaupt die Nachricht, der König wolle Reichsstände, sich so früh habe verbreiten können? Bülow meinte, die Andeutungen in französischen Blättern möchten wohl aus Wien gekommen sein, dann aber habe der Minister Alvensleben unbefugt und pflichtwidrig die ganze Sache ausführlich dem Könige von Hannover mitgetheilt, durch den sie dann nach England gekommen sei; der Gesandte Bunsen habe nur ältere Willensmeinungen des Königs gekannt, die schon wieder vergessen seien, die neuesten aber nicht. Von Alvensleben sagte der König, als er den Streich erfuhr, bloß unwillig: „Ich weiß ja, daß er

den König von Hannover mehr liebt, als mich!" Friedrich der Große hätte ihn auf die Festung geschickt. Ueberhaupt beklagt Bülow, daß der König nicht strenger durchfahre; den Minister Arnim, meinte er, müßte er sogleich verabschieden, da dieser, der Hauptmann für das Werk, demselben eigentlich entgegen und jedenfalls zu lau sei. Er lobte sehr die kräftige Wirksamkeit des Kriegsministers von Boyen. Die Hauptsache sei jetzt, schloß er, den König und den Prinzen zu vereinigen, um jeden Preis eine offene Spaltung zu verhüten; man müsse das Wohl des Staates im Auge haben, nicht Personen oder gar Partheien. Vielleicht gelinge es, dem Könige durch den Prinzen sogar einige Verbesserungen abzugewinnen, zum Beispiel zwei Kammern, da nur Eine dem Prinzen zu demokratisch dünke; der König aber gehe darin, daß er alle französischen Formen meiden wolle, offenbar zu weit. Sollte der Prinz und sein Anhang aber meinen, den König nur Zeit verlieren zu lassen und die Schwierigkeiten so zu häufen, daß die ganze Sache unterbliebe, so würden sie sich bitter täuschen und die Folgen davon schwer auf sie zurückfallen; eine öffentliche Erklärung des Königs, daß sein Bruder ihm entgegen sei, würde diesen vernichten. Der König sei fest entschlossen, seine Sache durchzuführen, könne auch ohne Schmach und Schimpf nicht zurücktreten, Achtung und Ehre stünden auf dem Spiel. Freilich sei schon die Verzögerung ein großer Schaden, und wenn die Landtage die Petitionen wegen Reichsständen beriethen, würde man es bereuen, sie nicht durch frühere Eröffnung im voraus beruhigt zu haben. Ueberhaupt würden diese Landtage nicht sanft hingehen, vielleicht wolle man ihr stürmisches Treiben eben recht geltend machen, um Reichsstände als gefährlich zu schildern, aber auch das würde vergeblich sein, und solche Rechnung

zieme höchstens einem Partheihaupte, dem das Ganze gleichgültig ist, nicht aber einem Prinzen des Hauses, der selber zum Herrschen berufen sei. — Ich blieb etwa drei Viertelstunden und ging in großer Aufregung weg. — Eigentlich ist die preußische Revolution in vollem Gange!

Montag, den 10. Februar 1845.

Nach einer schlechten Nacht unmuthig aufgestanden.

Ich konnte nicht umhin, einen Artikel ganz zu Gunsten des Königs über den Stand der Sachen an die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg zu senden, zugleich mit meinem Aufsatz über Sömmering. Ich überlege mir die Sachen hin und her, und gewinne ihnen wahrlich keine heiteren Seiten ab.

Auf der Seite des Königs zu stehen, gilt fast schon als Zeichen schlechter Denkart; die gute Sache ist auf Seiten der Prinzen! — Die meisten hohen Diener des Königs sind wider ihn, auch Savigny ist so schlecht unterrichtet, oder so schmeichlerisch feig, daß er über die Konstitutionsgerüchte spottet, so auch der Minister Graf von Arnim, der doch gut weiß, was der König will. Aber vom Könige hat man nichts zu befürchten, wenn man ihm entgegen ist, von der Prinzlichen Parthei aber bittren Haß, wenn man nicht mit ihr ist. Das ist eine schlimme Stellung!

Der Herzog von Ratibor ist nach Schlesien abgereist, und hat vorher hier versichert, der König habe laut versichert, er denke nicht an Reichsstände und Konstitution! Dagegen erfindet man auch, der Prinz von Preußen habe an den Gesandten von Canitz nach Wien geschrieben und demselben aufgetragen, was er dem Fürsten von Metter-

nich sagen solle, darauf habe denn Canitz mit Metternich zusammen ausgearbeitet, was von Wien aus dem Könige vorgestellt werden solle. — Der Minister von Rochow soll seine ganze Thätigkeit aufbieten, um dem König entgegenzuarbeiten, ihm mißt man auch eine nähere Verbindung mit St. Petersburg zu, woraus sich manche verdrießliche Ausplaudereien erklären.

Seltsam, die Ultra's, welche den König am meisten zur Hinrichtung Tschech's drängten, haben nicht geahndet, daß sie damit dem König einen Keim in die Brust legten, der in Konstitution ausbrechen würde, und jetzt denkt der Prinz von Preußen wohl nicht, daß er, indem er sich der Konstitution widersetzt, dasjenige herbeiführt, was er noch weit mehr haßt und fürchtet, die Revolution! Und ich sehe sie schon als begonnen an; denn wenn er auch jetzt nachgiebt, so werden doch tausend Anlässe sich ergeben, dem Könige auf's neue entgegen zu sein. Die Prinzessin von Preußen hat neulich zu jemand gesagt, man solle nicht glauben, daß sie auf ihren Mann wirken könne; wenn er in seinem Eigensinn sei, könne niemand ihn zu Raison bringen! — Alles das hätte nichts zu sagen, wenn der König folgerichtige Strenge handhabte; aber die Andern wissen zu gut, daß das nicht der Fall ist.

Eine neue Zensurverordnung, daß die Zeitungen bei Mittheilung der vom Oberzensurgericht freigegebenen Artikel nicht mehr sagen dürfen, daß dies geschehen, weil dadurch die ersten Zensoren bloßgestellt würden, ist vom Minister des Innern veranlaßt worden, jedoch soll der König einige Bestimmungen darin gestrichen haben; daher sagt man nun, die Arnim'sche Verordnung habe die Beine verloren und Kopf nie gehabt!

Sonderbar, daß der König meint, eine zeitgemäße Kon-

stitution müsse sich möglichst von den französischen Formen fern halten! Im Gegentheil, möglichst ihnen sich nähern müßte sie, aber noch besser sie überflügeln, denn offenbar sind sie das reifste Erzeugniß der Zeit, und in gewissem Sinne fast schon veraltet. Er wird schon sehen, wie unwillkürlich doch alles auf diesen Weg einlenkt. Das große Beispiel, die lange Erfahrung der Nachbarn muß nothwendig einwirken.

Mittags Bettina von Arnim eine Stunde bei mir. — Ein Mitglied des Lokalvereins für die arbeitenden Klassen hat zu ihr gesagt: „Nur keine Konstitution! Wir gehen jetzt auf zwei graden Beinen und wollen schon weiterkommen, mit Konstitution aber werden wir auf zwanzig Jahre hinken!“ — Kein dummes Wort!

„Die Rechte jedes Menschen“ (Bern 1844). Eine kommunistische Schrift von Friedmund von Arnim. Auch der Fürst von Lynar soll etwas Kommunistisches in Druck gegeben haben. Immer noch Saint-Simonismus, der sich ausbreitet!

Mittwoch, den 12. Februar 1845.

Ich kann mich der trüben Vorstellungen nicht erwehren, sie erzeugen sich immer auf's neue, aus den verschiedensten Quellen. Diejenige Welt, der ich angehöre, nimmt ab, und eine neue steigt auf, die meinem Geiste näher angehört, aber meinem Leben nicht; an ihren Kämpfen und Siegen werd' ich eben nur im Geiste Theil haben. — Heute, am stillen Tage, den ich zu Hause verbringe, ohne Berührung von außen, sind alle Erinnerungen qualvoll wach in mir, ich habe dem Andenken Rahel's heiße Thränen geweint, und dem Andenken meiner Jugendzeit, in der

ich sie zuerst sah, und meine ersten Freunde gewann. Alles, alles war mir belebt in schmerzlichster Sehnsucht, alles war schön, und doch lange nicht schön genug, dicht neben der Schönheit so viel Dürftiges, Geringes! — Doch hab' ich große Schicksalsgunst erfahren, ich habe Rahel gefunden, Fichte'n und Goethe'n gekannt, dann Charlotte Wynn — das im Persönlichen; im Allgemeinen aber hab' ich die französische Revolution erlebt, den Befreiungskrieg, die Juli-Revolution, soll ich die preußische Konstitution auch rechnen? Ich weiß nicht, ich habe den rechten Muth nicht zu der Sache, ich kann ihr nicht trauen. Wie elend schleppt sich wieder alles hin! Alles Freudige, Frische, wird in Zögerungen erstickt. — Im Grunde liegt hierin hauptsächlich meine heutige Verstimmung.

Ich fuhr gestern noch zu Bülow, wo es nicht so voll war wie gewöhnlich. — Mit Bülow konnt' ich nur vor Zeugen sprechen, es schien aber nichts Neues vorgegangen zu sein, sonst hätte er wohl die Gelegenheit gefunden, mir einen Wink zu geben.

Heute lange im Bette geblieben. Nicht arbeiten können, wegen Unwohlsein. Im Zimmer auf und ab gegangen. — Papiere durchmustert. Im Pindaros gelesen, ich bedurfte solcher Nahrung. Welch eine Welt, die der Griechen, welch eine Sprache!

Nachricht, daß Steffens gefährlich erkrankt ist.

Herr von Erxleben hatte auf dem Lande einen seiner Leute bei den Beinen aufgehangen, und ist dafür zu neun Monat Festung verurtheilt; jetzt geht eine Bittschrift von Edelleuten an den König zur Unterschrift umher, der König möge ihm die Strafe schenken. Zur Ehre des Grafen Herrmann von Lottum muß ich anführen, daß er sich gegen die Bittschrift erklärt, ebenso Herr von Jagow und Graf

Itzenplitz, denen auch Graf von Königsmarck beitritt; dem Gesetze müsse Vollzug werden, sagen sie.

Freitag, den 14. Februar 1845.

Die Altpreußen sind über den Anschein, daß es mit der Konstitution nichts werde, beruhigt und erfreut, sie sehen in solcher Anstalt nur Hemmung, nicht Förderung, bei dergleichen Meinungen stutzen dann die Aristokraten, Konservativen, und möchten die Konstitution fast wünschen; faßt der Prinz von Preußen die Sache einmal unter diesem Gesichtspunkte, so wird er ihr eifrigster Förderer!

Heute früh Nachricht, daß Steffens gestern Abend gegen sieben Uhr sanft entschlafen. Ich fuhr hin, fand Frau und Tochter in tiefer Trauer, aber sehr gefaßt. Ich sah die Leiche; mit tiefer Wehmuth!

Gerücht von Veränderungen im Ministerium. Verfassungsgespräche. Die Hof- und Gesellschaftslustbarkeiten verschlingen alles andre Interesse. Der Prinz von Preußen selbst lacht und scherzt, und macht bei seinen Festen den Wirth, als wäre der Himmel ganz heiter. Er schadet sich ungeheuer durch seinen Widerspruch; schon heißt es, er habe gesagt, ihm sei die Rolle zugewiesen, die der jetzige König von Hannover als Herzog von Cumberland habe spielen müssen. — —

Der neue Landtagsmarschall für Schlesien, Prinz von Hohenlohe hat vor seiner Abreise nach Breslau hier erzählt, der König habe in Bezug auf das Verlangen nach Reichsständen gesagt: „Wenn man mich drängt, werde ich mit Kartätschenschüssen antworten.“ Hat der König das gesagt, oder sprengt man es nur aus? In beiden Fällen schlimm! Der König muß wissen, daß Kartätschenschüsse

ohne körperliches Ziel gar nichts sind; und er wird gezwungen sein, wie schon mancher in seinem Falle, nicht durch Menschen, aber durch die Gewalt der Dinge. „Heute will ich, morgen muß ich.“

Dienstag, den 18. Februar 1845.

Wegen der Verfassungsfrage wird die Stimmung wieder lauer; die Unterrichteten meinen, der König habe noch denselben Willen, lasse denselben aber in Zerstreuungen erschlaffen, und vorzüglich dadurch siege denn der Widerspruch. Das Vertrauen in den König sinkt aber beträchtlich, und besonders diejenigen, welche seine Nachgiebigkeit jetzt wünschen, denken am übelsten von ihr in Bezug auf ihn selbst. — Boyen hat zu Krauseneck gesagt, man könne auf nichts rechnen, was eine bestimmte Handlungsweise des Königs verlange, derselbe sei fern von jeder Positivität! — Wie werden die auswärtigen Mächte vom Könige urtheilen, wenn er sich „herumkriegen“ läßt! wie die Prinzen hier! Daß vielleicht aus der Konstitution nichts wird, ist mir kein Kummer, ich habe an der Mißgeburt — denn das muß sie sein — keine Liebhaberei, aber daß der König solchen Schaden erleiden muß, das beklag' ich aufrichtig. Hätte er doch lieber nichts angefangen!

Dieser Tage fleißig in den Archivakten über Schwerin gearbeitet, Auszüge, Eintragungen ꝛc.

Heute ist Steffens mit großem Gepränge begraben worden, auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thore. Ich konnte nicht dabei sein.

Zumpt brachte mir seine Druckschriften über das römische Haus und über die Religion der Römer.

Mittwoch, den 19. Februar 1845.

Man sagt, der Prinz von Preußen habe dem Könige das Verfassungswerk völlig entwunden, er wisse zu gut, daß der König bei fortgesetztem Widerstande leicht ermattet, die Sache liegen läßt und sich an andern Sachen erholt, bei denen wieder ein frischer Wille und leichtes Gelingen zu versuchen ist. Aber der König giebt das Verlassene nicht auf, er kommt wieder darauf zurück. Und da man das weiß, so bleibt alles in ungewisser Schwebe, und das einmal Gewollte kann immer wieder vorkommen, ohne je seiner Ausführung gewiß zu sein! — Wenn der König jetzt mit den Reichsständen nicht durchdringt, so giebt es eine häßliche Wendung unsrer Sachen; hätte er dann doch lieber nichts angefangen! Ich vergleiche seine jetzige Lage der seines Vaters im Jahre 1805; der Krieg, den er damals vermied, brach im folgenden Jahre um so gewaltsamer und verhängnißvoller aus! — Ich stehe zum Könige heute in ähnlicher Weise wie 1819 zum Staatskanzler; ich bin ohne Auftrag, ohne Gunst, ungekannt oder doch unbeachtet, suche aber mit meinen Kräften den guten Willen zu unterstützen, die gestellte Aufgabe zu erleichtern. Doch gegen die Schwäche der Karaktere hält nichts Stand! Ich werde wieder zurücktreten, wie damals, wo Hardenberg nicht hören wollte, daß er in Boyen, Humboldt und Beyme seine besten Stützen habe, und diese nicht hören wollten, daß sie ohne Hardenberg machtlos werden müßten! Der König hört jetzt am meisten auf diejenigen, die seiner Absicht entgegen sind. — Man verliert alle Lust und Theilnahme, und kann doch nicht gleichgültig sein, denn unser Aller Glück und Unglück ist in den Sachen mitbefangen.

Ich habe heute die in Paris gedruckte Schrift: „Das

Königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. Eine den preußischen Ständen überreichte Denkschrift. Von Doktor Johann Jacoby" zu lesen bekommen. Sie ist von gediegenem, folgerichtigem Inhalt und furchtbarer Wirkung. Das sind andre „Kartätschenschüsse" als die, mit denen der König gedroht haben soll! Und der ungeheure Muth des Mannes, der sich offen als Verfasser nennt! Was ist eine schwache wankelmüthige Willenslust gegen solche Willensstärke! Dennoch kommt die Schrift in diesem Augenblicke sehr ungelegen und kann der Entwicklung, die grade im Gange ist, sehr schaden; eine andre Entwicklung freilich wird ungeheuer durch sie gefördert.

Die deutsch-katholische Kirchengestaltung macht aller Orten reißende Fortschritte, und die Zeitungen dürfen darüber berichten. Geld, Unterschriften, Versammlungen! Ronge und Czerski! Das kann weit führen!

General von Pfuel liegt am Hexenschuß in Randow danieder; er wollte hier einige Urlaubswochen vergnügt zubringen, so wie er aber besser ist, muß er nach Neuchatel, wegen der Schweizerwirren. Auch der Graf von Lottum, der wider Verhoffen den Gesandtschaftsposten in der Schweiz doch angenommen hat, soll eiligst abgehen; auf den schwierigsten Posten der unfähigste Mensch! Deßwegen soll auch Pfuel dort sein, aber die Tagsatzung kann er doch nicht besuchen! — Metternich betreibt die Schweizersache mit großem Eifer, und er dringt darauf, daß Preußen dort jetzt seine Leute habe.

In Schwerin's Papieren gearbeitet, Friedrich's des Großen Lobrede auf den General von Goltz wiedergelesen; was dieser Fürst für Männer zu Gehülfen hatte! Er wußte sie zu unterscheiden, an ihren Platz zu stellen, sie zu schätzen. Solch ein Goltz, einer der trefflichsten, begab-

testen, wirksamsten Menschen, ist gar nicht einmal berühmt!

Beim Könige ist heute Konzert.

Freitag, den 21. Februar 1845.

Gestern an die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, für diesmal genug! Der gute Wille für Andre, dem diese nicht entsprechen, wird zuletzt eine Thorheit und ein Widersinn. Ich lasse mich nur zu lange hinzerren, und sollte endlich klug sein und davonbleiben!

Heute Abends bei Olfers. — Oberpräsident von Meding. Letzterer sagte mir, der König habe den sämmtlichen Ständemitgliedern einzeln und unter der Hand mittheilen lassen, sie möchten sich in Betreff der Reichsstände ruhig halten! Wird diese Bitte fruchten? wird sie weithinaus wirken? Ist diese Art der Zuflüsterung würdig? thut sie nicht dem höchsten Ansehn Eintrag? — Schon hört man die schrecklichsten Aeußerungen über den Zustand unsrer öffentlichen Angelegenheiten; die Konstitutionsgelüste des Königs waren nur ein Karnevalscherz; Preußen ist jetzt vorzugsweise der Staat, der eine Verfassung „auf dem Papiere" hat; der König wollte dem Volke einen Brocken hinwerfen, aber der Prinz von Preußen hat ihn weggeschnappt; der vorige König Friedrich Wilhelm der Vierte, — „Sie wollen sagen, der jetzige" — Nein, der vorige, der jetzige ist der Prinz von Preußen, — und was dergleichen Reden mehr sind.

Wankelmuth, Einfälle, Phantasterei — führen zur Schwäche und Unheil; Verachtung, Hohn und Spott wird uns geboten, und die schlimmste Wendung der Dinge bleibt allein übrig! — Warnungen vergeblich! Die Jahre

1805 und 1806 sprechen laut, aber die Ohren sind taub. Die Stimme der Vernunft und Erfahrung muß im Exzellenztitel auftreten, und auch das hilft oft nicht. — Mögen sie zusehen, wie sie fertig werden!

Sonntag, den 23. Februar 1845.

Die getäuschte Erwartung wegen der Konstitution äußert sich in herbem Unwillen. Der König hat sich in der Meinung unendlichen Schaden gethan, der Prinz von Preußen sich noch weit mehr. Dem Könige wird sehr verdacht, daß er nicht durchgreift, wie er es doch anfangs wollte. Man spottet über die Gelüste, die keine Folge haben. Man spricht vom Schwanenorden, vom Bisthum von Jerusalem. — Karikatur in Leipzig. — Und dabei ist die Sache nicht aus; der König hat heftige Erörterungen mit dem Prinzen, der seinerseits auch sehr starke Ausdrücke gebraucht und sich wie ein Mitregent benimmt, etwas Unerhörtes in Preußen! — Die Zwietracht in der Königlichen Familie ist also nun da, der Großmuthsschmelz von den Reichsständen — falls es noch dazu kommt — abgestreift! — Unglückliches Unternehmen, unglückliches Zögern! — Wird gegen Jacoby in Königsberg etwas gethan werden? Man weiß es noch nicht! Und was wird dabei herauskommen? Man weiß es noch weniger! Man kann ihm nicht sagen, seine Rechnung sei unrichtig; man kann ihm nur sagen, er solle so nicht rechnen. Und welche Schmach, dies zu sagen!

Bettina von Arnim kam und blieb zum Mittagessen. — Sie sprach herrliche Sachen über Armuth, über einfaches geringes Leben, über die Erbärmlichkeit unsres Reichthums, Ehrgeizes, unsrer Lebensarten und Künste; Beispiel

einer zweiundachtzigjährigen Frau vom Lande, die mit Kräutern zur Stadt kommt, deren Vater im Siebenjährigen Kriege fiel, der Mann im Revolutionskriege, der Sohn im Befreiungskriege, zwei Enkel hat sie bei sich, freut sich, daß sie freie Schule haben, ist wohlbewandert in „Gottes Wort“ 2c. 2c. Es war eine herrliche Erzählung, voll Stolz und Freude, Bettinens edelster Kern kam an den Tag!

Professor Werder hat endlich vom Minister Eichhorn erlangt, daß ihm die bisherige Gratifikation von dreihundert Thalern nun als ständiges Gehalt ausgezahlt wird. Eichhorn hat auf Rühle's Fürsprache dabei Rücksicht genommen. Aber was ist das gegen andre Gunst! Der elende Huber hat gleich achtzehnhundert Thaler Gehalt bekommen, und bringt keine Vorlesung zu Stande!

Savigny — dessen Geburtstag gestern durch lebende Bilder in seinem Hause gefeiert wurde — spottet über die gehoffte Konstitution. Dabei weiß er doch, daß eine vorhanden ist, und sagt zu seiner Frau, er begreife nicht, wie so der König grade diese beiden dummen Leute, den Minister von Bülow und den Minister Grafen von Arnim, dabei zu seinen Vertrauten habe machen können! (Der alte Jude: „Ihr meint, ich meine mir? Ja, ich meine mir!“)

Gestern las in der Singakademie Herr Professor Dönniges — ein Schüler Schelling's — über Kommunismus, spöttisch, witzig, mit Achselzucken über die armen Leute und ihre Einbildungen, die Welt habe längst alles Nöthige, auch Assoziationen, es sei alles ganz gut bestellt 2c. Der vornehme Pöbel konnte sich recht ergötzen! Ehrbare, unterrichtete Personen waren sehr empört; Sanitätsrath Doktor Ascherson sprach über Dönniges mit tiefster Verachtung.

Montag, den 24. Februar 1845.

Brief aus London von Carlyle, mit schönen Autographen, durch die englische Gesandtschaft; Daniel O'Connell hat ausdrücklich für mich ein Blatt geschrieben!

Die Leute schimpfen weidlich über das zum Narren haben mit der Verfassung; viele glauben, der König habe sich einen Spaß damit gemacht. — Am Rhein hat der Landtag schon sehr ernste Verhandlungen, und verweist dem Könige, daß er ihr dortiges Recht ein undeutsches genannt.

Hillebrand's „Deutsche Nationallitteratur" zu lesen angefangen; schlechte, ungleiche Schreibart, keine glücklich gezogenen Grundlinien; doch ist der Sinn gut und das Urtheil tüchtig; ich wünsche auch mehr Wärme. Ich erinnre mich, vor fünfundzwanzig Jahren — und seitdem nichts — etwas von Hillebrand gelesen zu haben, und daß es mir denselben Eindruck machte. Das Buch ist doch willkommen, wegen seines ernsten Fleißes, und weil es dem bornirten Gervinus offen und versteckt entgegenwirkt, — Gerechtigkeit ist sein Hauptvorzug.

Der Minister Eichhorn beklagte sich bitter gegen den General von Rühle, daß mit Boyen gar nicht mehr auszukommen sei, so übertrieben liberal sei derselbe! Dagegen mit Savigny könne er sich leicht verständigen, der sei billig, — das heißt, servil und heuchlerisch, wie Eichhorn selbst.

Dienstag, den 25. Februar 1845.

Alle Blätter besprechen die Verfassungsfrage Preußens, die Petitionen wegen Reichsständen und Preßfreiheit kommen am Rhein schon bei den Landtagen zur Sprache.

„Die Verhältnisse der Seehandlung", amtlich dargestellt vom Minister Rother, eine Staatsschrift, mit der

„Allgemeinen Preußischen Zeitung“ ausgegeben. Der König hat die Bekanntmachung erlaubt, sagt aber dabei, daß die Seehandlung neue Fabrikanlagen nicht machen soll.

Die Studenten wollten gestern eine Schlittenfahrt anstellen, wobei die Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier vorkommen sollte. Die Polizei unterdrückte die Sache. Doch standen Tausende von Menschen erwartungsvoll unter den Linden.

Donnerstag, den 27. Februar 1845.

Heute früh W. mit der Nachricht, daß Diepenbrock nun doch bewogen worden, Fürstbischof von Breslau zu werden.

In Homburg ist die Gräfin von Naumburg gestorben. Für den Landgrafen ein unersetzlicher Verlust.

Pfuel ist eifrig für die deutsch-katholische Bewegung, die überall um sich greift. Die Sache ist von größter Wichtigkeit und liegt den meisten hiesigen Leuten weit näher als die Konstitution!

Fleißig in Schwerin'schen Papieren gearbeitet. — In Hillebrand's „Litteraturgeschichte“, in Wilhelm von Humboldt's Schriften, im Pindaros und in der griechischen Anthologie gelesen.

Sonnabend, den 1. März 1845.

Gestern Besuch von Herrn Hirschfeld; außer den Geldsachen auch die Petition der Juden wegen Bürgerrechten besprochen, der hiesige Landtag scheint der Sache günstig, Fürst von Lynar ꝛc.

Heute Schlittenfahrt der Studenten; der heilige Rock von Trier kam doch vor, deßgleichen der Pabst und Ronge,

die Gewerbsverloosung, der Tummel wegen Theaterbillets, der Lokalverein ꝛc. Die Polizei konnte nicht verhindern, daß die einzelnen Mummereien bis zum Dönhofsplatze, wo sich alle versammelten, unbeaufsichtigt durch die Stadt fuhren, und selbst im nachherigen Zuge behauptete sich manches Verbotene.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt nun auch aus Breslau die Bestätigung, daß der König Reichsstände berufen wolle und der Prinz von Hohenlohe dieses den Mitgliedern des schlesischen Landtages eröffnet habe. — Ein launiger Artikel aus Berlin über die kurmärkischen Stände. — Ein sehr tückischer über die deutsch-katholische Bewegung.

Montag, den 3. März 1845.

Vischer in Tübingen durch die Stuttgarter Pfaffen verfolgt.

Leo, Tippelskirch, das Wunderkind Witte in Halle, ziehen gegen Ronge und Czerski los! — Lumpen! Die Leute, welche den katholischen Pfaffen trotzen, scheeren sich den Teufel um die protestantischen!

Mittwoch, den 5. März 1845.

Gestern beim Minister von Bülow im Beginn der Assemblée ein ziemlich langes Gespräch. Er sagt, er stehe im Drange der Arbeiten, daß er gar nicht Zeit habe, an sich zu denken, krank zu sein u. s. w., auch die Verfassungssache sei fortwährend in heißer Bewegung, und am Ende werde unfehlbar des Königs Wille durchschlagen; die Gegner seien aber ungeheuer thätig, erbittert und blindwüthend, diese Leute dächten an nichts Höheres, seien unfähig, den

allgemeinen Zustand zu fassen, der Staat gelte ihnen nichts, das Land nichts, das Wohl des Königs und der Dynastie nichts, sie begriffen nur ihr Partheiinteresse, folgten ihrer tollen Leidenschaft: „Sagen Sie denen einmal etwas von der Zukunft, von dem Drange der Dinge, von Gefahren des Königthums, von Nachtheilen des Königs, Sie werden gleich sehen, daß diese Leute keine Vernunft annehmen, daß sie nur toll und verrückt ihre albernen Redensarten wiederholen, daß sie wie das Vieh so dumm und bornirt sind." Ueber die Jesuitensache in der Schweiz; Metternich, nachdem seine starken Anträge von allen großen Höfen abgelehnt worden, lenkt ein, und man hofft, der Pabst selber werde den Frieden durch Abrufung der Jesuiten erhalten; Bülow stimmt mir bei, daß Metternich nicht ungern jene Ablehnung von Seiten der Höfe empfangen habe. Wir sprechen über General von Pfuel, den Kriegsminister von Boyen, die rheinischen Stände ꝛc. — Bei Bülow mit der Herzogin von Dino-Sagan gesprochen, mit Herrn und Frau von Gemmingen, dem Gesandten von Meyendorff, Staatsrath von Fonton, Geheimerath Pertz, Geheimerath Lichtenstein, Direktor Waagen, Graf von Keyserling, Graf Richard von Kalkreuth, Reumont, Graf von Königsmarck, Frau von Ende ꝛc.

Heute ließ ich mich durch den Nachklang der Bülow'schen Gespräche bestimmen, doch wieder einige Zeilen über die Verfassungssache an die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg abzusenden, aus reinem guten Willen, nach bestem Urtheil, was mir der Sache im Sinne des Königs förderlich dünkt. Man möchte ihm doch gar zu gern helfen! Nimmt willig neue Täuschungen auf!

Wichtige Verhandlungen des rheinischen Landtags, scharfer Tadel gegen den Oberpräsidenten von Schaper, gegen

den Minister Grafen von Arnim, Wahrung der ständischen Rechte, die ohnehin nur ein Minimum seien, alles vollständig in der Zeitung! — Der westphälische Landtag ist fast noch reicher und stärker an Forderungen als der rheinische.

Sonntag, den 9. März 1845.

Gestern Abends bei *. — Fräulein von * erzählte, Willisen habe bei der Königin neulich mein „Kriegesabentheuer" und einige meiner aus dem Russischen übersetzten Sachen vorgelesen, die Königin habe sich darüber mit größtem Lobe geäußert, und wolle der Kaiserin von Rußland das Gelesene empfehlen und sie fragen, ob sie die russischen Sachen wohl in der Urschrift kenne? Der Geschmack am Hofe ist gar unsicher, ich bilde mir nichts ein auf das Lob!

Der Prinz von Preußen ist fortwährend gespannt mit dem Könige. Seine Helfer suchen die Sachen in die Länge zu ziehen, recht wie die kurzsichtigen Leute, die da meinen, Zeit zu gewinnen sei die Hauptsache; sie vergessen in ihrer Partheiverbissenheit, wie sehr dem Staat und dem Könige die Zeit, welche sie zu gewinnen scheinen, verloren geht. Und am Ende leidet ihre Partheisache dabei doch am meisten. Französische Emigranten, ganz wie die Emigranten, und dabei wie die späteren Ultra's; sie bringen die Dinge auf's äußerste. — Der Prinz Karl hat sich auch rühren wollen, der König ihn aber so derb angefahren, daß er erschrak und verstummte.

Im Pindaros gelesen und etwas in Lermontoff.

„Kritische Gänge. Von Friedrich Theodor Vischer." (Zweiter Band. Tübingen 1844.) Das Buch haben die Narren verboten und weggenommen, da muß man's kaufen!

Dienstag, den 11. März 1845.

Der Minister Eichhorn hat wieder zwei alberne Verordnungen ergehen lassen, wegen der Privatdozenten, die künftig nur auf Zeit zugelassen werden sollen, auf vier Jahre, nach denen der Minister ihnen die Vorträge wieder untersagen darf, dann wegen der Examinatorien, die er anempfiehlt, preist, verlangt. Einige Fakultäten haben schon gegen beide Verordnungen scharf protestirt, Böckh sagt, Eichhorn werde sich schwer ärgern! Fast niemand hier an der Universität hat seine Vorlesungen dialogisch und examinatorisch eingerichtet; man findet es eine Albernheit, die nicht thunlich ist, und wäre sie thunlich, der freien Wissenschaft schaden würde. Eichhorn will die Universitäten herabbringen, Lehrer und Studenten dem Schulzwang unterwerfen, alles in unwürdige Abhängigkeit von der Behörde zwingen. Sein körperlicher Zustand soll etwas besser sein, die Spuren des Irrsinns haben sich verloren, wie Nicolai's Phantasmen einst, durch Blutigel.

Donnerstag, den 13. März 1845.

Gestern Abends beim General von Pfuel, der um vieles besser ist; er nimmt den eifrigsten Antheil an der deutschkatholischen Bewegung, die noch immer die größten Fortschritte macht; „das ist das wahre Wunder des Rockes zu Trier!" — Der Fürst von Hohenlohe hat sich durch einige schlesische Landtagsmitglieder bezeugen lassen, daß er ihnen nichts vom Könige wegen Reichsständen bestellt habe. Man glaubt aber doch, er habe es gesagt, und vielleicht sei es nur grade nicht in der Unterredung geschehen, auf die er hindeutet, sondern in einer andern. — Der Fürst von Solms-Lich hat in Koblenz wieder ein hübsches Stückchen

gemacht; auf die Klage aus Trier, der dortige Zensor verweigre die Druckerlaubniß für die Landtagsverhandlungen, beschickte er sogleich den Oberpräsidenten durch zwei Landtagsmitglieder, die auch alsbald zurückkehrten und die Antwort brachten, der Oberpräsident habe schon dem Zensor die nöthige Weisung ertheilt. Die Sache ist unbedeutend, aber die Form erheblich; es ist durchaus unstatthaft, daß der Landtag eine Verwaltungsbehörde durch Abgeordnete beschicke, und daß die Behörde sich mit ihnen einlasse. Das Beispiel ist sehr übel und kann sich übel wiederholen! — Gestern bei der Mittagstafel des Königs kam es vor, daß die Oper „Norma“ langweilig genannt wurde, und auch O. fand sich dieser Aeußerung schuldig, da rief der König: „Was! O., ich schieße Sie todt, ich schieße Sie todt!“ Auch die Königin sagte: „Solch ein Meisterwerk!“ Nachher zeigte Cornelius anderthalb Stunden lang seine Zeichnungen zum Campo santo, er hatte auch heidnische Mythen dazu genommen; der König war etwas verwundert, sagte aber auf Cornelius' Rechtfertigung: „O mit mir haben Sie gutes Spiel! Aber sehen Sie zu, wie Sie mit meinen Herren Theologen fertig werden!“ — Der König sieht alt aus und verlebt.

Wichtige Nachricht von dem schlesischen Landtage, wo Graf von Renard aufgetreten ist, um Reichsstände mit zwei Kammern zu fordern, unter Beistimmung eines großen Theils des schlesischen Adels.

Freitag, den 14. März 1845.

Ich denke mir die Lage des Königs sehr betrübt, er sieht seinen guten Willen auf allen Seiten überflügelt, sein Ansehn sinken, seine Macht zerbröckeln, und weiß nicht,

woran es liegt und wie zu helfen. Zu Gunsten seiner Person und seines Ansehns, doch dabei auch zu Gunsten der Konstitutionssache, schickte ich ein paar Aufsätze an die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg. Es wird nicht viel nützen, aber ich thue es zu meiner eignen Befriedigung. Wie schwer bestraft sich jetzt der Verzug in des Königs Vorhaben, wie sehr verwickelt sich alles! Die Aufregung steigt und wird immer trüber! Bald wird der König für seine größte That weder Ehre noch Dank haben, er wird aller Welt als ein Gezwungener dastehen. — Zum erstenmal in hiesigen Zeitungen erscheint ein selbstständiger Aufsatz über Reichsstände, vom Professor Michelet, mit Druckerlaubniß des Ober-Zensurgerichts, in der „Vossischen Zeitung". Aber wie schwache, veraltete Gedanken bringt der auf! will Abgeordnete der Synoden, der Stifter 2c. Hier in Berlin sind die Gedanken am wenigsten reif, am Rhein sind sie viel weiter. — Das wird noch viele Zusammenstöße geben!

Sonntag, den 16. März 1845.

Der Graf von Renard hat seinen im schlesischen Landtag gemachten Antrag noch in derselben Sitzung zurückgenommen, daher denn auch die Protokolle der Verhandlungen keine Erwähnung davon machen; sie geben nichts als eine abgeschwächte, farblose Mittheilung über Anträge wegen Erweiterung der ständischen Verhältnisse, wobei nicht einmal die gesetzliche Mehrheit von zwei Drittheilen der Stimmen für die Hauptsache erlangt worden! Der Graf von Renard aber hat sich doppelt bloßgestellt, gegen die Regierung durch seinen Antrag, und gegen die ihm Beistimmenden durch die Zurücknahme desselben. In Breslau,

Posen und zum Theil auch in Königsberg hat in den Landtagsverhandlungen eine kriechende, ängstliche, feige Sprache die Oberhand gewonnen, ein Aufwand von heuchlerisch demüthigen, unterwürfigen Redensarten erstickt jede Forderung, die baar und männlich auftreten sollte. Es ist mir zum Ekel, und ich muß mich abwenden von der Erbärmlichkeit! — Auf wie langwierigen, langweiligen, schmutzigen und rauhen Wegen soll Preußen zu einer Konstitution gelangen! Da gefällt mir wahrlich die Regierung Friedrich's des Großen besser, da sorgte, that und befahl Einer, und die Andern konnten ruhig sein. Jetzt soll jeder Theil am Staate nehmen, aber das Theilnehmen hat vorgeschriebene Takte, wobei man zwischen zweien alle Zeit hat einzuschlafen. Die andern Dinge fahren auf der Eisenbahn, die Konstitutionssache noch reglementsmäßig mit der alten Post, zwei Stunden und drüber auf die Meile.

In Hillebrand gelesen, der mir, je weiter ich komme, je besser gefällt. Goethe's Ansichten und Aussprüche sind der Felsenunterbau, auf dem sich das Ganze erhebt. Auch Gervinus ist, ohne es zu wollen oder zu ahnden, ein hauptsächlich von Goethe Gestachelter, ohne das Stück Litteraturgeschichte im zweiten Theile von „Dichtung und Wahrheit" wäre er vielleicht nie darauf gekommen, sein Werk zu unternehmen. Alles was Goethe dort sagt, und was jetzt ganz gewöhnlich ist, war damals überraschend neu, schloß ganz neue Ansichten auf, erregte das Erstaunen und Nachdenken, und wurde gleich von jederman voll angenommen und in Gemeingut verwandelt. — Die Leute wissen's nur nicht mehr!

Montag, den 17. März 1845.

Herr von Henning schickte mir seine Druckschrift: „Zur Verständigung über die preußische Verfassungsfrage", hier bei Besser gedruckt, und gegen Jacoby in Königsberg — „der eine nicht beneidenswerthe Celebrität erworben" — polemisch gemeint. Was der Deutsche nicht Alles für's Geld macht! Die Schrift ist in Auftrag und für das Geld des Ministers des Innern Grafen von Arnim geschrieben, aber das Geld ist weggeworfen, denn solche Leute wie Henning schaden der Sache nur, für die sie schreiben. Hol' ihn der Teufel mit seinem erbärmlichen Gewäsch, kleinlich und philisterhaft, und matt und armselig. Wie so erfrecht er sich nur, mir den Wisch zuzuschicken?

Kühnheit und Zaghaftigkeit sind auf den Landtagen seltsam beisammen. Die Dreistigkeit, den König daran zu erinnern, daß er den Posen'schen Ständen gedroht, er habe sie aufheben wollen, und daß er dergleichen nicht thun dürfe, ohne alle Provinziallandtage darüber gehört zu haben, diese Dreistigkeit geht neben der Aengstlichkeit, man wolle dem Könige sagen, den Wunsch nach Oeffentlichkeit habe man nur darum nicht ausgesprochen, weil man fürchtete, er könnte es übel nehmen! — Die rheinischen Stände sind die muthigsten, das ist gewiß.

Die zwei ersten Bände von Thiers' „Histoire du Consulat et de l'Empire" sind angelangt; ich habe gleich sie zu lesen begonnen.

Dienstag, den 18. März 1845.

Der König bildet sich ein, er habe an seinen Provinzialständen etwas eigenthümlich Deutsches und Deutsch-Historisches; aber deutsch sind sie in Wahrheit nur zu nennen,

insofern sie nun seit etwas mehr als zwanzig Jahren kläglich fortbestehen. Von ältern deutschen Landständen ist kaum eine Spur darin; die bewilligten oder versagten Steuern, die griffen in die Verwaltung ein ꝛc. Die Provinzialstände sind nicht nach irgend einem altgeschichtlichen Maße, sondern nach dem Maße der Angst und Furcht gemacht, die in der Zeit, wo sie gemacht wurden, in der preußischen Regierung herrschten, ihre Gestalt aber wurde ganz neu und willkürlich bestimmt. Wenn der König meint, auch die Reichsstände nach diesem Muster zu gestalten, so darf er nur nicht glauben, damit einer deutschen Eigenthümlichkeit näher zu sein, die wird wohl wieder nur in dem Halben und Schwachen bestehen! Sonderbar, den Völkern, welche in dieser Sache die Erfahrung für sich haben, bei denen die geschichtliche Entwicklung wirklich vorgegangen ist, denen will er nichts entlehnen, und sein Absehn geht recht eigentlich darauf hinaus, seine Einrichtungen von den ihren verschieden zu machen. Als wenn hierin nicht grade das Allgemeine, das überall Entstandene, das Ausprobirte, auch nur allein das Bewährte und Sichre wäre! Warum macht man denn die Kanonen à la Paixhans, die Shrepnells und dergleichen, so genau nach? Wird man, wenn man einst deutsche Kriegsschiffe baut, diese eigensinnig anders bauen, als die Engländer, bloß um irgend eine schwächliche Unform dann mit Stolz deutsch zu nennen? — Mich dünkt, wenn jemand dem Könige dergleichen sagte, er würde es einsehen, wenigstens nachdenklich darüber werden, — aber es sagt es ihm niemand, und so bleibt er in seiner Vorstellung befangen.

Am rheinischen Landtage wurde der Vorschlag gemacht, die Petition um Reichsstände nicht als Petition, sondern nur als Wunsch an den König gelangen zu lassen, unter

dieser Form wollte der Landtagsmarschall Fürst von Solms-Lich beitreten, doch Herr Camphausen von Köln setzte noch die besondre Bedingung, daß der Fürst diesen Wunsch dem Könige persönlich nach Berlin überbrächte, wozu der Fürst sich bereit erklärte. Aus dieser Nachgiebigkeit schließt man, daß der Fürst von Berlin aus dazu angewiesen sei, und daß der König nur den Schein retten wolle, er erfülle nicht Forderungen, sondern berücksichtige Bitten. Damit ist aber heutiges Tages nicht eben viel gewonnen; der Schein wird als solcher zu schnell erkannt.

In der hallischen „Allgemeinen Litteraturzeitung" steht ein tapfrer prächtiger Artikel über die Schrift des hallischen Predigers Gustav Adolf Wislicenus: „Ob Schrift? Ob Geist?" gegen die Verketzerungen, welche der Professor Guericke gegen ihn vorgebracht, und gegen die schändliche Meuterei der Hengstenberg'schen „Kirchenzeitung", die sich wider denselben Mann erhoben; die theologische Wuth dieser verfluchten Pfaffen wird hier scharf beleuchtet und gegeißelt.

Donnerstag, den 20. März 1845.

Gestern Abends bei *; wir sprechen rückhaltlos über unsre Zustände, * meint, wenn der König erst eine Konstitution gegeben habe, so könne es noch zwanzigjährige Kämpfe kosten, ehe die Sachen so zurechtgerückt wären, wie sie einigermaßen bleiben könnten.

Pelz in Schlesien ist zu neun Monat Festung verurtheilt, er hat appellirt. Es sind auffallende Verhaftungen in Breslau und andrer Orte vorgenommen worden, man spricht von rasenden Anschlägen und Verschwörungen,

aber die Leute meinen, dergleichen sprenge die Behörde nur aus, um vorläufig ihre Maßregeln zu beschönigen.

Es scheint den Bemühungen der Landtagsmarschälle, Oberpräsidenten und andern der Regierung Anhängigen doch ziemlich zu gelingen, die Landtage diesmal noch zahm zu halten; man flüstert ihnen unaufhörlich zu, sie dürften alles vom Könige hoffen, nur sollten sie ihn diesmal ruhig lassen, in seinem Vorhaben nicht stören. Das mag denn so hingehen; aber man hätte dergleichen Bitten nicht nöthig gehabt und ganz andre Eindrücke hervorbringen können, wäre man entschlossener vorgeschritten und offener gewesen in Ankündigung dessen, was man beabsichtigt.

In Thiers gelesen, mit Spannung, mit noch unentschiednem Gefühl; das Buch hat mir etwas Unheimliches und reizt mich zum Widerspruch, mehr als mancher entschiedenste Anhänger Napoleon's, mehr als zum Beispiel Bignon. Thiers läßt ungemein seine eigne heutige Stellung durchblicken, thut so weise und billig, so belehrt durch Erfahrung!

Dienstag, den 25. März 1845.

Ich fuhr zur Assemblee von Bülow. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen waren eben vor mir gekommen. — Ich sprach mit Bülow, Trauttmannsdorff, Frau von Gemmingen, Marquis de Dalmatie, Direktor Waagen, Graf von Blankensee, Oberpräsidenten von Meding, General von Peucker, Graf von Keyserling, Gräfin von Schweinitz, Herrn von Franckenberg 2c. Die Ministerin von Bülow suchte mich auf, um mir zu sagen, die Prinzessin wisse, daß ich da sei, und wolle, ich möchte bleiben, bis sie mich gesprochen habe. Inzwischen kam der Prinz

heran und sprach halb zu Meding, halb zu mir von dem märkischen Landtage, den Verhandlungen über den Servis 2c., er hatte einen Ausdruck von bittrem Lächeln, unter dem sich eine wallende Heftigkeit kaum verhüllen konnte; ich nährte das Gespräch meinerseits nur nothdürftig, wozu mehr? — Endlich kam die Prinzessin, sehr artig und verbindlich, fragte nach Homburg', wollte wissen, was und ob ich arbeitete — ich nannte ihr den Namen Held, von dem sie nichts wußte —, erzählte von ihrem Ergehen, von der Mutter in Weimar, vom Leben am Rhein, in Frankfurt am Main u. s. w. Sie wollte offenbar einen guten Eindruck machen, und verfehlte ihn dadurch fast. — Wie glücklich, daß ich nicht von solchen Gnaden lebe! —

Als ich weggehen wollte, hielt mich noch Herr von Schellersheim auf und machte mich mit dem Bürgermeister von Aachen, Herrn Nellessen-Kelleter, bekannt, dessen Frau ich vorigen Sommer in Homburg gesehen.

„Reichsstände werden wir schneller bekommen, als man denkt. Daß ich solchen Tag erleben soll, wo mein Vaterland, für das ich auch mein Blut verspritzt habe, zu Grunde geht, aus blühender Stärke in Verwirrung und Schwäche fallen wird! Ich ließe gern mein Leben, wenn ich das verhindern könnte! O dieser schwache König, ohne Festigkeit und Karakter, von Phantasterei und Eitelkeit übernommen, dieses haltungslose Spielzeug des Zeitgeistes, was stiftet der für Unheil an!" So hört' ich heute reden. Die Leute begreifen nicht, daß sie durch solchen Tadel ihren eignen Boden zerstören; sie beweisen, daß ein unumschränkter König den Staat in Gefahr bringt, sie wollen ihm Schranken setzen, was kann das anders sein als Konstitution?

Donnerstag, den 27. März 1845.

Gestern unerwarteter Besuch von Professor Guhrauer aus Breslau; er erzählt, daß die Deutschkatholischen dort schon dreitausend Gemeindeglieder sind, daß Offiziere und Beamte zu ihnen gehören und daß am Gründonnerstage ihr Gottesdienst und ihre Abendmahlsfeier voll erhebender Rührung und Begeisterung war. — Herr Bürgermeister Nellessen-Kelleter aus Aachen besuchte mich, er sprach ungünstig von jenen Deutschkatholischen, versicherte, am Rhein würde die Sache nie Boden finden, pries dagegen die freisinnige politische Stimmung dort, freute sich der Stände, erklärte, es müsse nun zu Reichsständen kommen, das habe er auch dem Könige gesagt — bei dem er kürzlich gespeist, und ebenso dem Prinzen von Preußen, der aber von Reichsständen nichts hören wolle, und noch viel weniger von Preßfreiheit, die ihm ein Gräuel sei.

Die pommerschen Provinzialstände haben beim Könige auf „Zurechtweisung" des Ministers Eichhorn angetragen, weil dieser einem Geistlichen, der einem seiner Gemeindeglieder den Zutritt zum Abendmahl aus unzureichendem Grunde versagt hatte, Recht gegeben. Fürerst wenigstens steht das Wort in der „Staatszeitung", und das ist immer schon etwas!

Die Verfolgung der deutschen Schriftsteller in Paris hat der Minister des Innern Graf von Arnim angezettelt, indem er darüber unmittelbar an unsern Gesandten in Paris geschrieben, was gegen alle Ordnung ist. Der Minister von Bülow hat den Gesandten tüchtig gerüffelt, und ebenso den Minister des Innern wegen seines dummen Uebergriffs, der auch ganz vergeblich geblieben!

Der Fabrikant Schlöffel aus Schlesien, wegen kommunistischer Umtriebe verhaftet dann freigegeben und dann

wieder verhaftet, ist hieher gebracht worden, um vor dem Kammergericht Rede zu stehen. Der Minister Graf von Arnim hat auch diese Verfolgung wieder betrieben. Ein kleinlicher, ungeschickter Mensch!

Sonnabend, den 29. März 1845.

Zwar in sehr leisem Vertrauen, aber mit großer Bestimmtheit wird versichert, Tschech habe bei seiner Unthat weit weniger aus persönlichen als aus allgemeinen Antrieben gehandelt, er sei zwar durch sein persönliches Mißgeschick erbittert, aber durch die überhaupt getäuschten Hoffnungen zumeist bewogen worden, er habe den König beschuldigt, schlecht zu regieren, der gegebenen Zusagen zu vergessen, dem Volke die Konstitution vorzuenthalten ꝛc. — Dies soll allerdings streng verheimlicht werden; allein wer kann heutiges Tages schweigen? Der Präsident von Kleist selber, der die Untersuchung geführt und auf das strengste Geheimniß gedrungen hat, soll nicht ganz verschwiegen geblieben sein. Wenn das Gerede doch nicht wahr wäre und gleichwohl geglaubt wird, so liegt das nur an unserm Gerichtsverfahren, bei Oeffentlichkeit wäre wenigstens die Unwahrheit nie glaublich.

Die preußischen Stände haben auch der „Evangelischen Kirchenzeitung“ von Hengstenberg eins abgegeben; sie schiene unter gar keiner Zensur zu stehen, schmähe und schimpfe Personen, die ihr mißfielen, ungestraft, die Regierung solle den Zensor strenger anweisen.

Heute an die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben nach Augsburg. Die Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung“ werden vielfach bemerkt; im Grunde haben sie den ganzen Verfassungslärm angehoben, so wie überhaupt ohne mich die Sache hier wohl in der Stille geblieben wäre; dem

Könige ist so wenigstens ein Theil des ihm gebührenden Ruhmes gerettet und er selbst in seiner Richtung bestärkt worden.

In Thiers gelesen. Nüchtern, sachwalterisch, kein κτῆμα ἐς ἀεί, nur ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα; der gewesene und der künftige Minister scheint überall durch.

Montag, den 31. März 1845.

Gestern Besuch von Hofrath Dorow und Graf von B.; bittre Klagen der Edelleute gegen die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, über die Begünstigung der Bürger und Bauern, das heißt über deren gesetzliche Gleichstellung mit den Edelleuten!

Ronge und Czerski waren am Sonntage hier, haben Gottesdienst gehalten, gepredigt, getauft &c., mit großer Rührung und Erhebung, unter vielem Zulauf und Antheil. Vortheilhafte persönliche Eindrücke, besonders von dem noch jungen und sehr gut aussehenden, offnen und klaren Ronge.

Der Prinz von Preußen äußert sich mit steigender Bitterkeit gegen Konstitution und Preßfreiheit. Der König soll schon bewilligt haben, daß künftig die Zeitungen bei Mittheilung der ständischen Verhandlungen auch die Namen der Redenden nennen dürfen.

Wozu ist nicht ein oberzensurgerichtliches Erkenntniß nöthig! Zur Mittheilung eines Spaßes in Betreff des Verkaufs von Theaterbillets! Heute steht er in der Zeitung, mit solchem Paß. Der gewöhnliche Zensor hatte also den Spaß unterdrücken wollen!

Mittwoch, den 2. April 1845.

Heute wieder an die „Allgemeine Zeitung“ über die Verfassungssache geschrieben; einige Salzkörner ausgestreut.

Nachmittags ging ich zum Oberkonsistorialrath Marheineke, den ich besser fand, als ich dachte, er geht täglich spaziren, doch nicht allein; im Sommer Vorlesungen zu halten ist ihm nicht erlaubt und er auch nicht fähig. Er erzählt mir von des Ministers Eichhorn Maßregeln zur Herabwürdigung der Universitäten, zu Unterdrückung der wissenschaftlichen Freiheit; seinem Anbefehlen von Prüfungsstunden hat die philosophische Fakultät einen scharfen Widerspruch entgegengesetzt, von Boeckh verfaßt und von allen Mitgliedern unterschrieben, selbst von solchen wie Ranke, Huber, nur nicht von — Zumpt! Ich bin ganz verstutzt, das zu hören! von dem grade hätte ich das nie erwartet! Aber er soll schon längere Zeit sich dem Minister anschmiegen. Die Fakultät sagt dem Minister wahre Beleidigungen und führt seine Vorschriften auf Unsinn zurück. Was hilft's? Der Lump nimmt alles hin, und versucht seine Sache doch wieder! Auch in der Sache der Deutschkatholischen hat sich Eichhorn schändlich betragen; der König will ihnen Gewissensfreiheit zusprechen, Eichhorn sie ihnen verkümmern, er folgt in gewissen Fällen sogar dem Könige nicht so wie den Frömmlern, den Hengstenberg, Gerlach rc. — Abends bei der Gräfin von *. Der Graf erzählt sehr lustig, wie es bei dem Könige hergeht, wenn Tieck Abends vorliest, an Stille ist gar nicht zu denken, jeden Augenblick wird etwas gebracht oder kommt jemand; hört dann Tieck mit Lesen auf, so sagt der König ganz zärtlich: „Lesen Sie doch weiter, lieber Tieck!", nimmt aber dann doch selber die etwa gebrachte „Staatszeitung", das „Fremdenblatt" oder sonst Neues, der Prinz von Preußen ebenfalls, und der König vergißt wohl in der Zerstreuung, daß gelesen wird, und theilt eine

Neuigkeit mit 2c. Dabei soll Tieck sich glücklich fühlen! Er fühlt sich gepeinigt, entwürdigt, verhöhnt!

Der König, heißt es, will die Gesandten von Canitz und Bunsen kommen lassen, ihm in den Verfassungssachen zu helfen; er thäte zu diesem Zwecke besser, die Minister Eichhorn und Savigny und Graf von Arnim gehen zu lassen! Herr von Canitz meinte, sein Vater und Bunsen — das ginge nicht, die spannen nicht miteinander!

Fleißig in Malmesbury gelesen. Abscheuliche Staatsleitung unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten! Noch heute zum schämen!

Donnerstag, den 3. April 1845.

Schreckliche Wassersnoth in Breslau, in Dresden 2c. In Dresden ist der Mittelpfeiler der Elbbrücke geborsten, das große eiserne Kreuz in die Elbe gestürzt, worüber der Zeitgeist seine Bemerkungen macht, Aberglauben gegen Aberglauben.

Sendung vom Fürsten W., neuester russischer Almanach, Denkmal Krüloff's, der Roman „Fürst Kurbskii“ in vier Bändchen, vom Verfasser Boris Fedoroff mir zugeschickt. Grüße und Klagen von Graf B. und Tochter. Trauriger Zustand in St. Petersburg, alles eng und beklommen, mißtrauisch, geheim! Der Kaiser schimpft ohne allen Rückhalt auf unsres Königs Verfassungsentwürfe, sieht uns als einen aufgelösten Staat an; man glaubte sogar, er würde Truppen an die Gränze vorrücken lassen! Das soll er mal versuchen! Der Kaiser ist in einer Lage, in der ihm schlimmer zu Muthe sein muß, als unsrem König in der seinigen; Preußen braucht den Kaiser im geringsten nicht zu fürchten, Preußen hat in

solchem Falle, daß es gegen die Russen geht, ganz Deutschland für sich.

In den Memoiren von Malmesbury eifrigst weitergelesen. — Eine neue Auflage der „Memoiren der Markgräfin von Baireuth" ist eben in Braunschweig erschienen; ob man sie verbieten wird? Mißfällig sind sie dem Hofe sehr. Sie werden einstweilen begierig gekauft.

Der König hat sich über den Minister Grafen von Arnim sehr hart geäußert; warum entläßt er ihn nicht? Er hat lauter Leute um sich, mit denen er nichts anfangen kann. Die Verfassungssache schleppt sich hin; mittlerweile haben innere und äußere Ränke dawider freies Spiel und verderben so viel als möglich. — Wo man hinhört, vernimmt man Widersacher. Was muß das aber für eine unwiderstehliche Kraft sein, die trotz allseitiger Schwierigkeiten, trotz so vieler vereinten Macht doch entschieden vorwärts drängt zur Konstitution!

Sonnabend, den 5. April 1845.

Die Königin ist nun doch nach Dresden abgereist; die Reise wird ihr schwerlich gut bekommen, in dieser Kälte, in diese Wassersnoth hinein. — Der König ist nach Potsdam gezogen, wo er eine Zeitlang bleiben will. General von Pfuel hat auf zwei Tage mitgehen müssen. Den König quält die Verfassungssache, das Ob ist ihm entschieden, aber das Wie wird ihm täglich unsichrer, und am meisten, was er zunächst in der Sache thun soll. Daß der Aufschub nicht gut wirkt, sieht er zur Genüge ein. Die Landtagsabschiede geben auch wieder heillose Arbeit und Verlegenheit.

Nebenius in Karlsruhe ist wieder Präsident des

Ministeriums des Innern geworden. Ein Halbsieg der Liberalen und Konstitutionellen! Mehr würde für ihre Sache sein, wenn Preußen seine Reichsstände bekäme. Alle deutschen Stände würden dann weniger in ihrer Besonderheit stehen und stark und stärker sich dem Allgemeinen zuwenden. — Unsre Krisen gehen langsam, langsam! Und bleiben ohne hinzutretende Ereignisse wohl gar unvollendet.

In Malmesbury gelesen, merkwürdige Aufschlüsse über seine Verhandlungen in Paris und in Lille. — Tüchtige Kritik im „Morning-Chronicle" gegen Thiers' „Geschichte Napoleon's". — In Goethe's „Divan" gelesen.

Montag, den 7. April 1845.

Pfuel sagte mir, der König sei in Potsdam ganz heiter und guter Dinge, zeige keinerlei Unruhe und Besorgniß, und müsse wohl in seinen Entschlüssen fest und klar sein. Den Deutschkatholischen will er, sagte er zu Pfuel, dieselbe Freiheit lassen wie den Alt-Lutheranern; das ist alles, was nöthig ist. Doch sind die Ränke, Geschreie, Flüsterungen, Wuthschnauben und Gewaltsamkeiten der Römisch-katholischen in voller angestrengter Arbeit. Die Fürstin von Metternich bestürmt unsern Gesandten von Canitz in Wien mit Anforderungen, der König solle doch das Unwesen niederschmettern! — Neue Bedrängnisse der römischen Kirche in Rußland; sie verliert Boden, das ist gewiß.

Neuer Kampf in der Schweiz; die Freischaaren gegen Luzern abermals gescheitert, die Jesuitenparthei siegend.

Mittwoch, den 9. April 1845.

N. erzählte mir im Vertrauen, der Kaiser habe in St. Petersburg mit ihm sehr ernst und viel über die Verfassungssache Preußens gesprochen, dies habe er, N., sowohl an Nagler geschrieben, als auch dem Gesandten von Liebermann mitgetheilt, darauf habe der König die Sache erfahren und ihn bloß deßhalb hieherkommen lassen, um sich alles mündlich genau von ihm berichten zu lassen; das sei heute in Potsdam geschehen, wo auch N. beim Könige zur Tafel war; der König hörte alles mit Ernst und Eifer an, that aber sehr entschieden und sagte mit Nachdruck: „Glaube nur niemand mir etwas abzutrotzen, damit kommt man bei mir schlecht an.“ Meinte er die Liberalen, oder den Kaiser Nikolaus? N. war nicht recht gewiß!

Die Jesuitenfreunde in Luzern haben gesiegt; aber in Zürich sind die Liberalen an die Regierung gekommen. — Unselige Verwirrungen!

Donnerstag, den 10. April 1845.

In den rheinischen Provinzialständen ist schon die Stimme erschollen, die ich vorhersagte, die Stimme wider Reichsstände, weil in ihnen die jetzige Selbstständigkeit der Rheinprovinz sich nicht behaupten würde; das ist schon eine Warnung, daß die Provinzialstände zu viel geworden und daß man die Absonderung durch Reichsstände mildern muß! — Die Provinzialstände sind jetzt meistentheils geschlossen, das Konstitutionsgeschrei verstummt und im Volk ist nichts wach und lebendig, was unmittelbar zu Reichsständen drängte, man ist ganz ruhig und guter Dinge, wie sonst. Wer aber unruhig und bedürftig ist, das ist

die Regierung, in ihr ist die Erwartung auf Reichsstände fortwährend gespannt, sie ist's, die sich in der Klemme fühlt und Auswege sucht. — Der Prinz von Preußen meint den König in die Enge getrieben und in seinen konstitutionellen Lüsten gehemmt zu haben; es ist die Frage, ob sich der Prinz hierin nicht irrt; wäre aber auch sein Vorhaben gelungen, so wäre damit nichts Gutes bewirkt, er hätte das Königthum grade als das hingestellt, als was er es nicht sehen will, als ein schwaches, andern Gewalten unterworfenes, er hätte den König selbst um Zutrauen und Ruhm gebracht, und das alles ganz vergebens, denn der Gang der Dinge wird doch nicht gehemmt, derselbe geht auf desto rauheren Umwegen nur um so gewaltsamer vorwärts.

Prinz Friedrich in Düsseldorf wünscht dringend zu wissen, ob der König den Sommer an den Rhein kommen wird. Der König scheint noch nicht entschlossen zu sein; dort nicht glänzend aufgenommen zu werden, wäre ihm unerträglich; doch verheißen ihm einzelne Versicherungen von dorther noch immer eine vortreffliche Aufnahme, vorausgesetzt daß die Landtagsabschiede nicht gar zu schnöde ausfallen.

In Malmesbury gelesen; ein Prachtbild der Verhältnisse und des Dastehens von Pitt, zur wahren Einsicht in das Wesen des staunenswürdigen Staatsmanns unentbehrlich.

Montag, den 14. April 1845.

Düstre, schwere Tage, in denen mich große Geschichtsbetrachtung aufrecht erhält, das erhabene Bild des Kampfes der Engländer gegen Bonaparte's aufsteigende Macht,

und die große Gestalt von Pitt, der mir noch nie so lebendig vor die Seele trat, als durch das Tagebuch und den Briefwechsel Lord Malmesbury's; die große Krisis, Pitt's Unentbehrlichkeit und dennoch Zurückstehen, sein Wiedereintritt, baldiger Tod, und auch Fox's baldiges Sterben, bei der drohendsten Gefahr des Landes, einem wahnsinnigen Könige und nichtsnutzigen Thronfolger, bei unzulänglichen oder unreifen Talenten der Minister, — eine wahrhaft ergreifende Darstellung!

Preßprozeß gegen Mügge, Wehl ꝛc. Spähereien der Polizei ꝛc., lauter armselige Hülfsmittel, während die „Staatszeitung" selber doch die bedeutenden Vorträge mittheilt, die am rheinischen Landtage über Volksvertretung gehalten worden.

Mittwoch, den 16. April 1845.

Die Verfassungsreden am rheinischen Landtage geben einen prachtvollen Schluß zu den diesjährigen Verhandlungen. Was da nicht alles ausgesprochen ist! In schicklichster Form die triftigsten, klarsten Wahrheiten! Mache das einer nun ungesagt, wenn er kann! Da muß der König selber wohl von seinen phantastischen Vorstellungen ablassen, und die Sachen sehen wie sie sind.

Der König ist nach Dresden gereist, die Königin dort abzuholen. Er soll mehr als je darauf beharren, Reichsstände zu berufen. In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" steht jetzt meine Erläuterung über das Entstehen der Verordnung vom 22. Mai 1815 und den Ausdruck Landesrepräsentanten.

Die Schweizerwirren beschäftigen die deutsche Diplomatik über die Maßen, die Diplomatik aber verwirrt sie

nur noch mehr. Guizot spielt mit seinen Noten eine erbärmliche Rolle, Aberdeen keine viel bessere. Metternich, der die Andern angestiftet, hält sich selber am vorsichtigsten.

In Oesterreich ist sogar der Name „deutschkatholisch" verboten! Hier gestaltet sich die neue Kirche mehr und mehr.

Georg Bancroft, Rahel's einstiger Freund hier, der Geschichtschreiber Amerikas, ist unter dem Präsidenten Polk Marineminister der Vereinigten Staaten geworden.

Freitag, den 18. April 1845.

Der Justitiarius Friedrich Schulz, Theater-Schulz, auch Spuck-Schulz genannt, ist im achtzigsten Jahre gestorben. Er war auf der Universität Konstantist, in Berlin leidenschaftlicher Theaterfreund, dann Stägemann's Hauspoet; als Theaterkritiker ist er von Goethe belobt worden, das war der Höhepunkt seines Lebens.

Der König fragte neulich den Fabrikbesitzer Diergardt aus Elberfeld, der jetzt hier ist, ob er den „Juif errant" gelesen habe? Er bejahte es. Da fragte der König weiter, ob er denn mit seinen tausend Arbeitern nicht etwas Aehnliches errichten könnte, wie dort von einer Eisenfabrik angeführt wird? Das verneinte Herr Diergardt und hat sodann eine kleine Denkschrift aufgesetzt, worin er den König auf den Unterschied zwischen Roman und Wirklichkeit aufmerksam macht! — „Was unsrem Friedrich Wilhelm nicht alles einfällt!"

Der Bau der neuen Kirche bei Sanssouci wird scharf getadelt; es sei ganz unnöthig, das Geld sei weggeworfen, und eine Kirche passe zu Sanssouci wie die Faust auf's

Auge, oder als wollte man das Zeichen des Kreuzes auf die neue Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen setzen.

Sonntag, den 20. April 1845.

Gestern Nachmittags zur Kriminalräthin Friedel, wegen des Ablebens ihres Bruders Friedrich Schulz, über den wir viel sprachen, seine Eigenheiten, seine versteckte Empfindsamkeit, er hielt als Achtzigjähriger noch fest am Leben und wollte nicht gerne sterben; im Ganzen hat er ein glückliches Leben geführt, hauptsächlich allerdings dadurch, daß er im Staate nichts werden wollte und nur geringe persönliche Bedürfnisse hatte, in Kleidung, Wohnung und Kost ein Cyniker!

Heute Besuch von Herrn M. aus Paris, Gespräch über Frankreich, die Geistlichkeit, die Regierung, die Revolution; Louis Philippe hat alles um sich her korrumpirt, er liebt nur Mittelmäßigkeiten, haßt alle Talente und Karaktere, die sich nicht bestechen lassen.

Fleißig gearbeitet. — In Thiers gelesen; das Buch ist ohne Gesinnung und voll Absicht; ich les' es nur aus einer Art von Pflicht.

Freitag, den 25. April 1845.

Nach drei starken Arbeitstagen habe ich schon heute die Arbeit abgethan, für die ich mir erst den ganzen Mai, dann die zweite Hälfte des April bestimmt hatte: „Voltaire in Frankfurt am Main 1845".

Gestern Donnerstags Besuch vom Grafen B., Klagen über Bedrückung und Mißhandlung des Adels durch die

Gesetzgebung, Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, ein Ohrenschmaus für einen Volksmann!

Heute zu Olfers. — Ein Herr von Strenge aus Pommern, seit mehr als zwanzig Jahren in Ostindien als englischer Offizier, erzählt mir umständlich von dortigen Dingen mit unbefangenem Sinn, aus praktischer Anschauung; seine Frau, eine Engländerin, auch sehr mittheilend. Fürst von Lynar erzählt mir ausführlich vom beendigten märkischen Landtage, von seinen Bemühungen für die Judensache, gegen das alte Provinzialrecht, von der stürmischen Sitzung, in welcher der Landtagsmarschall die am Tage vorher angenommene itio in partes der Vertreter des Bürgerstandes wieder zurücknehmen wollte, was einen Tumult veranlaßte, viele Bürgerliche wollten nicht mehr Theil an den Arbeiten nehmen, man hat sich mit erbitterter Unzufriedenheit getrennt. Lynar ist durchaus im liberalen Sinne thätig, will Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Preßfreiheit ꝛc. Er giebt als einen Uebelstand an, daß die Regierung auf den Landtagen nicht vertreten ist, es ist niemand da, den man fragen, der Erläuterungen geben könnte ꝛc. Graf Cieszkowski, der Mitglied des Posenschen Landtages war, erzählt mir von dort manches Merkwürdige.

In Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ mit neuer Befriedigung und Bewunderung gelesen. Ein durchaus ethischer Gehalt, ein aufgelegter Schatz, jedem Zugreifen offen!

Sonntag, den 27. April 1845.

Der infame Witt-Döring ist hier, er hat den Fabrikanten Schlöffel heimlich angegeben. Schlöffel sitzt hier

im Gefängniß und man redet nicht von ihm; es soll auch nicht das Geringste gegen ihn herauskommen, je weniger man aber eine Schuld an ihm findet, desto länger läßt man ihn sitzen, in der Hoffnung, es soll sich noch etwas finden. Der König soll ganz wüthend über den Mißgriff sein und den Minister Grafen von Arnim heftig angefahren haben; man glaubt bestimmt, dieser werde den Abschied nehmen, natürlich Gehalt und Titel und Sitz im Staatsministerium behalten! Geben sollte der König ihm den Abschied, und nichts lassen von seinem Ministerthum! Schlöffel aber sitzt, darin wird nichts geändert!

„Der Steckbrief" heißt eine in Belgien gedruckte Schrift des geflüchteten Karl Heinzen. Er enthält ein paar gräuelhafte Schändlichkeiten des Justizministeriums und des Kölner Gerichtshofes; um ein andres Gerichtsverfahren gegen ihn anwenden zu können, hat die Behörde seine Anklage, die ihm schon kundgegeben war, umgestellt und einen buchstäblich unanwendbaren Paragraphen des Gesetzes gegen ihn geltend gemacht, dessen Worte man doch aus Scham wegließ! Heinzen nimmt nun Anlaß, den ganzen Zustand Preußens in furchtbarer Weise zu bezeichnen; unter andern sagt er: „Die Schuld von 1815, und zwar mit dreißigjährigen Zinsen, nicht ohne diese, muß in kürzester Zeit abgetragen sein, sonst sagen wir: ein Lügner ist ein Lügner und ein Schurke ist ein Schurke, und hätte er seinen Sitz zwischen Donner und Blitzen aufgeschlagen." Er sagt auch: die Meineide der Fürstensouverainetät müßten die Volkssouverainetät hervorrufen. — Die Wirkung solcher Schriften ist mittelbar sehr groß dadurch, daß sie durch ihre schonungslose Heftigkeit andre Stimmen, welche mit kühner Freimüthigkeit starke Wahrheiten sagen, als gemäßigte erscheinen lassen, da man sonst diese als die äußersten

hassen und angreifen würde. — Dagegen hat der alte Minister von Kamptz acht Bogen geschrieben: „Das wahre Wort Friedrich Wilhelm's III. gegen die Verdrehungen des Doktor Jacoby"; man liest ihn nicht, man lacht ihn aus!

Dienstag, den 29. April 1845.

Genau betrachtet, find' ich meine Stimmung nur wenig von dem mir Persönlichen abhängig, ganz entschieden aber von dem Allgemeinen, das mich mit unwiderstehlicher Macht ergreift. Heute für den ganzen Tag war ich niedergeschlagen, fühlte mich wie vergiftet inmitten sonst angenehmer Eindrücke, und wußte nicht recht weßhalb, bis ich endlich mich besann, am frühen Morgen gelesen zu haben, der Bundestag wolle die deutschkatholische Bewegung unterdrücken. Der Bundestag! Also wiederum diese zweideutige, nichtsnutzig verfälschte, entartete Behörde zur Unterdrückung deutscher Freiheit gebraucht, im Dienste des österreichischen Fanatismus, der baierischen Stumpfheit, der römischen Verdummung, ein Werkzeug zu Gunsten der Jesuiten; das empört mir das Herz! Und wir haben nichts dawider aufzustellen — ohnmächtiges Geschrei kann ich nicht rechnen —, nichts, als die schwache Hoffnung auf die Festigkeit unsres Königs! Ich sehe schon, wie der feiste, kalte, hoffährtige Graf von Münch-Bellinghausen mit gleißnerisch trotzigen Worten die Verfolgung einleitet und durchführt! Und der schuftige König Louis Philippe, unter dem wieder die Jesuiten in Frankreich wimmeln, wie nur je unter Karl dem Zehnten! — Es gehört ein fester Glaube dazu, um bei solchem Gange der Geschichte nicht an ihrer Vernunft irr zu werden!

Bei seiner letzten Anwesenheit war Ronge beim Prinzen von Preußen anderthalb Stunden, derselbe hatte ihn rufen lassen. In seiner Wohnung fand er gegen zwanzig Mittagsgäste, die auf ihn gewartet hatten, er entschuldigte sich einfach, der Prinz habe ihn aufgehalten. Während des Essens wird Ronge hinausgerufen, einer Botschaft vom Prinzen halber. Bald kommt er wieder herein, mit einiger Verlegenheit, die damit endet, daß er die Anwesenden bittet, sie möchten vergessen, daß er ihnen gesagt, er sei beim Prinzen gewesen, der Prinz wünsche nicht, daß man es wisse! Sie versprachen es, aber nun weiß doch die ganze Stadt den Hergang!

Endlich ist der erste Band von Humboldt's „Kosmos" erschienen und sieht recht stattlich aus.

Mittwoch, den 30. April 1845.

Die Regierung wird die Statuten des Zentralvereins zur Hebung der arbeitenden Klassen bestätigen, die ganze Arbeit, Verhandlung, Beeiferung lösen sich in Nichts auf! Daß die Regierung, bei ihren Grundsätzen und ihrer Furchtsamkeit, ein Werk des Freisinns und der Selbstständigkeit nicht gutheißen würde, war vorausgesehen von mir und Andern; nun erscheint aber die falsche Lockung und Anreizung um so thörichter, man hat den Geschmack an solchen Berathungen geweckt, warum zeigte man so viele Freiheit, wenn man sie doch nicht geben wollte? Die Regierung hat durch den Versuch nur an Haß und Verachtung gewonnen. Gewissermaßen ist auch der König selber, mit seinem Geschenk von fünfzehntausend Thalern, heimgeschickt, er muß es in andre Wege leiten. Unsre

Halbheit, unsre Widersprüche, unsre Phantasterei, weisen die Kraft nothwendig auf solche Ansatzpunkte hin, die außerhalb der Regierung liegen, und die nur allzufrüh gefährlich werden müssen.

Der Minister Eichhorn hat sich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vertheidigen lassen; wie man doch von ihm Unterdrückung der Geistesfreiheit, Herabwürdigung der Universitäten fürchten könne, von ihm, der Fichte'n gehört, der an der Freiheitserhebung 1813 Theil genommen, der Schleiermacher's Freund gewesen? Welch alberne Beweisführung! Was er gewesen ist, darüber hat man nichts zu sagen, aber was er ist, davon ist die Rede. Desto schlimmer, wenn der ehrliche Mann ein Schuft geworden, oder wenn gar die frühere Ehrlichkeit verdächtig wird!

Schelling hat den König gebeten, ihm als Gericht bei einem Rechtshandel gegen den Buchhändler Mittler anstatt des Stadtgerichts das Kammergericht zu verstatten. Die Kabinetsordre deßhalb wird vom Justizminister gebilligt, der Präsident von Kleist will sie befolgen, aber die sämmtlichen Mitglieder des Gerichts stimmen dawider. Gegen eine zweite Kabinetsordre ebenso. Der Justizminister und Herr von Kleist werden als Männer bezeichnet, die das Recht beugen, der Macht und Gunst zu Liebe! Schädlicher Eindruck auf die Gemüther, das Vertrauen zu der Rechtspflege sinkt; man weiß recht gut, daß auch der Widerstand des Kammergerichts nicht zuverlässig ist, daß diesmal mehr zufällige Umstände als grundsätzliche Gesinnung ihn bewirkt hat!

R., auf dem Gipfel der Gunst und in seinem Wohlbehagen schon anmaßlich und hoffährtig, wird le diplomatelaquais genannt. „Er dient", sagte ich schon früher.

In Michelet's „Prêtre, femme et famille" gelesen. Das Büchlein schleudert viele Blitze.

Sonnabend, den 3. Mai 1845.

Der Gang unsrer deutschen Angelegenheiten wird mir mit jedem Tage trostloser und widriger. Zwar überall sind wackre Kräfte, frischer Muth und sogar fruchtbare Thätigkeit — hat doch eben die würtembergische Kammer sehr tapfer die Zensurkosten verweigert —, aber alles, was geschieht, ist nur Flickwerk, in's Große und Ganze wird nicht gewirkt, überall ist Hemmung, Zweifel, Feigheit, Zaudern, und selbst die Macht wird zur Ohnmacht, wo es auf Deutschland überhaupt ankommt. Nicht nur den Sundzoll duldet man, auch den Stader Zoll, welchen Hannover seinen deutschen Nebenstaaten erhöht, den Engländern erläßt; man duldet die schleswig-holsteinischen Bedrängnisse, die Sauwirthschaft in Hannover, die Ungebühr des taxischen Postwesens, das an und für sich ein unerträglicher Mißbrauch ist; man unterdrückt die deutschkatholische Bewegung in Sachsen, Baiern, Oesterreich, man wagt weder Gewissensfreiheit, noch Preßfreiheit, noch freie Verfassung auszusprechen! — Ob der viele Unrath, der sich anhäuft wie Guano, nicht einst in Gährung gerathen wird? Ich zweifle nicht, daß alles zu gutem Ziele führt, aber der Gang, der Gang, den wir ablebende Geschlechter innegehalten und noch innehalten, der Gang ist ein erbärmlicher!

Dienstag, den 6. Mai 1845.

Professor Preuß kam, dann Weiher; letzterer theilt die Anekdote mit, der Graf von Trauttmannsdorff habe gegen

den Grafen von Sedlnicki bitter über das deutschkatholische Wesen geklagt, und die preußische Regierung hart angeschuldigt, daß sie nichts dagegen thue, worauf aber dieser geantwortet habe, ja da sähe man, wie schlimm es sei, daß man es dahin gebracht, die preußische Regierung so zu stellen, daß sie auf das katholische Kirchenwesen gar keinen Einfluß mehr habe, Oesterreich selber habe nach Kräften dazu mitgewirkt! — Der Fürst von Metternich hat der jesuitischen Regierung von Luzern seinen innigsten Glückwunsch zu ihrem schändlichen Siege geschrieben! Pfui, Herr Fürst! Pfui, Herr Fürst!

Abends in der Bülow'schen Assemblee, die als die letzte gedrängt voll ist. Graf Westmoreland, Herr von Meyendorff, Präsident von Kleist, Kamptz, Jordan, Cieszkowski, Fonton, Oberst von Hoym, Armgard von Arnim, Frau von Gemmingen, Gräfin von Haack &c. Der Prinz von Preußen sprach absichtlich lange und schmeichelhaft mit dem alten Kamptz, zum Lohn für die Schrift, die er gegen Doktor Jacoby und gegen Verfassung geschrieben, Savigny steht dabei und wird ignorirt, spricht aber nachher auch mit Kamptz und spendet ihm Beifall! — Die Prinzessin * hatte mich in's Auge gefaßt, ich benutzte das Gedränge, um bald fortzugehen, ich habe nichts von dergleichen schmeichelhafter Ansprache, das heißt, sie schmeichelt mir nicht.

Man sagt, Hassenpflug solle Justizminister werden. „Wir wollen ihn nicht haben", hilft nicht! Es heißt, er gelte für den Mann, der den künftigen Reichsständen zur Debatte entgegenzustellen sei.

Der König sagte neulich zu jemanden, er lasse sich mit gutem Wissen von seinen Ministern influenziren, das müsse er, dazu sei er Gott verpflichtet!

Ich habe in Behandlung der Lebensverhältnisse und persönlicher Geschichten die größte Aehnlichkeit zwischen Voltaire und Bettinen entdeckt. Ohne meine neuliche Arbeit über Voltaire wäre mir diese Einsicht nicht gekommen. In beiden ist dasselbe Feuerfangen und Funkensprühen, dieselbe Schwungkraft zum Aeußersten, dieselbe Schwankung in's Entgegengesetzte. Bei günstigem Anschein die unmäßigste Verschwendung schmeichlerischer Bilder und Ausdrücke, die überwallende Bereitschaft zum Schreiben, der größte Reiz des eignen Ueberhebens dabei. Wird der Anschein ungünstig, das gränzenloseste Mißtrauen, die übereilteste Anschuldigung, die gehässigste Verkleinerung, der stärkste Trieb, den vermeinten Gegner lächerlich und verächtlich zu machen, ihm allen Unrath anzuschleudern. Merkwürdige Aehnlichkeit! — Aber auch dieselbe Großmuth und Menschenliebe, dieselbe Dienstfertigkeit und Beeiferung, derselbe Muth, dieselbe Festigkeit, dieselbe Unermüdlichkeit! Haß gegen Vorurtheil, Wahrheitsliebe im Allgemeinen, Freimuth gegen die Macht, bei Hindrängen und Anschmiegen!

Freitag, den 9. Mai 1845.

Gestern Donnerstag Nachmittags sehr unwohl. Im unglücklichsten Augenblicke kam Bettina von Arnim, die mich schon Vormittags aufgesucht, aber nicht gefunden hatte. Sie machte mir die wunderbarste Entdeckung, daß sie den König endlich gesprochen, er habe sie zu einer geheimen Zusammenkunft einladen lassen, drei Stunden habe die Unterredung gedauert, er habe ihr, sie habe ihm alles gesagt, er habe sich ihr Beichtkind genannt, wolle sie ferner heimlich sehen ꝛc. Ich muß Verschwiegenheit geloben, soll

zu weiteren Dingen rathen, helfen, Stoffe liefern und bearbeiten, die dem Könige mitzutheilen wären ꝛc. Mich befremdet, daß die Unterredung schon vor beinahe drei Wochen gewesen sein soll, und Bettina mir so lange nichts davon gesagt hat. Meine Aeußerungen, es sei doch alles vergeblich, sie werde nichts ausrichten ꝛc., verletzen sie, sie wirft mir vor, ich sei muthlos und unthätig; ich sage ihr, wie ich die Sachen sehe und kenne, ich zeige ihr die Blätter der „Allgemeinen Zeitung", in denen ich rein in dem Sinne geschrieben, der Sache und vorzüglich dem Könige dabei behülflich zu sein, wovon kein König, kein Bülow, noch sonst jemand wisse! Endlich wird mir so unwohl, daß ich sie bitte, einen Augenblick in's andre Zimmer zu gehen, sie aber geht weg, sichtbar mißvergnügt.

Heute als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief von Bettinen von Arnim; ich fiel aus den Wolken, so neu war mir alles, was ich las, eingestandner Argwohn, Zweifel, Mißdeutungen der künstlichsten Art, alles ohne den geringsten Grund, mir so völlig fremd, daß ich es kaum recht verstehe! Merkwürdig zur Karakteristik Bettinens. Das Ganze macht mich tieftraurig, reißt ganze Klüfte von Unsicherheit auf! Sie hat mich als einen rüstigen Helden der Intrigue ansehen wollen, und ich bin ein abgedankter Invalide, der seine Gnadentage still verlebt!

Pfingstsonntag, den 11. Mai 1845.

Gestern an Bettina von Arnim geschrieben, daß all ihr Mißtrauen grundlos sei, daß ihre Annahmen mir so fern lägen, um mir kaum recht verständlich zu werden. Die Sache bewegt mich sehr unmuthig, auch deßhalb, weil die

edle, vortreffliche Frau sich ohne Noth damit quält, und schon so lange gequält hat.

Heute Abends ein Brief von Bettinen, der mir die völligste Genugthuung giebt! Er beginnt so: „Lieber Herr von Varnhagen! Der Teufel hat diesen schwarzen Inhalt aus dem Schornstein meines Geistes auf meine Seele heruntergekratzt, meine Offenherzigkeit macht Zugwind, der Ruß fliegt mich an und schwärzt mich sehr garstig an, um vor Menschenantlitz mich nicht sehen lassen zu dürfen. In den heiligen Tagen, wo weißgewaschne Genien mit feurigen Zungen die Apostel begaben, muß ich mich verkriechen wegen dem Abschaum der Natur, mit dem ich mich selber angeschwärzt habe." Dann folgen gräuelhafte Angaben, wie die Behörde von hier aus den Sohn Schlöffel's, einen Primaner zu Hirschberg, aus der Schule bringen wolle, und wie Edgar Bauer vorgestern in Haft genommen worden, nicht zur Sicherheit, sondern gleichsam zur Strafe, daß er die Winke zum Davongehen nicht benutzt habe!

Der Gesandte von Liebermann in St. Petersburg nimmt den Abschied, weil ihn der König in Folge der Nernst'schen Mittheilungen schriftlich hart angelassen. Ihn wird Rochow ersetzen. Auch noch andrer Wechsel findet Statt. Vollkommen gleichgültig; dumme und unfähige Kerls hier, dumme und unfähige dort!

Wislicenus, den der Minister Eichhorn gern abgesetzt hätte, aber nun wenigstens zu einem Kolloquium nach Wittenberg forderte, ist nicht gekommen; er hat erklärt, das könne zu nichts führen. Die Theologen von hier waren vergebens hingereist, unter ihnen Twesten, der insgeheim gesteht, Wislicenus habe nicht Unrecht, daß er ausgeblieben.

Der König hat befohlen, amtlich soll es nicht mehr

heißen: „Neufchatel und Valangin", sondern: „Neuenburg und Valendis". Indeß bleibt ersteres doch vorherrschend, da die amtlichen Sachen des Landes selbst immer französisch ausgefertigt werden!

Mittwoch, den 14. Mai 1845.

— Unter den Linden gegangen, große Bewegung, alles eilt zur Corsofahrt im Thiergarten, Prinz und Prinzessin von Preußen, deren Kinder mit vier kleinen Pferdchen 2c. Ich setze meinen Gang in entgegengesetzter Richtung fort, besehe mir die Bauten am Königlichen Schlosse, die neue Terrasse nach dem Lustgarten, die Anstalten zum Kapellenbau über dem großen Portal; es muthet mich etwas unheimlich an. Es spricht daraus mehr Lust am Verändern, als am Schaffen, mehr Unruhe, als festes Absehen. Die Kapelle wird nicht schön werden, dem Schlosse selber keine Zierde sein! — Das Kunstwesen, so getrieben, wie bei uns, kann nicht gedeihen!

Der Minister Eichhorn hat seine Verordnung wegen der Privatdozenten fallen lassen; so sehr hat der Widerspruch ihn in die Enge getrieben. Nun er nachgiebt, wird man ihm noch besser kommen.

Alle Welt schreit über die Ernennung des Generals von Rochow zum Gesandten in St. Petersburg; „auf den wichtigsten Posten den dümmsten Menschen!" ich finde, dort wird er am wenigsten schädlich sein; in Stuttgart war er es sehr.

Die Oberpräsidenten von Merckel und von Schaper pensionirt. — Unser Regierungswesen bietet wenig Interesse. Größte Auflösung und freie Ungebundenheit mit Momenten der peinlichsten Strenge und Beschränkung.

Freitag, den 16. Mai 1845.

Im Thiergarten landwirthschaftliche Ausstellung vom Könige besucht; er sieht alt, verlebt und verdrießlich aus. Die Aeußerungen des Kaisers von Rußland — er ist in Warschau, kommt aber schwerlich diesmal hieher — machen ihn mißvergnügt. Man thut von russischer und österreichischer Seite alles, um seinen Schwung zu lähmen, seinen Willen durch Schwierigkeiten und Verstimmung zu verstricken. Er ringt, sich frei zu erhalten; ob es ihm gelingen wird?

Der Prediger Wislicenus in Halle hat sich nun doch, auf entschiedenen Befehl des Konsistoriums zu Magdeburg, zu dem Kolloquium in Wittenberg gestellt! — Traurige Quälerei!

Sonntag, den 18. Mai 1845.

August Wilhelm von Schlegel starb am 12. Mai zu Bonn im achtundsiebzigsten Jahre; seine Eitelkeit hat ihn nicht verlassen; er hat verordnet, daß seine Leiche auf dem Paradebett ausgestellt werden soll. Dem Namen wird alle Ehre erwiesen, aber der Mensch erregt keine Trauer; er lebte nur noch in Lächerlichkeiten. Dem Könige wird durch diesen Tod die Schmach erspart, seine Ausgabe der Werke Friedrich's durch eine ungehörige Vorrede verunziert zu sehen.

Anekdote von dem verstorbenen Feldmarschall Grafen von Zieten! Er besuchte eines Nachmittags die Bildsäule seines Namensvetters auf dem Wilhelmsplatze hier, begrüßte und betrachtete sie, und stellte dann folgende Vergleichung an: „Sie, Herr von Zieten? — ich, Graf von Zieten! — General der Kavallerie? — Feldmarschall! — Schwarzer

Adlerorden? — Schwarzer Adlerorden mit Brillanten! He? — Ich empfehle mich Ihnen!" Er selbst hat den Besuch ruhmredig erzählt.

In Hegel gelesen, in Goethe.

Dienstag, den 20. Mai 1845.

Am 11. Mai starb in Stuttgart Friedrich Ludwig Lindner, Jugendfreund des Doktor David Veit und Rahel's, im dreiundsiebzigsten Jahre. Ich hätte ihn gern noch wiedergesehen!

Die Königin von England wird nach Deutschland kommen. Verlegenheit für den König.

Donnerstag, den 22. Mai 1845.

Gestern Besuch beim Fürsten von Wittgenstein, anderthalb Stunden, er erzählte mir viel Merkwürdiges von Friedrich dem Großen, dem Herzog von Weimar, der Königin Luise, dem Minister von Struensee ꝛc. Vor Struensee's Einsicht und Karakter hat er die größte Hochachtung, er hat in Geschäften und auch sonst viel mit ihm verkehrt. „Ich hab' wohl tausend Briefe von ihm."

Die deutschkatholischen Sachen gehen schwächlich, hier sind sogar innere Streitigkeiten ausgebrochen; die römischen Waffen wider sie regen sich mit aller Macht und in größter Menge.

Freitag, den 23. Mai 1845.

Im Akademiegebäude das große Gemählde von Schorn besehen, die Wiedertäufer von Münster vorstellend; ich

kann in das große Lob nicht einstimmen, der Gegenstand ist abschreckend und hat nichts Erhebendes, da die Sieger böse Pfaffen, die Besiegten tolle Verbrecher sind; zwar hat der Mahler die letztern so gezeichnet, daß sie die Theilnahme lebhaft anziehen, wenn man die Thatsachen nicht weiß, aber dadurch ist das Bild unhistorisch. Der König aber hat das Bild bestellt, und nun loben es eine Menge Leute.

Der Minister General von Thile, heißt es, nimmt den Abschied. Aber das bedeutet wenig, er behält dabei Sitz und Stimme im Staatsministerium, seine Verbindungen, seinen Einfluß. Diese Ausscheidungen, wie zum Beispiel auch die Rochow's früher, bedeuten keine Veränderungen in den Grundsätzen und Maximen, es liegen dabei nur persönliche, oft ganz kleine Verhebberungen zum Grund. — Der König ist jetzt wenig mit großen Staatssachen beschäftigt, heißt es, sondern ausschließlich mit seinen Reisen, seinem Besuch in Dänemark, dem Besuche der Königin Victoria in Deutschland und was ihm dabei zu thun sein wird ꝛc. Jetzt ist auch der Kronprinz von Würtemberg hier, man sagt, als Freier um die Tochter des Prinzen Karl. — An den Landtagsabschieden wird gearbeitet; „die Landtage sind etwas zu warm geworden, man wird sie mit den Abschieden gehörig kühlen!“ — Herr vom Kamptz ist von der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ gehörig abgefertigt wegen seiner plumpen Verfassungsschrift.

Sonnabend, den 24. Mai 1845.

Der Hof hatte ein Fest in Potsdam. Zum Corso-Fahren fehlten daher die Prinzen und Prinzessinnen, auch war es kalt und regnete mitunter.

Unser Minister Graf von Arnim hat wieder ein häßliches Stück ausgeführt, ein elendes, kleinliches, dummboshaftes! Der badische Deputirte Herr von Itzstein, bekannt wegen seines kräftig-thätigen Freisinns, war hier angekommen; augenblicklich mußte die Polizei ihn fortweisen, der badische Gesandte nahm sich seiner an, aber bekam die Antwort, der Paß Itzstein's laute nicht auf Berlin, und so bekam die erbärmliche Quängelei ihren Anschein von Gesetzlichkeit! Wie unwürdig, daß die Regierung solchen Haß und solche Verfolgungssucht an Einzelnen ausläßt! Wie verhaßt und verächtlich erscheinen wir in solchen Maßregeln, in denen unsre eignen freisinnigen Deputirten sich spiegeln müssen! Wie unklug ist es, solche Männer zu beleidigen, die in ihrem Lande unangefochten leben, ihm theuer sind und jeden Augenblick an dessen Spitze stehen können! Solche Vorgänge regen Bitterkeit und Unwillen an, um solcher Elendigkeiten willen — die trotz aller Freisinnigkeiten des Königs fortdauern und auf diese den Schatten der Unredlichkeit werfen — wünscht man uns Preußen Demüthigungen, gönnt man uns alle Widrigkeiten. — „Die Minister bilden eine fortwährende Verschwörung gegen den König", sagte Bettina.

(Die Prinzen und andre vornehme Gesellschaft kamen doch noch zum Corso, und er war trotz des ungünstigen Wetters einer der glänzendsten. Prinz Albrecht warf den Straßenjungen Bonbons und andres Zuckerwerk aus. Gendarmen dagegen — überall ausgestellt — gaben der Sache ein zwangvolles Ansehen, schritten überall ein, drohten die Leute zu verhaften; das Publikum wird wie Rekruten geschult und gezüchtet.)

Sonntag, den 25. Mai 1845.

Der trübe, wolkenschwere Vormittag verging mir in schwermüthiger Verstimmung.

Nachmittags klärte sich der Himmel auf, es wurde heiter und schön, und neubelebt beschloß ich zu Frau von Stein nach Schöneberg zu fahren. Erquickende Luft, nicht mehr kalt und noch nicht heiß. Tausende von Menschen strömten dem Thore zu, bis nach Schöneberg war alles eine gedrängte Prozession; tausende von Fliederbüschen längst des Weges, besonders schöne in Schöneberg selbst. — Frau von Stein *) war allein zu Hause, aber Allwina Frommann zum Besuche dort. Wir setzten uns auf der steinernen Terrasse vor dem Hause, und Frau von Stein begann uns Goethe'sche Briefe vorzulesen. Ein Schatz, wie kein Kaiser und König ihn hat! Ich hörte mit Andacht zu, mit Empfindungen, die mir das Herz erschütterten. — Goethe erschien in dem Vorgelesenen als die herrlichste Jugendgestalt, als ein reines Menschenbild, von Gott auf die Erde gesandt, seine Schöpfung zu betrachten. Frau von Stein sagte sehr gut, so wie Goethe hier sich zeige, denke sie sich den ersten Menschen, so rein, so kräftig, so sinnbegabt. Der Eindruck wurde sehr vorherrschend, daß Goethe in jedem kleinsten Gegenstand eine Fülle des Lebens genossen, in jedem Augenblicke auf dem Gipfel des Daseins gestanden, wie nicht leicht ein Andrer; er schuf seine Welt durch Auffassung, durch frische Regsamkeit, jeder Kiesel war ihm ein Diamant. Seine menschliche Begabung — sieht man aus diesen Briefen auf's neue — war der Grund und die Wurzel seiner künstlerischen, und überragte diese weit. Das Menschliche und Sittliche erfüllen sein

---

*) Eine Verwandte von Goethe's Freundin Charlotte von Stein.

Gemüth, sein Herz hegt die reinste, die wärmste Liebe, er ist gotterfüllt, ächt fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntniß auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum theuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet! Für die Kenntniß von Goethe's Innerm sind diese Briefe ganz unschätzbar, sie drücken bestimmt aus, was mir freilich schon auch anderwärts hinlänglich angedeutet war, daß der größte Dichter auch der edelste, der menschlichste Mensch gewesen.

Wir gingen nachher im Garten spaziren, ich eine Zeit lang mit Frau von Stein besonders. — Es war sehr schön, der Flieder in Blüthe, die Kastanienbäume. — Gegen sieben Uhr schieden wir und nahmen den Rückweg über das Feld und durch das Anhalt-Thor. — Schöner Abendsonnenschein, friedliche fruchtbare Landschaft, belebt von geputzten Spazirgängern.

Abends bei *. — Mich konnte nichts mehr stören, der Tag war mir durch Goethe zu einem glücklichen gemacht.

Montag, den 26. Mai 1845.

Ich bin körperlich und geistig verstimmt, muß mit Gewalt mich zur Thätigkeit aufraffen; zunächst bietet sich aber nur unwillkommne an; die Verkehrtheiten, Aufreizungen, Störungen, Quälereien, Widrigkeiten, die auf mich eindringen, sind nicht zu ertragen. Ich sitze den halben Tag mit dem Fliegenwedel, um mir diesen Schwarm abzuwehren, und kaum lasse ich die Hand ein wenig sinken, so fällt er auf mich. Fast keine Bekanntschaft hab' ich, die mir nicht Verdruß macht, keine Beziehung, in der nicht einige Fäden sogleich sich wirren! Was fordert nicht alles

Bettina von Arnim von mir! Wie quälen mich die Schriftsteller, die Buchhändler! Immer soll ich rezensiren, fortrhelfen, beitragen, vermitteln! Diejenigen, welche bloß Geld von mir verlangen, sind noch die wenigst lästigen Leute! – Nun, es geht einmal nicht anders! Die Fluth wächst, der Boden weicht, es muß geschwommen sein!

Nochmals durch die Schlacht von Bellealliance mich durchgequält. Die Thatsachen stehen endlich fest genug. Was aber immer schwanken wird, immer neuer Gegenstand streitiger Erörterung werden kann, das ist die Bedeutung jeder Einzelheit für das Ganze, der Werth und Einfluß jedes Theiles in Betreff der andern Theile; eine haarscharfe Ausmittlung hiefür wird so lange nicht feststehen, als Preußen, Engländer und Franzosen diese Schlacht in die Wette schildern. Sich an die Hauptsachen zu halten, genügt hier, und da kommen weder Blücher noch Wellington zu kurz.

Felicien David in Potsdam.

Dienstag, den 27. Mai 1845.

Die Langsamkeit der Bewegung, die Unscheinbarkeit des Wechsels in der leisen Folge der Wellen, können über das Steigen und die Richtung der Fluth nicht täuschen, die uns allmählig hebt und entführt. Jeder Tag, so ähnlich er dem andern aussehen mag, zeigt mir den unaufhaltsamen Fortgang, und sichtbar wird der Strom breiter und breiter, alles führt in's weite offne Meer, in ungemeßne Fernen und Größen hinaus. Wie die äußern Verbindungsmittel wachsen auch die innern, jeder Winkelort tritt in den Weltverkehr und eben so jeder Geisteshauch; was ehmals in abgeschiedener Vereinzelung wirkte und

erstarb, wird jetzt in eine Gemeinsamkeit gezogen und aufgelöst. Die Welt geht ungeheuern Entwicklungen entgegen, in denen das bisher Festeste, Religion, Staat, Sitten, Volkheit, fürerst flüssig wird, um später wer weiß welch neue Gestalten zu bilden. Ueberall geht diese Schmelzung vor, vielleicht aber nirgends wird so eifrig, unermüdlich, folgerecht und sicher daran gearbeitet, als in Preußen, und das mit niemands Willen, durch das blinde Thun derer, die thun können! Jeder Tag bringt neue Beispiele!

Heute steht in den Zeitungen eine wackre Anzeige von eilf hiesigen Predigern, worunter Hoßbach und Jonas, daß ihnen nie eingefallen, einen Antrag auf Absetzung des Wislicenus zu unterschreiben, daß ein solcher Schritt ihrer Ueberzeugung und Ehre zuwider sein würde. Dennoch besteht der Minister Eichhorn auf seinem Vorhaben, den Mann zu verderben. Eichhorn ist auf's Land gegangen um sich zu erholen, man sagt auf's neue, er habe einen Schlaganfall gehabt. — Die Wegweisung des Herrn von Itzstein soll nicht ohne Wissen des Königs geschehen sein, der Minister Graf von Arnim habe ihm vorgestellt, sagt man, Itzstein wolle nach Königsberg reisen, und sich dort, während der König vielleicht lautlos empfangen wird, mit glänzendem Jubel empfangen lassen; daß Itzstein an dergleichen nie gedacht, ist ganz unzweifelhaft.

Man versichert, die Frömmler, Eichhorn, und die katholischen Zuflüsterer, hätten es nun doch dahin gebracht, daß der König die Deutschkatholischen zwar dulden, aber ihnen weder Gottesdienst noch Geistliche erlauben wolle, also auch keine Taufe, Trauung &c. Wenn dies der Fall ist, so erscheint es nur thöricht und unverantwortlich, der Sache bisher so freie Entwicklung gegönnt zu haben!

Donnerstag, den 29. Mai 1845.

Gestern Nachmittags bei schönstem Wetter in den Thiergarten, wo es herrlich grün und frisch war. Von Strecke zu Strecke weiterschreitend kam ich endlich dahin, wo die Corsofahrt begann. Ich folgte bis zum Stern und stand dort eine Weile zusehend. Gräfin von K. und Prinzessin von Preußen grüßten mich, andre Bekannte sah oder unterschied ich nicht. Das Ganze sah ruppig aus, die prinzlichen Fuhrwerke nahmen sich gut aus, die andern meist gering, zehn Droschken oder andre schlechte Personenwagen kamen auf einen herrschaftlichen. Zahlreiche Gendarmen hielten Ordnung, zwei stritten heftig miteinander und dies war der einzige Lärm. Wenige Reiter. Nicht ausgezeichnete, nicht zahlreiche Musik. Jeden Augenblick stockten die Wagenreihen, oft eine ganze Weile. Ein trauriges Vergnügen! Daß man sich sieht, wäre recht gut, aber es wäre besser, man könnte sich sprechen.

Heute Abschiedsbesuch von Herrn und Frau von Gemmingen, die nach Karlsruhe zurückreisen. — Ueber die Ausweisung des Herrn von Itzstein. Man sagt, unsre Polizei habe den Portier des Hauses, wo der badische Gesandte wohnt, angewiesen, bei diesem den Herrn von Itzstein nicht vorzulassen! Wenn unsre Behörden einmal auf dummen Wegen sind, können sie es weit treiben; die Angabe kann richtig sein, warum nicht?

Humboldt ist vorgestern angekommen und hat noch den König vor dessen Abreise nach Königsberg gesprochen.

In Hormayr gelesen, in Rosenkranz, einiges mit bestem Ertrag in Goethe.

Freitag, den 30. Mai 1845.

Humboldt sandte mir heute Vormittag den „Kosmos“, „seinem theuern nachsichtigen Freunde“. Er ist nur auf wenige Stunden hier gewesen, bei der Prinzessin von Preußen zu Mittag, und gleich nach Potsdam zurückgekehrt, wo er tüchtig arbeiten will. Ueber die Verweisung Itzstein's und Hecker's hat er sich scharf ausgesprochen mit größtem Unwillen.

Nachmittags kam Fürst von Pückler und machte mir vielerlei Mittheilungen. — Später Bettina von Arnim, mit Briefschaften der Tochter Schlöffel's und seines Schwiegersohnes. Nichtswürdiges Benehmen der Behörden, hallunkischer Kammergerichtsreferendar, den der Minister Graf von Arnim ausgesendet als Spion und Schergen, der sich mit frechstem Uebermuth seiner Macht rühmt! — Grobe Zustellung, welche Bettina vom Kammergericht erhalten hat, unterzeichnet vom Präsidenten von Kleist, sie soll eine eidliche Aussage machen, oder man werde sie mit Gewalt dazu bringen. Sie hat aber schon die schriftliche Zustimmung des Königs zur Verweigerung des Eides. Die Behörden verfolgen sie, der König beschützt sie, aber jene in aller Form, dieser ohne alle Form, und dieses Spiel kann mir keineswegs gefallen; auch ist es in ihr nicht klar und richtig, immer etwas Besonderes für sich haben zu wollen, den Weg querfeldein dem graden vorzuziehen. Sie wird auf die Dauer in diesem Streit unterliegen müssen. Ihren Muth und ihr Selbstvertrauen jetzt wieder in der Sache Schlöffel's angefacht und lodernd, muß ich sehr bewundern und hochachten.

Heute stand in der „Vossischen Zeitung“ diese Anzeige:

„Kunst=Anzeige.

Den vielfachen Anforderungen und Nachfragen nach den Portraits der badischen Abgeordneten Herren von Itzstein und Hecker zu genügen, zeigen wir hiermit an, daß wir eine Anzahl Exemplare der genannten Portraits verschreiben werden, welche ehestens eintreffen werden.

Berlin, den 28. Mai 1845.

Krebs'sche Kunsthandlung, Franz. Straße 55."

Das ist doch eine derbe Ohrfeige für die brutale und dumme Graf Arnim'sche Polizei! Diese Bezeigung von Theilnahme ist mehr als ein Fackelzug, und geht in die ganze Welt hinaus! Für die Polizei ist diese Einrückung eine beschämende Niederlage, sie wird in ihrer Ohnmacht bloßgestellt; und wie sie auch hinterdrein wüthe, die Sache ist einmal geschehen!

Sonnabend, den 31. Mai 1845.

Wunderliche Kabinetsordre des Königs an die Verwaltungsbehörden in Betreff der Deutschkatholischen, er sei noch nicht entschlossen, und bis er sich entschlossen, dürfe niemand ihm vorgreifen, nicht fördern wolle er die Sache, nicht hemmen. Dies erklären, heißt aber schon fördern, und giebt dabei doch die Unsicherheit, ob er nicht künftig doch werde hemmen wollen. — Uebrigens machen unsre Leute oben schon einen großen Unterschied zwischen Czerski und Ronge, ersteren lassen sie eher gelten als Ronge, der ihnen wegen seiner Freundschaft mit Schlöffel zuwider ist; Schlöffel aber gilt für einen Feind des Adels und der Adelsvorrechte, das ist sein eigentliches Verbrechen.

Unsre „Vossische Zeitung" kommt nochmals auf die Bildnißanzeige Itzstein's und Hecker's zurück, indem sie

berichtigt, es müsse anstatt „verschreiben werden", heißen: „verschrieben haben".

Abends im Thiergarten, letzte Corsofahrt, ohne Musik und Gendarmen. Ich mit Ganzmann in zweispänniger Droschke. Langweilig, wo möglich noch ruppiger als das vorigemal; Sträuße und Bonbons wurden noch ausgeworfen, aber auch Radieschen! die zur Hand waren, weil die Blumenmädchen auch deren in ihren Körben hatten. Nach längerem Stocken fuhr ich seitwärts ab, froh wieder in grüne, staublose, stille Wege zu kommen. Aber es wurde bald kühl, und ich fuhr in die Stadt zurück.

Sonntag, den 1. Juni 1845.

— Gleich darauf kam Hormayr und saß an zwei Stunden vor meinem Bette, alles Mögliche besprechend, hauptsächlich seine neuesten Schriften, Oesterreich, Metternich, Preußen, Deutschland. Er sagt, die kalten, kaufmännischen Bremer seien in bittrem Unmuth über Itzstein's Wegweisung; die Konstitutionssache habe man anfangs nicht glauben wollen, jetzt halte man sie für eine absichtlich angelegte Arglist, um das Volk hinzuhalten, die Provinzialstände zu beschwichtigen, von außen und innen durch Schwierigkeiten sich dann hemmen zu lassen. Hormayr ist noch voll Feuer, hat dabei gelassenen Muth und ist auf alles gefaßt. Daß ich ihm sage, seine „Anemonen" seien einer Pulvermine gleich, die den österreichischen Staat auseinander zu sprengen bezwecke, macht ihn lachen; er betheuert, daß er die Völker liebe und es gut mit ihnen meine, mit den Ungarn, den Böhmen, den Deutschen, daß er aber eben deßhalb das System hasse, durch das sie zusammengebunden seien. Die Erzherzoge Johann und Karl preist er, und manche öster-

reichische Kriegshelden, auch die Stadion's, aber sonst findet er wenig zu loben an dem österreichischen Wesen.

Dienstag, den 3. Juni 1845.

Ich hatte gestern Hormayr's aufgefordert, im Opernhause die „Wüste" von Felicien David zu hören, und ihnen die Fremdenloge empfohlen. Gegen acht Uhr empfand ich Lust selber hinzugehen, und betrat seit mehreren Jahren zum erstenmale wieder das Theater. Das Haus ist prächtig, gefällt mir aber weit weniger als das frühere; die breiten Hoflogen zu beiden Seiten vorne machen die hintere große Hofloge fast unansehnlich, das Publikum ist dazwischen auf's engste eingeklemmt, es macht dies einen widrigen Eindruck; warum, wenn auch der Hofwelt die besten Plätze eingeräumt werden, sollen diese architektonisch so auffallend abgezweigt und als etwas Besonderes dargestellt sein? Das Publikum genießt hier die Theatervorstellung mit, wie die Bedienten eine Spazirfahrt zu Wagen, hinten auf dem Tritt oder vorn auf dem Bock. — Ich konnte die Stunde recht gut aushalten, und mich freute der Versuch! — Die Musik befriedigte mich mäßig, sie riß mich nicht fort. — Herr von Küstner zeigte mir noch von seiner Loge aus das Haus im günstigsten Anblick, mein Eindruck blieb aber derselbe, überdies hat es bei aller goldnen Pracht etwas Düsteres.

Heute früh brachte die „Vossische Zeitung" die Kabinetsordre des Königs gegen Arthur Lutze, der nun doch den Behörden preisgegeben wird, und durch die kurze Begünstigung offenbar nur schlimmer dran ist. In derselben Zeitung steht eine Aufforderung aus Mühlhausen in Thüringen, man möchte doch von Berlin aus das dem Staat

ehrenrührige Gerücht von Wegweisung Itzstein's nicht unwiderrufen lassen! — In solchem Aeußersten bewegen wir uns! — Der Kollegienrath von Liepmann, aus dem „verstorbenen“ Weimar kommend, besuchte mich, und sprach wie ein Buch, in eleganter Ironie, wie Humboldt und Wilhelm Schlegel zusammen! Hormayr kam dazu, und blieb noch lange nachher bei mir in großen, wichtigen Verhandlungen.

Freitag, den 6. Juni 1845.

Für den Staat ist nichts heilsamer, als daß jede leitende Thätigkeit in ihm unaufhörlich überwacht, geprüft, in ihrer Richtung erhalten, jeder Mangel sogleich gerügt, alles Tadelnswerthe schonungslos angezeigt, öffentlich getadelt und bekämpft werde. Das Verdecken und Vertuschen, welches eine falsche Vaterlandsliebe und eine falsche Ehre so häufig vorschreiben will, muß immer schaden, kann höchstens da gestattet sein, wo unheilbare Uebel nicht zu bekämpfen, sondern nur zu tragen sind; auf die Dauer aber sind auch diese nicht zu verläugnen, denn grade der Feind wird solche am sichersten erspähen und benutzen. Dieses wachsame Begleiten und Zurechtweisen der Staatsleiter durch eine eifersüchtige Opposition ist die Hauptstärke Englands, die Stärke aller Staaten, wo wahrhafte Berathung Statt findet. In Friedrich dem Großen waren Ministerium und Opposition zu derselben Person vereinigt; er übte in sich selber die scharfe Ueberlegung, welche von einer Opposition nur je hätte ausgeübt werden können. Er vereinigte auch in sich die sonst entgegengesetzten Kräfte, die Kraft der Pedanterie und die Kraft des Genius. — Wie aber stehen die Sachen heutiges Tages bei uns? Wir

haben weder Pedanterie noch Genius, wir haben Schlendrian und Phantasterei, dazwischen bewegt sich, noch beklommen und unreif, ohne sichre Bahn eine mächtige Volks- und Geisteskraft, deren Zusammenballung und Aufschwung das Schicksal vorbereitet.

Heute Besuch von Hormayr, bald nachher Professor Dirichlet; viel über Thugut, dann über Metternich gesprochen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften Hormayr willig anerkennt, ohne darum dessen Staatslenkung weniger zu tadeln; auch über Gentz vieles, und daß ich immer sein politischer Feind gewesen, wie ich es noch jetzt bin, aber ihn selber darum doch unpartheiisch beurtheile; „jetzt läuft viel schmutziges Wasser über ihn, das aber wird ablaufen, und dann das reine kommen, das freilich von ihm noch immer etwas schmutzig werden wird". Ich will überhaupt die Erscheinungen nicht in abgesonderter Einzelheit, ich will sie im Zusammenhange betrachten, nur auf diese Weise wird Gerechtigkeit geübt.

Sonnabend, den 7. Juni 1845.

Itzstein's Erklärung in die „Vossische Zeitung" aufgenommen, mit einem Nachsatz der Polizei, die das Zeichen lügenhafter Ausflucht an der Stirne trägt, „der Pässe wegen" heißt es, so feig als dumm, denn wenn man nicht weiß wer jemand sei, so untersucht man, und schickt nicht fort. Die Sache macht hier den heillosesten Lärm, und hier selbst besteht die Meinung, der König könne der unwilligen Stimmung nur dadurch Genüge leisten, daß er den Minister wegjage. L. und R. sind die einzigen, welche ich den Minister habe vertheidigen hören, R. nicht einmal ganz offen. Beamtenseelen.

Dienstag, den 10. Juni 1845.

Der Minister von Bülow ist nach Tegel gezogen; seine letzte Unpäßlichkeit war bedeutender, als man gestand, er war einige Tage hindurch seines Kopfes nicht mächtig. „Er wird es nicht lange mehr treiben, er ist ein gelieferter Mann.“ Schneller Verbrauch der Menschen jetzt, sie werden physisch und moralisch bald abgenutzt.

Mittwoch, den 11. Juni 1845.

Die Sache von Itzstein und Hecker bekommt eine größere Wichtigkeit, als der dumme Urheber sich je träumen ließ. Ganz Deutschland ist erwacht, und fühlt den Schimpf, den es im eignen Innern erlitten hat. Man beruft sich auf Landrecht und Verordnungen, auf Bundesrecht und preußische Erklärungen; man fragt, ob das die Einheit der Deutschen sei, die Einheit des Bundes, des Zollvereins? wahrscheinlich solle das, meint man, eine Probe, ein deutlicher Fingerzeig der liberalen, der konstitutionellen Gesinnungen sein, die man vor kurzem dem Könige so lärmend beigelegt! Daß der König um die Sache gewußt, wird fast allgemein geglaubt, die Behörden selbst verbreiten es. Unermeßlich ist der Nachtheil, den uns diese Dummheit bringt, auf jeden Preußen fällt diese Schmach mit, man schämt und scheut sich, in's Ausland zu reisen!

Der Minister von Bülow, heißt es, wird aus den Geschäften zurücktreten und der Gesandte von Canitz sein Nachfolger werden. Bülow soll entschieden an Schwäche des Kopfes leiden, an Unschlüssigkeit, an Gedächtnißmangel. Canitz ist schon hieher berufen.

Gerücht, dem preußischen Gesandten in Karlsruhe seien die Fenster eingeworfen worden. Hier verspottet man den

badischen Gesandten, das Volk trägt sich mit der Redensart: „Schlafen Sie noch?“ und ein Schläfer heißt „ein Frankenberg“. Man sagt auch, dem Portier Frankenberg's arbeite man eine Erklärung aus, die er in die Zeitungen soll einrücken lassen, sie sei aber schwer abzufassen, und drei unsrer Ministerien stritten darüber, was sie den Mann wollten sagen lassen.

In Hormayr's „Anemonen“ weitergelesen, im Livius.

Freitag, den 13. Juni 1845.

Der Lärm wegen Itzstein und Hecker wird ein für Preußen und Deutschland verhängnißvolles Ereigniß, dasselbe wirft uns auf Jahre zurück, nimmt Vertrauen, hemmt unsern Einfluß, häuft Schmach und Verachtung auf uns. In Karlsruhe große Gährung, der Gesandte bedroht, preußische Handwerker von ihren Meistern entlassen, man will keine Preußen mehr ꝛc. — Hier wird von Bürgern eine Adresse an Itzstein und Hecker zahlreich unterzeichnet, der Minister Graf von Arnim wird laut geschmäht. — Nun will gar der Minister Eichhorn auf den Gymnasien vorgeschriebene Lehrbücher einführen und diese nach seinem Sinn abfassen lassen, zunächst über Geschichte. Das wird schön werden! Wir werden eine preußische Weltgeschichte, eine preußische Logik bekommen! Wo denkt der Narr hin!

Die Prinzessin * soll jetzt Betstunden haben und durch die Frommen manches erlangen, was sie sonst nicht bewirken könnte.

Sonntag, den 15. Juni 1845.

Gestern Besuch von *, der mir das Unglaubliche erzählt, auf der Liste, welche der Minister Graf von Arnim

dem Könige vorlegen will, stehe unter den von Berlin auszutreibenden Litteraten auch Doktor Häring, der seit fünfundzwanzig Jahren hier lebt, Eigenthümer einer Buchhandlung und als Hausbesitzer sogar Berliner Bürger ist; freilich schreibt er betrachtende Artikel für die „Vossische Zeitung"!

Heute Besuch von Doktor Michael Sachs, der mir sein Buch: „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien", das er mir zugeeignet, schöngebunden überbringt; ein stattliches, erfreuendes Geschenk, bei welchem das Horazische „Nonum prematur in annum" sich bewährt, denn schon 1835 war es mir zugedacht.

In dem Buche von Sachs gelesen, in dem verwandten von Zedner, und viele Betrachtungen über Judenthum angestellt; die Zähigkeit und Dauer des Volkes ist merkwürdig und mit ihrer wesentlichen, aber engen Frömmigkeit in tiefstem Zusammenhang; sie haben dem allgemeinen Bildungsgange der Menschheit den von ihnen ausgestoßenen Jesus gegeben, dann Spinoza'n, und geben noch täglich die außerordentlichsten Kräfte ab, in Tausenden von Getauften und Nichtgetauften, ohne daß ihr eigner Bestand ärmer wird.

In Hormayr gelesen, im Neuen Testament.

Dienstag, den 17. Juni 1845.

Gestern Billet von Humboldt, voll Unwillen über unsre Polignac's.

Donnerstag, den 19. Juni 1845.

Heute Weiher, dann Graf von Keyserling. Der König ist in Preußen sehr lau, ja kühl aufgenommen worden

und hat keine guten Eindrücke hinterlassen; das Zeitungslob ist grund- und werthlos. Zu Keyserling sagte gestern ein fremder Gesandter in Bezug auf Itzstein's Verweisung: „C'est un grand malheur qui est arrivé à la Prusse." Die Erklärung Hecker's schlägt nun auch alle von den Pässen hergenommenen Vorwände nieder.

Nachmittags nach Tegel gefahren. Der Minister von Bülow im Garten noch mit seiner Familie allein; er spricht gleich von der Itzsteinsache, meint, der Graf von Arnim habe schwer gefehlt, besonders darin, daß er mit ihm nicht Rücksprache genommen, und wenn er den König vorher gesprochen — was Bülow nicht sicher weiß —, so habe er dem Könige entweder fälschlich angegeben, er habe jenes gethan, oder es dem Könige unverantwortlich verschwiegen, daß er es nicht gethan; denn der König hat an Bülow geschrieben, er finde es ganz unbegreiflich, daß Graf Arnim nicht vorher mit ihm gesprochen. Jetzt liegt alles zur Entscheidung des Königs vor. Bülow meint, Arnim müsse öffentlich Unrecht, allenfalls den Abschied bekommen. In ähnlichem Sinne hat der Gesandte Herr von Radowitz berichtet. Klagen Bülow's über die verworrne Wirthschaft, wie alles ohne Regel vor sich gehe, alles erschwert sei. Fürst von Wittgenstein kam, eine unerwartete Erscheinung! Er machte mir gleich Entschuldigungen, daß ich ihn hier sehe und er noch nicht bei mir gewesen sei; unverhältnißmäßig! Eine zweite Ueberraschung, Generallieutenant von Canitz aus Wien; gestern hier eingetroffen, wohnt hier bei mir im Hause, beim Sohn; sieht alt aus und hat an Karakter wie es scheint etwas verloren, stimmt in den schlechten Ton der Diplomaten ein ꝛc. Wir gingen eine Weile zusammen, er erzählte mir von Wien. — Mit Graf von Trauttmannsdorff lange gesprochen, auch über Hormayr,

den ich möglichst vertheidige. — Der unglückliche badische Gesandte von Frankenberg zwingt mich ihn anzuhören, erzählt mir sein Mißgeschick, ist voll Eifer für die beiden Weggewiesenen, beklagt, daß Itzstein nicht darauf bestanden, ihn zu sprechen; dies habe er leider nicht gethan, wie die gerichtlich verhörten Diener aussagten, doch könne man sich leicht denken, daß er die Sache nicht auf's äußerste habe treiben wollen und lieber fortgegangen sei; Frankenberg hat an Itzstein geschrieben, um ihn zu verständigen, zu begütigen, ist aber noch ohne Antwort. — Graf und Gräfin Lerchenfeld; letztere schon aus Schweden zurück, mit Berzelius; ich soll morgen dort essen, wegen Berzelius 2c. — Frau von Olfers und Töchter, nachher auch Herr von Olfers; Graf von Knyphausen, Gräfin Sylvius Pückler, Herr von Meyendorff, Fräulein Maxe von Arnim; Fürst von Pückler, mit dem ich das Grabdenkmal besuchte; nochmals vertraute Unterhaltung mit Bülow, über den hiesigen Zustand, über die auf Deutschland gegründete und nun zerrüttete Politik, über die Wandelbarkeit des Königs, herrliche Worte, ausbleibende That; „der Minister des Innern handelt so, als wolle er aller Welt einschärfen, den Worten des Königs nicht zu glauben". — Zuletzt redete mich der General von Perponcher an, bedauerte, daß er es nicht in Homburg gethan, sagt mir sehr viel Artiges, erzählt mir seine Kriegsgeschichten, ist unzufrieden mit Siborne, der ihm Unrecht gethan, mit Thiers, der die Räumung Aegyptens ganz falsch dargestellt habe, — Perponcher war damals unter Abercromby dort 2c. — Gedrängt bei der Rückfahrt, über hundert Personen, wohl dreißig Wagen. Lauer Abend. — Bülow scheint ziemlich hergestellt, spricht aber langsamer als sonst. Er geht nach Kissingen, und dann an den Rhein der Königin Victoria wegen.

In Sachs, Brougham und Fichte gelesen, auch im Sallustius.

Sonnabend, den 21. Juni 1845.

Heute Vormittag Besuch vom General von Canitz. Nach langem ernsten Gespräch über die hiesigen Angelegenheiten, sagte er zuletzt: „Die nächsten Freunde des Königs haben ihm seit seiner Thronbesteigung als ärgste Feinde nur Schaden auf Schaden gethan; er wollte bei der Huldigung in Königsberg Reichsstände verkünden, aber Alle hielten ihn am Rockschoße zurück, beschworen ihn, es nicht zu thun, wenigstens noch nicht, nur jetzt nicht, und so haben sie ihm bereits fünf Jahre seiner Regierung verdorben." Diese Aussage ist wichtig und stellt jene Absicht des Königs, welche Schön und seine Freunde wußten, außer Zweifel; denn Canitz war im Vertrauen des Königs und überhaupt in der Lage, eingeweiht zu sein, wie er es noch ist, und hatte zudem keine Vorliebe für jene Absicht.

Langer Besuch des Fürsten von Wittgenstein. Er erzählt mir viele Züge und Anekdoten, in Betreff des vorigen Königs und auch Friedrich Wilhelm's des Zweiten. Wie der Bischof Eylert den vorigen König reden läßt, in so zusammenhängender Folge, sagt er, habe derselbe nie gesprochen, auch nicht sprechen können, und wenn er es gekonnt hätte, würde er es doch nicht gethan haben, weil er gefürchtet hätte, geziert zu erscheinen; den Predigerton müsse man daher immer auf Eylert's Rechnung setzen; das ganze Buch, meint er, hätte auf ein Fünftel seines jetzigen Umfangs beschränkt sein sollen. Von Held kam er auf die Gräfin von Lichtenau, die er sehr wegen ihres Karakters lobte; nie habe sie nach Geld getrachtet, nie Geld von auswärts empfangen; was man hierüber erzähle, sei alles falsch,

sie würde jeden Antrag der Art mit Verachtung aufgenommen haben, denn heftig sei sie gewesen. Sie besaß außer dem Gute Lichtenau und für etwa zwanzigtausend Thaler Juwelen nichts. Erst Lord Bristol, der verrückte Bischof, der als Gast des Königs im Neuen Palais zu Potsdam wohnte, machte den König aufmerksam, daß er eine dreißigjährige Geliebte und Freundin nicht von der Gnade seines Nachfolgers abhängig lassen dürfe; der König beauftragte Wittgenstein mit Struensee zu sprechen, der fand die Sache billig, und schlug vor, der Gräfin eine halbe Million holländischer Gulden von der durch den Banquier Cohen gemachten Anleihe zu geben. Der König genehmigte dies, und Wittgenstein mußte je hunderttausend Gulden in solchen Papieren mit dem Königlichen Siegel einsiegeln, und auf jedes Paket den Betrag schreiben, und daß derselbe der Gräfin gehöre. Diese Pakete brachte er der Gräfin, die sie in einen Schrank legte, und in diesem fand man sie nach des Königs Tode noch unversehrt, als man alles Besitzthum der Gräfin einzog. Dies ist der Betrag und Ursprung der Summe, die man in jenem Schranke fand, den man, weil die Gräfin den Schlüssel verweigerte, aufbrechen mußte, und die der König weder ihr noch ihren Erben je ersetzt hat. Eine wahre Beraubung!

Sonntag, den 22. Juni 1845.

Die Sache von Itzstein nimmt allerlei Gestalten an; eine Adresse von Bürgern von Königsberg an ihn ist abgegangen, sie wird hier herumgezeigt. Eine hiesige Adresse soll gleichfalls eine Menge Unterschriften haben. Immer einstimmiger wird das Verlangen, die Absetzung des Ministers Grafen von Arnim sei die einzige Maßregel, die

einigermaßen befriedigen könne. Die üble Wirkung im Auslande wird noch lange fortdauern. Man zweifelt aber, daß der König den Minister absetzen werde. — Die Königsberger fordern die Absetzung des Grafen von Dohna, der, um ihre Petition zu hindern, sich unter der Hand erboten hat, er wolle in kurzem den Abschied nehmen, allein die Bürger haben geantwortet, das könne sie nicht zufrieden stellen, er müsse ihn auf ihr Verlangen bekommen. Die Königsberger halten jetzt große Familienversammlungen in Gasthöfen, um ihre politischen Verhandlungen fortzusetzen; in Pillau sind kürzlich aus Königsberg, Braunsberg ꝛc. gegen viertausend Menschen zusammengekommen, eine Art O'Connell-Wirthschaft.

Als der neue Ehegesetzentwurf von Savigny bekannt geworden war, schrieb hier ein Kammergerichtsassessor Hase sehr triftige Einwendungen dagegen und seine Schrift trug sehr dazu bei, daß der Entwurf nicht durchging. Der König befahl in seinem Mißvergnügen, Hase solle ihm nie zur Beförderung vorgeschlagen werden, nie Rath werden. Diese Ungerechtigkeit glaubte man längst zurückgenommen, aber sie besteht noch, und der König hat alle Vorstellungen des Kammergerichts und Hase's eigne Bittschriften ungnädig abgewiesen. Der Justizminister Uhden, der sich der Sache annehmen sollte, macht den Frommen und klagt, daß ein so frommes Unternehmen, wie jener Entwurf, vereitelt worden. Mir ist es unbegreiflich, daß der König nicht einsieht, wie ungerecht es sei, einen Mann, der nur erlaubtes Recht ausgeübt, auf Nebenwegen dafür zu strafen! — Wie weit sind wir von freiem Staatswesen!

Wittgenstein erzählte mir gestern auch das Nähere über des vorigen Königs Zusammenstoß mit seinen Brüdern Heinrich und Wilhelm im Jahre 1806 vor dem Kriege.

Die beiden Prinzen hatten sich beigehen lassen, aufgeregt vom Prinzen Louis Ferdinand, vom General von Phull, Obersten von Massenbach, General von Rüchel 2c., dem König eine Vorstellung zu übergeben, die ihn unter andern Vorwürfen auch der Schwäche zieh; darauf ließ der König beide nach Potsdam kommen, wusch ihnen tüchtig die Köpfe, und sagte, mit der Schwäche hätten sie in so fern Recht, als es eine große von ihm sei, daß er sie nicht beide jetzt nach Spandau schickte. Härtere Ausdrücke, meinte er, habe der König wohl nicht gebraucht, aber dieser sei hart genug gewesen.

Er erzählte mir auch noch viel von Lord Bristol. Derselbe erhielt die Erlaubniß, den Sarg Friedrich's des Großen zu besehen, und Prediger und Küster empfingen den Bischof mit feierlichem Anstande, waren aber sehr betroffen, ihn als einen nachlässig gekleideten Gentleman heranreiten zu sehen, mit goldnen Sporen, lederner Kappe, dicker Reitpeitsche; noch mehr erschraken sie, als er nach einiger stillen Betrachtung plötzlich die Reitpeitsche schwang, mit ihr auf den Sarg schlug, daß das Gewölbe davon hallte, und ausrief: „Réveille-toi, et mets ordre dans la maudite confusion, où ton successeur |a laissé tomber l'état!" Dabei war er der Gast und Freund dieses Nachfolgers! In seiner Betrunkenheit erlaubte er sich alles; zum Herzog von Cambridge sagte er: „Ton père est une bête, et toi tu n'est qu'une belle statue, sans intelligence." Man nahm alles von ihm hin. Seine Tollheit lag bei ihm im Blute, seine ganze Familie war etwas verrückt. — Wittgenstein erbot sich, mir über alle Thatsachen und Vorgänge aus den vorigen Regierungen, wegen deren ich Zweifel und Fragen hätte, zuverlässige Auskunft zu geben, sofern er die Sachen wisse.

Montag, den 23. Juni 1845.

Brief aus München von Hormayr, ob Oesterreich die neuesten Vorgänge und Stimmungen benutzen werde, um Süddeutschland vom Zollverein abzureißen?

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag großer Volkstumult bei Kroll, Polizei und Gendarmen werden überwältigt, der Prinz von Preußen mit Steinen geworfen, ein Bataillon mußte aus der Stadt geholt werden. Gestern Abend stellte eine Anzeige des Präsidenten von Puttkammer in der „Staatszeitung" die Sache als gering dar, heute steht sie in der „Vossischen Zeitung" nach ihrem wahren Verlaufe geschildert. Wie dumm von der Polizei, sich einer solchen Entstellung überführen zu lassen, wie dumm, diese zu versuchen, wenn Tausende dabei waren, die es anders wissen!

Wenn die Königsberger Bürgerschaft den General Grafen von Dohna los sein will und deshalb den König angeht, so muß man wissen, daß der König schon einmal solchem Begehren willfahrt und den General von Wrangel dort weggezogen hat. — Der König hat den Königsbergern gesagt, es wären etwa vierzig muthwillige Buben, welche die Unzufriedenheit und Störung verursachten; dazu bemerkte einer der Hörer halblaut: „I, soviele sind's nicht einmal, nur sechs bis sieben, aber die sitzen in Berlin und heißen Exzellenzen."

Der Rektor Kirchner in Schulpforta hat seinen Schülern als poetische Aufgabe, die sie in lateinischen Versen behandeln sollen, den Aufenthalt Schelling's in Schulpforta vorgeschrieben. Kann artige Sachen liefern, besonders wenn ein Satiriker unter den Jünglingen ist!

Die Rede des Königs an die Königsberger wird sehr getadelt, sie müsse ihren Zweck, sagt man, durchaus

verfehlen. Was der König tadle, sei durchaus sein Werk; hat er nicht überall die Vereine entstehen lassen, aufgemuntert, ihnen Gelder zur Verfügung gestellt? Jetzt sollen sie unterdrückt sein. Natürlich gefällt das den Leuten nicht.

Der König soll einen seiner Kammerdiener — man nennt den Namen — besonders gern anhören, sich allerlei von ihm berichten und auskundschaften lassen, woraus schon viel unangenehme Folgen hervorgegangen.

Dienstag, den 24. Juni 1845.

Die „Vossische Zeitung“ bringt heute eine Stelle aus meinem Heldbüchlein, die grausam verstümmelt und zusammengeschoben ist. Die Zensur hat die Schilderung, wie es den Staatsgefangenen zu ergehen pflegt, nicht durchgelassen und meine stehengebliebenen Worte dadurch in ganz falsches Licht gebracht. Ich muß dagegen Einspruch thun, schreibe deßhalb an Rellstab, und da die Zensur hier wohl meine Erklärung unterdrücken wird, so schick' ich sie zugleich nach Augsburg an die „Allgemeine Zeitung“. Die ganze Stelle im Zusammenhang vorzuführen, ersuche ich die „Grenzboten“. Die elende Zensur! Ich hoffe, es wird wohl wieder dahin ausschlagen, daß man das Licht im Stroh verbergen wollte, und nun statt eines kleinen Lichtes eine große Flamme aufleuchtet. — In unsrer Zeitung steht nun auch Hecker's ausführliche Erklärung, durch das Zensurgericht zum Druck verstattet, mit Ausnahme einer Stelle und zweier Worte! Welche Erbärmlichkeit! Was ist das für ein Beweisstück, das nicht ganz mehr ist? Und jederman sucht nun, was man weggelassen, was man für so anstößig gehalten hat. Einige Artikel gegen Itzstein

und Hecker in den Zeitungen, oder vielmehr zu Gunsten der Behörden, sind das Jämmerlichste von der Welt, matt, lügnerisch, niederträchtig!

Der König ist gestern von Kopenhagen zurückgekommen, er soll sehr verdrießlich sein, unschlüssig, möchte den Grafen von Arnim, den er nicht liebt, gern zum Teufel schicken, aber auch der öffentlichen Meinung nachzugeben nicht den Schein haben. Dann ist auch von Bülow's Abschied sehr die Rede; er soll einige arge Verstöße gemacht haben, Verwechslungen von Papieren, Unbedachtsamkeiten gegen Gesandte, und wirklich an Schwäche des Kopfes leiden. Man spricht davon, daß Canitz ihn ersetzen werde, Andere nennen den General von Pfuel; man sagt auch, Bunsen und Canitz hätten den Posten ausgeschlagen. Als Eichhorn's Nachfolger wird Geheimerath Bethmann-Hollweg genannt, auch ein Serviler, ein Frömmler, ein Duckmäuser!

Die „Allgemeine Preußische Zeitung" erklärt heute Abend das Gerücht von beabsichtigter Austreibung hier nicht heimischer Litteraten für eine böswillige Erfindung, man habe sich bloß nach den persönlichen Verhältnissen derselben erkundigt, und nur Doktor Dronke sei ausgewiesen worden, weil er in einem auswärtigen Blatte den verstorbenen König geschmäht. Elende Ausflucht! Die Behörde ist jetzt zu feig, ihren Vorsatz auszuführen, der Lärm hat sie erschreckt. Auf wie lange? Sie wird schon darauf zurückkommen! Und wer braucht denn der elenden Zeitung zu glauben? ihrer unamtlichen Versicherung? und selbst der amtlichen?

In Brougham gelesen, in Thiers, im Cicero.

Mittwoch, den 25. Juni 1845.

Unsre Angelegenheiten nehmen eine stets düstrere Färbung an. Der König ist verstimmt, fühlt das größte Mißbehagen, sieht sein Ansehn geschwächt, besonders sein persönliches, und findet diesen Zustand unerträglich. Die Provinz Preußen ist wie im Kriege gegen die Regierung. Die Antwort der Königsberger auf die Anrede des Königs geht in Abschriften umher, und das Beispiel dieser Dreistigkeit ist ansteckend. Die Danziger haben dem Könige vorgehalten, wie die Eichhorn'sche Vorschrift, den Deutschkatholischen keine Kirchen zu leihen, allgemeinen Unwillen errege, und der König hat ihnen erlaubt, die Vorschrift unbeachtet zu lassen; — lauter Widersprüche! Und wie sollen wir hinauskommen? Wechselt der König seine Minister, so kommen nur schlimmere! Man nennt Bethmann-Hollweg an Eichhorn's Stelle, Meding an Graf Arnim's; wer hätte gedacht, daß wir eine Reihefolge von Wöllner's erleben würden! Auch Canitz würde, sagen jetzt viele Leute, eine Art Wöllner sein, er sei ein Erzpietist; sonderbar, gegen mich hat er nie eine Spur davon gezeigt!

Besuch des Grafen von *, dessen Andringen ich entschieden abweisen muß, er meint thörichterweise mit Pückler gleichzustehen, ja denselben zu überragen! Er erzählt mir, in der Nähe seines Gutes sei der König an einem kleinen Orte ausgestiegen, und habe die versammelte Menge durch Abnehmen des Hutes begrüßt, dabei jedoch bemerkt, daß einige rückwärts stehende gutgekleidete Männer die Hüte auf dem Kopf behielten; er habe darauf seinen Hut nochmals abgenommen, jene aber rührten sich nicht; darauf sei er zornig auf den Landrath eingestürmt, er solle sagen, wer die Flegel seien, und sie der schändlichsten Tücke beschuldigt, auch sie zu verhaften und wegen Unehrerbietigkeit zu

bestrafen befohlen ꝛc. Wie viel besser wäre es, dergleichen gar nicht zu bemerken, wenigstens nicht zu beachten! — Daß die Ehrerbietung sinkt, ist leider wahr.

Nachmittags im größten Gewitterregen kam Bettina von Arnim, besprach mit mir die Schlöffel'sche Angelegenheit ausführlich, wir erwogen die Mittel, in dieser Sache zweckmäßig einzuwirken, ob durch den König, den Prinzen von Preußen, die Oeffentlichkeit? Sie will alle drei Wege einschlagen; es fragt sich, in welcher Weise jeden? — Warum denn der Schuft Witt-Dörring nach seiner Verhaftung gleich wieder freigegeben worden, mit einem Bekenntnisse seiner Schuld abgekommen sei, wo ein Andrer an seiner Statt in langwierige Untersuchung gekommen und hart bestraft worden wäre? „Weil die Behörde mit dem Schuft sich verbunden hat, weil er ihr Vertrauter ist und ihr dient."

Doktor Steiger, der zum Tode verurtheilte, aus seinem Kerker in Luzern glücklich entflohen! Glück auf! Der ersten Nachricht wollte man nicht trauen; jetzt aber kommt die ganze Erzählung mit allen Umständen, und allgemeine Freude giebt sich zu erkennen.

Freitag, den 27. Juni 1845.

Gestern Brief von Rellstab, die Zensur verweigert den Druck meiner Anzeige; gleich geantwortet, daß dieser in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erfolgen werde, und daß ich mit dem absurden Zensor John — so heißt der Lumpenhund — keine Schererei haben wolle.

Heute bringt die „Vossische Zeitung" doch meine Anzeige, aber das Nachwort der Redaktion ist weggefallen.

Große Freude über Doktor Steiger's Entkommen.

Man sagt, das Abschiedsgesuch des Grafen von Arnim sei angenommen. Zu spät, und nicht die rechte Art!

Sonntag, den 29. Juni 1845.

In der „Vossischen Zeitung“ eine tapfre Erklärung des Doktor Dronke gegen die „Allgemeine Preußische Zeitung“, deren Redaktion er verklagt hat.

Der Minister von Bülow ist nach Kissingen abgereist. — Man spricht mit Bestimmtheit davon, daß der Minister Graf von Arnim die erbetene Entlassung habe. — Die Ernennung Göschel's zum Konsistorial=Präsidenten, mit sechstausend Thalern Besoldung und dem Rang eines Oberpräsidenten macht doch einiges Aufsehn. Dem hat der Pietismus gute Dienste gethan! Selbst das Hegelthum schadete ihm nicht mehr!

Weimar, Mittwoch, den 2. Juli 1845.

Abends in Weimar angekommen, schickte ich zum Geheimenrath von Müller, der aber beim russischen Residenten von Maltitz war. Dieser wohnt im Goethe'schen Hause, um so lieber ging ich hin. Geweihter Boden. Zum Erschaudern, wenn man es überdenkt, wer hier gelebt, und was alles! Maltitz schenkte mir ein Blatt von Goethe, mit Bleistift geschrieben. Herr und Frau von Plötz, Fräulein von Schwendler und andre Gesellschaft; liebreiches Andenken an Frau von Froloff. Geheimerath von Müller begleitete mich in meinen Gasthof zurück und blieb noch bis halb zwölf Uhr. Er theilt mir vieles mit über die weimarischen Sachen. Der Kaiser Nikolai hat allerdings die Reise des Erbgroßherzogs nach Paris gebilligt. Ueber

die Itzsteingeschichte auch hier großer Unwillen; die Bundestagsgesandten aber in Frankfurt schimpfen auf Itzstein und Hecker, überall sollte man solche Spitzbuben wegweisen ꝛc. und unser Gesandter Graf von Dönhoff schimpft weidlich mit! Diplomatenpack!

Gotha, Donnerstag, den 3. Juli 1845.

Gegen Mittag in Gotha, bis zum Abend geblieben. Der Wirth zum Mohren, Herr Schäfer, war vor zwei Tagen beerdigt worden; vielfache Erinnerungen knüpfen sich an diesen Mann, auch meine eignen, ich habe noch mit Rahel ein paarmal bei ihm gewohnt! Nach einem heißen Nachmittage voll Schwermuth, glaubt' ich die Luft kühler und fuhr auf das Schloß hinauf; aber die Hitze war fürchterlich; nur die Bibliothek und die chinesischen Sammlungen besah ich. Hofrath Jacobs wollt' ich besuchen, aber man sagte mir, der altersschwache, völlig taube Mann gehe schon um sieben Uhr zu Bette. Professor Ukert wohnte mir zu weit. Als ich meinen Namen in das Fremdenbuch der Bibliothek einzuschreiben hatte, gab der Bibliothekdiener mit Lebhaftigkeit zu erkennen, daß er ihm bekannt sei, und zeigte den Ort, wo meine Bücher ständen, wenn sie nicht verliehen seien, ich hatte Mühe, mich den Huldigungen, die wohl das Trinkgeld erhöhen sollten, zu entziehen, und war nur froh, daß mein Diener Ganzmann schon hinausgegangen war; Lob hat von der Wollust das an sich, daß Ekel und Reiz dicht beisammen sind. — Ich fuhr sehr verstimmt von Gotha fort, und die Nacht durch bis Fulda. Freund Koenig ging grade vorbei, als ich ausstieg, und wir blieben gleich zusammen, seine Frau war am Tage vorher verreist.

Fulda, Freitag, den 4. Juli 1845.

In Fulda mit Koenig zugebracht, unter reichhaltigen Gesprächen. Man will im Auslande nicht glauben, daß die Ausweisung Itzstein's und Hecker's eine bloße Dummheit, keine Bosheit war, man überschätzt uns noch immer! — Unerträgliche Hitze. Abends ein Spazirgang, ohne Erquickung, auch die Nacht gab keine.

Fulda, Sonnabend, den 5. Juli 1845.

Den Tag über noch mit Koenig verlebt. Die Mainzer Geschichtstage durchgesprochen, Forster, die Klubbisten, Eickemeyer. Die katholischen Sachen. Pfaffenwesen in Fulda. Koenig ist durchaus gesund und tüchtig in seinen Ansichten. — Abends als einige Kühlung eingetreten war, reist' ich ab. — In der Nacht ein Gewitter.

Lich, Sonntag, den 6. Juli 1845.

Vormittags bei guter Zeit in Gießen angekommen. Doktor Carriere wohnt gleich vor dem Thore, die Professoren Hillebrand und Liebig ebenfalls, ich lasse mich hinführen, der Weg kann nicht groß sein; aber die Stadt zieht sich in die Länge, vor dem Thore geht es bergan, und die Sonne brennt unbarmherzig auf den schattenlosen weiten Raum! Doktor Carriere ist verreist. Dagegen find' ich Professor Hillebrand, der mir sehr gut gefällt, seine Frau, die ganz eingenommen ist von Rahel. Vortrefflich empfing mich Professor Liebig, sprach mit Zufriedenheit von Gießen, und daß er keinen andern Aufenthalt wünsche, von der Blüthe der Universität — hauptsächlich seine Wirkung —, von seiner angenehmen Wohnung, Aussicht, Garten rc.,

lobte Berzelius, fragte, ob ich ihn gesehen ꝛc. Liebig wollte eben zum Essen gehen, die Andern hatten ihn schon verläugnet, eine sinnige Tochter aber glaubte mich melden zu müssen, und ich war dem klugen Mädchen recht dankbar. Zuletzt sah ich noch das weitläuftige Laboratorium, in welchem fleißige Schüler auch sonntäglich arbeiteten, Franzosen, Engländer, Deutsche ꝛc.

Um fünf Uhr mit Postpferden nach Lich gefahren, drei Stunden Wegs. Vortreffliche Straße, die ehmals nicht war. Im Freien die Hitze erträglicher. Ich wollte nur den Kammerdirektor Seidel und die verwittwete Fürstin besuchen, nicht den Fürsten, zu dem ich kein Herz habe, und dachte nach einer Stunde zurückzufahren. Man wies mich in den Park, wo ich unter hohen Bäumen eine ganze Gesellschaft beisammen fand. Die Fürstin Wittwe erkannte meine Stimme, ihre Schwester die Landgräfin von Hessen-Philippsthal auch mein Gesicht, in dreißig Jahren habe ich beide nicht gesehen! Beide Damen sahen wohlerhalten, die Landgräfin noch blühend aus. Außerdem war die Fürstin von Solms-Lich, geborne Ysenburg-Büdingen, der Prinz Ferdinand von Solms-Lich nebst seiner Gemahlin, geborne Gräfin Colalto, und ihren Kindern zugegen, bald kam auch der Fürst Ludwig. Sie lasen grade ein Zeitungsblatt, worin mein „Held“ besprochen wurde. Vor wenig Tagen waren der Prinz Ludwig zu Bentheim und seine Schwester Prinzessin Charlotte abgereist, er bringt sie nach Sachsen zurück, sie war dreiviertel Jahr hindurch genesen, und bei ihren Schwestern, ein Schreck ließ sie in ihre Gestörtheit zurückfallen! — Es gab viel zu erzählen, von beiden Seiten. Ich durfte nicht fort, besonders bestand der Fürst darauf, daß ich bleiben sollte. — Ich mußte vom Könige, den Prinzen, den Prinzessinnen viel erzählen.

Der Fürst war in der Verfassungsfrage ganz auf des Königs Seite, tadelte Alle, die ihn abgehalten, gleich im Beginn seiner Regierung Reichsstände zu berufen, wie er entschieden gewollt, machte wie der König den größten Unterschied zwischen Reichsständen und Konstitution, wünschte jene, haßte diese, nahm es etwas übel, daß ich sagte, in der Wirklichkeit käme beides auf eines heraus, und die große Versammlung würde bald von dem einen Boden auf den andern gerathen, nahm es noch mehr übel, daß ich lieber keine Reichsstände wollte, hatte mich in Verdacht, es mit dem Prinzen von Preußen zu halten, den er sehr tadelte. Er vertraute mir, daß er im Begriff sei, nach Berlin zu reisen, wohin der König ihn berufen habe wegen der ständischen Sachen! — Mit der Fürstin Wittwe ging ich nachher etwas abseits, wir sprachen von ihrem Bruder dem General, meinem einstigen Obersten, mit gerührtem Andenken, auch von andern alten Erinnerungen, von Glück und Unglück. Auch unser ehmaliges Verhältniß neckender Freundlichkeit kam wieder zu Tag, ihre sich darin offenbarende Güte für mich, daß sie mir immer den Krieg machte, mich für bös erklärte und vortrefflich behandelte. Sie erzählte mir, sie habe vor Jahren in Norderney Heine'n kennen gelernt, und ihn sehr gern gehabt; bei einem Ausdruck, den er gebraucht, habe sie unwillkürlich ausgerufen: „Das ist ganz wie Varnhagen!" „Varnhagen?" habe Heine verwundert gefragt, „den kennen Sie? Das ist mein bester Freund!" Und nun sei der Umgang nur besser geworden. Sie hielt Heine'n für innerlich edel und aufrichtig, ein solcher Geist könne nur das Beste wollen; seine Unarten, meinte sie, wolle sie nicht vertheidigen, aber Andre hätten deren auch. Von Rahel wollte sie viel hören, zeigte mir ihr Bild, einen Abriß ihres Lebens und Karakters,

aus dem „Damen-Konversationslexikon“ abgeschrieben, das Buch „Rahel“ war unbegreiflicherweise nicht in ihre Hände gelangt, wohl aber die „Galerie von Bildnissen“ und meine „Denkwürdigkeiten“. Sie machte mir auf eine hübsche Art Vorwürfe, daß ich ihrer selbst und ihrer Schwestern erwähnt hatte, sie sagte einem Enkel: „Sieh, der Herr da schreibt schöne Bücher, in denen auch von Großmutter die Rede ist, von den Tanten! Ja, schöne Bücher! Aber ist das wohl recht, so von der Großmutter und von den Tanten in Büchern zu sprechen?“ Ich antwortete, auch zu dem Kinde gewandt: „Ei, das haben die Großmutter und die Tanten sich schon früher müssen gefallen lassen, von Justus Gruner, und nicht so gut!“ — Nach hundert artigen Erwähnungen und Anregungen kam die Stunde zum Schlafengehen, wir hatten oben in einem Saale zu Nacht gegessen, Thee getrunken, aber alles in unvertilgbarer Hitze. Meine Zimmer zum Glück waren kühl.

Butzbach, Montag, den 7. Juli 1845.

Neue furchtbare Hitze. Nach dem Frühstück besuchte mich der Fürst, und wir sprachen nochmals die Verfassungssachen und politischen Umstände durch. Die Itzstein-Sache wurde sehr dumm gefunden, der Graf von Arnim ein kopfloser Minister, dem König wurde alles Lob gespendet, aber bedauert, daß er keine Staatsmänner zu Freunden, und so ungeschickte Minister habe, Wöllner-Eichhorn, den eitlen Pfau Savigny ꝛc. — Ich besuchte hierauf Seidel in seiner Wohnung, begrüßte seine Frau, fand seine Einrichtung klein, aber seinen Wünschen angemessen, die schöne Gegend freut ihn, die Lebhaftigkeit des rheinischen Volkes, und er hat es nicht bereut, sein Vaterland Mecklenburg — das er

seit 1811 nicht wiedergesehen — verlassen zu haben. — Um halb zwölf Uhr wurde ich zum gemeinsamen Frühstück in den Park abgerufen. Der Park ist schön und sehr groß, mit den dazu gehörigen Waldstücken wohl dreitausend Morgen, die Wetter fließt hindurch, die Vegetation ist von herrlichster Pracht. Leider mußt' ich große Strecken Sonnenbrand durchwandern, um endlich an einem Platz anzulangen, wo auch kein rechter Schatten war; die Fürstin Wittwe suchte sich einen Sitz, wo grade der Schatten des Hauptstammes hinfiel, die Andern rückten sich ebenfalls nach den Umständen zurecht, mir blieb nur ein knorriger Ast zur Benutzung. Die Gesellschaft von gestern, und ähnliche Gespräche. Die Fürstin erinnert mich an einen heftigen Streit, den wir einst über Majorate gehabt; der Fürst Ludwig will weise dazwischen reden, er liebt es in kurzen Sprüchen seine Meinung zu sagen, und dann hartnäckig zu schweigen. In seiner Familie ist er wohlwollend und mild, aber in seinen Gedanken pedantisch, und hält mühsam fest, was er mühsam erworben. Die Landgräfin Sophie ist munter wie sonst, spricht noch westphälisch, möchte noch wie ehmals mit mir scherzen; ihre Söhne sind gute, bescheidne Knaben. Ich soll künftig in der Gegend von Eisenach ihrem Aufenthalt Augustenau nicht vorbeifahren. Wir gingen durch noch heißere Sonnengluthen zum Schlosse zurück, dort zum Glück in kühle Zimmer, ich blieb mit der Fürstin Wittwe und der Landgräfin allein, und wir sprachen eifrig. Vor drei Uhr ging ich mich umzukleiden, und dann zu Tisch, wo auch Seidel sich einfand. Der kühle Saal war bald heiß, aber zum Glück erschien köstliches Fruchteis, von dem wiederholte starke Portionen mir das Leben retteten, das aber beim Kaffee im Billardsaal fast wieder verloren ging! — Im Ganzen ein heitres, sorgloses,

behagliches Schloßleben, große Einigkeit und Liebe in der vielverzweigten Familie, guter Ton mit den Kindern. — Wir besprachen noch umständlich die Verhältnisse der Mediatisirten; daß ihr Loos hoffnungsarm sei, wurde zugestanden. Die Fürstin Wittwe ist eine politische Frau, sie hat über zwanzig Jahre lang als Vormünderin die Sache ihres Hauses mit Einsicht und Kraft geführt. — In ihrem siebzigsten Jahre hat sie noch eine schöne reine Stimme, ich hörte sie und die Landgräfin italiänische Sachen singen. — Ich sollte noch länger bleiben, aber bestand auf der Abfahrt. Um sieben Uhr führten mich die Pferde des Fürsten nach Gießen zurück. Doktor Carriere war noch nicht da! — Der Kellner verschaffte mir Eis, doch waren die heißen Zimmer nicht zu kühlen. Nach Sonnenuntergang fuhr ich auf Butzbach zu; hier war Doktor Carriere nicht mehr, wahrscheinlich fuhren wir aneinander vorbei.

Homburg, Dienstag, den 8. Juli 1845.

Nach elender Nachtruhe in Butzbach von wenigen Stunden heute früh bei schon gräuelhafter Hitze hier in Homburg angekommen, nicht bei Westerfeld Wohnung gefunden, sondern etwas entlegnere, und leider auch der Sonne mehr ausgesetzte! Die jungen Wirthsleute, erst seit fünf Tagen Eigenthümer des Hauses, und in acht Tagen ihre eheliche Verbindung feiernd, haben die Einrichtung noch nicht fertig, aber den besten Willen zu allem, und so muß diese seltne Eigenschaft manches Fehlende — nicht so seltne — einstweilen ersetzen. Eine die Wohnungen vermittelnde Jüdin fragte ich heimlich, ob die Braut nicht jüdischen Geschlechtes sei? „Gott bewahre! Sie brauchen keine Scheu zu haben!“ rief sie heftig. Dieses „Gott bewahre“ von dem eignen

Volk und Glauben sagen zu müssen, zeigt den schnöden Druck, unter dem diese Leute leben, in den sie sich gefügt haben. Ich verwies aber der Frau Lissa das grausame Wort, und versicherte ihr, mir würde es angenehm gewesen sein, wenn sie meine Vermuthung bejaht hätte. — Ich brachte den halben Tag damit hin, die Reisemüdigkeit und mit der alten die neue Hitze zu verwinden, und ging erst gegen Abend aus. Der erste Bekannte, der mir aufstieß, war Herr Fränkel aus Berlin, dann Herr Thurneisen aus Walluf, dann Moritz von Haber, dessen Hund Tell mich schon früher begrüßt hatte, endlich noch der Kammerherr von Witzleben. Ich ging auf das Schloß, mich dem Landgrafen anzumelden, nach dem Befinden der Prinzessin Wilhelm zu fragen, Fräulein von Kalb zu sprechen; letztere ist aber in Mainz, jetzt Fräulein Konstanze von Arnim hier. — Als ich in den Kurgarten zurückgekehrt war, kam Koreff mit ausgebreiteten Armen mir entgegen. Fränkel hatte mir ihn schon geschildert; sehr aufgedunsen, die Züge ausgeweitet und schlaff, das Auge weniger lebhaft als gereizt, der Kopf mit einer allzu haarreichen Perrücke sehr ungeschickt bedeckt, die kleinen Füße und Hände träger als sonst, der dicke Körper schwerfällig, das ganze Ansehn wie eines Veralteten, Ermüdeten, Herabgekommenen. — Männer der Wissenschaft pflegen im Alter durch erhöhte, angesammelte Würden und Ehren getragen, die Gebrechen des Alters dadurch in etwas bedeckt zu werden; hier scheint nur die verwelkte Blüthe ohne solche Frucht übrig zu sein. Ich kann nicht sagen, wie tief mich der Anblick schmerzte, wie schwermüthig es mich machte, den einst glanzreichen Jugendfreund so wiederzusehen! Dabei schien er auch gradezu in seinem Fach als Arzt heruntergekommen zu sein, bei so herrlicher, genialer Fähigkeit in diesem Beruf, bei

so vielem Geleisteten! Tief betrübend und demüthigend, auch Fränkel fühlte es, und gestand mir zu, daß Hunderte, die sich jetzt über Koreff weit erhoben dünken, nicht würdig sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Wir saßen eine Weile auf der Terrasse, dann kam auch Koreff's Frau, die oben im Saal eine Reihe somnambüler Versuche mit angesehen hatte.

Homburg, Mittwoch, den 9. Juli 1845.

Am Brunnen Frau von Nellessen-Kelleter gesprochen. Die Prinzessin * hält es nicht aus, mit allen Leuten liebenswürdig zu sein, ihre Nerven leiden es nicht; ermüdet und gequält, wird sie nach einiger Zeit schroff, und besonders unter den Damen erzeugt sie manche Unzufriedenheit. Die Lehre hieraus ist, man muß sich nicht zu sehr bemühen, um nichts, am wenigsten aber um Beifall; merken die Leute, daß man ihn haben will, so schlagen sie gleich (theurer) damit auf. — Als ich schon weggehen wollte, begegnete uns eine Dame, Koreff raunte mir ins Ohr: „Fürstin Sapieha!“ Ich rief ihr nach: „Rose Mostowska!“ Sie war es! Herzliches Händedrücken und eiliger Tausch von Nachrichten; ein angenehmes Begegniß!

Nachmittags der Prinzessin von Preußen im Kurgarten begegnet; sie war guter Laune und sprach ironisch über Berlin, von seinen Vortheilen, deren ununterbrochener Genuß wie die zu lange Fortdauer sogenannten schönen Wetters zur Verzweiflung bringe. Sie hätte gern die Somnambüle hier gesehen, fürchtet aber den Zeitungslärm, und daß der Mann nachher von ihr Empfehlungen haben will.

Besuch bei der Fürstin Sapieha, vielerlei Mittheilungen. — Abends kam Koreff zu mir, nachher besuchten wir einen Augenblick den Ball, wo ich den Hauptmann von Silber und seine Frau wiedersah, sonst aber keinen Menschen von Bedeutung. — Zu Hause noch in der „Galerie de portraits du dix-huitième siècle" von Arsène Houssaye gelesen, den Artikel über Voltaire, in einigem Betracht besser als der Artikel von Lord Brougham, in anderm geringer.

Homburg, Donnerstag, den 10. Juli 1845.

Früh am Brunnen, erfrischende Luft, aber bald wieder sonnenwarm. Die Prinzessin von Preußen hat entschieden Langeweile; die Leute sagen, sie sähe aus, als habe sie Kummer, und darin irren sie nicht. Sie gefiel mir in früherer Zeit weit mehr, ihre Freundlichkeit macht mir jetzt — ich weiß nicht recht wie so — nur wenig Eindruck, es ist etwas dabei, das mich beinahe ärgert. — Thurneisen, Koreff, Mrs. Rolleston und Tochter. Kammerherr von Witzleben.

Ich besuchte den Landgrafen, der seinen Verlust schwer trägt; er konnte sich der Thränen nicht erwehren. Mit der Prinzessin Wilhelm geht es besser. Ueber Itzstein und Hecker, über unsre Konstitutionssache matte Urtheile, Zeitungswiederhall! Der Landgraf sollte nach Wien gehen, dort ist seine Welt; hier verkommt er. Er sagt mir ohne Hehl, Koreff sei von den Brüdern Blanc, den hiesigen Spiel- und Badepächtern, hiehergezogen worden, und müsse ansehnliche Vortheile hier haben, da er seine noch immer große Praxis in Paris auf drei Monat unterbreche; der Landgraf kennt ihn von Wien her, aus der glänzendsten Zeit, wo die Frauen in ihn verliebt waren und die Kran-

ken auf ihn schworen. — Ich machte nachher einen schönen angenehmen Spazirgang, ganz allein; die Hitze hat dem Grün hier wenig geschadet, es ist voll Kraft, den Augen eine wahre Lust. Indem ich die reinsten Natureindrücke aufnahm, wurde mir gleichwohl das Gemüth schwer; als ich dem Grunde dieser Traurigkeit nachspürte, fand ich ihn darin, daß ich seit zwölf Jahren mich doch nicht habe gewöhnen können, dergleichen Eindrücke für mich allein zu haben, ohne die Augen, ohne den Sinn, welche mir alles über mein ursprüngliches Maß vergrößerten und erhellten.

Nachmittags auf der Terrasse, mit Koreff's, Fränkel und Andern. Leopold von Buch, zu Fuß von Frankfurt gekommen, kehrte bald ebenso dahin zurück; er theilte Koreff die neuesten wissenschaftlichen Nachrichten aus England mit. Prächtige Geschichten von Friedrich dem Großen. — Die Gräfin K. setzte sich zu uns, ich machte ihre Bekanntschaft; durch sie erfuhr ich endlich, was aus dem lieblichen Kinde Rose Potocka geworden, die ich 1810 in Paris gekannt; sie ist an einen Grafen Zamoiski verheirathet, eine Nichte der Gräfin K. Gespräch über Polen, polnische Juden, polnische Dichter. Die Gräfin ist aus Uebermaß alles Weltwesens wieder ganz unschuldig und harmlos geworden; ihre Blicke, rasch und feurig, sind mehr forschend als siegend, sie scheint auf der Stelle die Menschen zu durchschauen, aber schon ganz ohne Zweck für sich, und mit gutmüthigem Urtheil; sie nimmt ihre Zuflucht zum Spiel, das doch keine rechte Leidenschaft bei ihr wird; sie hat wenig Anlage, eine politische Frau zu sein, und ihre Verhältnisse — Polin, mit einem Russen verheirathet — lassen keinen festen Standpunkt zu; offenbar ist ihr Sinn aber zu wenig beschäftigt, nachdem Jugend- und Weltlust vergangen sind, und ihre Unruhe ringt mit der Müdigkeit.

8*

Sie versprach mir Autographen, aus reiner Güte; wird sie das Versprechen halten?

Homburg, Freitag, den 11. Juli 1845.

— Ich war nicht genug gegangen, und suchte das durch einen Spazirgang nachzuholen, setzte mich nachher und las in Milnes' politischer Schrift über Irland. Nicht weit von mir ereiferten sich zwei Herren heftig gegen den Minister Grafen von Arnim, schimpften den „bübischen" Aristokraten, bedauerten, daß nur sein Bruder, nicht er selbst hier sei, sie wollten ihm ihre Verachtung fühlbar machen; Frankfurter, der Sprache nach, einer schon grauen Haars. — Nachmittags auf der Terrasse mit Frau von Nellessen, Marquis von Sassenet und andern Herren und Damen. — Mit Koreff lange gesessen, er trägt mir merkwürdige chemische und physikalische Entdeckungen vor, mit Kenntniß und Geist. — Nach einem kurzen Gewitterregen, dem ein schöner Regenbogen folgte, gingen wir zum Brunnen hinab. Die Prinzessin von Preußen begegnete uns, sprach mit mir und mit Koreff, sie hatte sich vor dem Regen flüchten müssen, klagte über die Langeweile der Brunnenkur, freute sich auf die Ruhe in Weimar. — Herr Fränkel gesellte sich zu uns. Koreff unermüdlich in Erzählungen, Fragen, Bemerkungen; wir hatten früher viel von Hardenberg und Wilhelm von Humboldt gesprochen, ich fand manches davon aufzeichnenswerth. — Gegen halb neun Uhr zu Frau von Nellessen, wo der Marquis von Sassenet — die Marquisin war unwohl —, ein Holländer, der meine Schilderungen aus Paris eben gelesen hatte, noch ein Herr und ein paar Damen. Guter Thee. Ob es besser sei, die Menschen genau zu kennen oder nicht? Ich

war für ersteres, denn die genaue Kenntniß führe stets zur Liebe, daher liebten auch die Frauen zuletzt immer ihre Männer; die Folgerung machte Alle stutzen und lachen, und Frau von Nellessen bestritt mit komischem Ernste die Wahrheit dieser Behauptung. (Französisch alles.) — Um zehn Uhr tappt' ich in der Dunkelheit über das aufgerissene Straßenpflaster allein nach Hause; Ganzmann war noch nicht gekommen. Daß ich es konnte und daß es glückte, war mir lieber, als wenn er gekommen wäre!

Homburg, Sonntag, den 13. Juli 1845.

Früh beim Brunnen empfindlich kalt. Dann etwas Sonne, bald ein Regenguß. — Fürstin Sapieha, Gräfin Kisseleff, Herr Thurneisen, Fränkel und Koreff, Frau von Silber. — Großer Lärm, gestern Abend sei die Spielbank im Rouge et noir gesprengt worden, durch einen Holländer; ein solcher Glücksfall erregt ein freudiges Erstaunen, jeder Spieler setzt sich im Stillen einen Augenblick als den Glücklichen und probirt sich den Gewinn gleichsam an; außerdem gönnt jederman den Spielpächtern den Verlust; man rechnet bei dieser Gelegenheit heraus, daß die Gebrüder Blanc hier wenigstens viermalhunderttausend Franken jährlich erübrigen. — Mlle. Prudence, die Somnambüle, welche der Professor Laurent für Geld ihre Wunder thun läßt, will ich nicht sehen, auch nicht auf Koreff's Zimmer, wie dieser mir anbot. Ich hasse dies ganze Gebiet. Die dunklen Kräfte werden schändlich mißbraucht, man läßt die Arme durch alle Leidenschaften, alle Gefahren, Schmerzen, Gesinnungen gehen, strengt sie durch die mannigfachsten Forschungen an, läßt sie Absurdes errathen, Scheusliches in ihre Vorstellung aufnehmen,

unwürdige Spielereien treiben. Was sie leistet, ist ganz erstaunlich und kein Betrug dabei denkbar. Sie erkennt und findet Karten, die man sich denkt, mit dicht= und wohl=verbundenen Augen, sieht Entferntes, Vergangenes, empfindet den Geschmack und Geruch von Dingen, die sie nicht zu nennen weiß, aber beschreibt. Die Kraft des Menschen, der sich mit ihr in Rapport setzt, die Energie seines Willens und seiner Phantasie, kommen sehr in Betracht. Es wurde ganz auffallend für jederman, und fast lächerlich, daß Herr von W., der sich zu den Versuchen ungemein vordrängt, es nur zu matten und mangelhaften Ergebnissen brachte. — Gegen elf Uhr schien die Sonne wieder, und ich machte einen langen Spazirgang im Kurgarten, erst mit Ganzmann und Bello, dann allein, ich ging sogar einen Weg in die Stadt allein.

Mittags beim Landgrafen, vierundzwanzig Personen; Prinz Wilhelm von Preußen; die Brüder des Landgrafen, Gustav und Ferdinand; Fürst von Reuß=Greiß nebst Gemahlin, gebornen Prinzessin von Hessen=Homburg; Fräulein Konstanze von Arnim, Hauptmann von Silber, Schloßhauptmann Graf von Arnim, Geheimerath Schönlein, die Bundestagsgesandten von Hannover und Niederland ꝛc. Ich wählte mir Schönlein zum Nachbar und hatte lebhafte Gespräche mit ihm. — Der Fürst von Reuß begrüßte mich als alten Bekannten, ich erinnere mich seiner nicht. Dem Prinzen Gustav wurde ich vorgestellt, und wir sprachen lange Zeit über österreichischen Kriegsdienst ꝛc. Sehr lange sprach der Prinz Wilhelm von Preußen mit mir über heutige Angelegenheiten und über die von 1805 und 1806, ich sprach ihm von Schlöffel, er war aber vorsichtig in seinen Erwiederungen, übrigens frei genug, fast immer in scherzhaftem und satirischem Ton; die Prinzessin wird wohl

eine längere Zeit noch ihre Genesung abwarten müssen, sagte er, und früher auch Schönlein; es ist auch möglich, meint letzterer, daß ein Krankheitskeim zurückbleibt. Das Gespräch dauerte überlange, ich war froh, als man ging; es war halb sechs Uhr geworden, von drei Uhr an, das war mir zuviel für solchen Versuch.

Zu Hause hatte ein Russe mich aufgesucht, der meinetwegen von Frankfurt gekommen war und gleich nach St. Petersburg weiterreisen wollte. Er fand sich im Spielsaal, ein Kollegienrath von Oertel, einer der Lehrer des Thronfolgers, russischer Schriftsteller, Uebersetzer aus dem Russischen, Lexikograph 2c. Er bringt mir Grüße von Shukoffskii, will seine Bücher bei mir in Berlin abgeben 2c.

Auf der Terrasse mit Koreff's und Fränkel; Gespräch mit Herrn Laurent und Mlle. Prudence; letztere sieht leidend, aber munter aus, hat etwas von Mlle. Molière in Berlin, sie ist ein Landmädchen, zwei Stunden von Amiens gebürtig, war bleichsüchtig, ist es eigentlich noch, die magnetischen Krisen sollen ihr gut thun 2c. Herr Laurent aber ist ein plumper Kerl, ohne alle Bildung, eigentlich nur ein Wundarzt, der sich die Gelegenheit, Geld durch das Mädchen zu verdienen, gut schmecken läßt. Das Gewerbe hat ein gräuelhaftes Ansehn, und sollte durchaus untersagt sein! Subskriptionszettel zu einer Vorstellung morgen; ich verweigere meine Unterschrift.

Homburg, Montag, den 14. Juli 1845.

Regen und Koth. Man kann durch die aufgerissene Straße, voll Stein- und Sandhaufen, Wasserpfuhlen, im tiefsten Lehmboden, weder zu Fuß noch zu Wagen fort. Es ist eine wahre Unseligkeit, ganze Landgüter bleiben an

den Stiefeln haften, nach jedem Ausgang muß man andre anziehen. Ich muß davon reden, es ist ein zu großer Aerger!

Ich lese im „Frankfurter Journal“, daß Bülow den Abschied nimmt und Canitz an seine Stelle kommt. Die Nachricht hat doch etwas Bedenkliches! Ich sehe nun Bunsen als Nachfolger von Canitz, denn wie lange wird dieser aushalten?

Am Ausgang des Kursaales redet mich Herr Konsistorialrath Rust aus Speier an, wir hatten einander zweimal verfehlt. Ein edler, tiefdenkender Mann, voll Würde und Haltung. Er war in Heidelberg Hegel's Zuhörer und sprach begeistert von des Lehrers geistigem Wirken, von seiner einfachen, behaglichen Persönlichkeit. Unsere „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, in denen er Twesten's „Dogmatik“ einst vortrefflich rezensirt, bekommt er seit Jahren nicht mehr zu sehen, sie sind verschollen. Ich erzähle ihm des Ministers Eichhorn Ränke. — Erkundigungen über Speier, über Kolb, Butenschön und dessen Papiere.

Der größte Theil der eleganten Gesellschaft war bei der Somnambüle; ich wartete das Ende der Vorstellung nicht ab. Dreierlei ließ mich die hiesige Polizeiwirthschaft anklagen und verfluchen: diese Vorstellung, das Spiel und die unvernünftige Wahl der Zeit zum Pflastern. Schönlein verwünschte Letzteres auch, ich sagte, es sei ein Schwabenstreich, er aber versetzte eifrig, die Sache gehöre mehr nach Schöppenstädt; er will auf die Süddeutschen und Rheinländer nichts kommen lassen, der Sitz aller Thorheit und Narrheit aber ist ihm Berlin, und er macht sich über alles Dortige trotz dem besten Eckensteher lustig. Wir sprachen auch von dem Mißgeschick Arthur Lutze's, und er freute sich, daß dem das Handwerk gelegt worden; ein

Regierungsrath aus Potsdam aber sagte mir, derselbe praktisire nach wie vor, derselbe habe noch große Gönner, darunter Bischof Eylert, und der König, nach seinem donnernden Kabinetsbefehl, habe mündlich empfohlen, sehr glimpflich zu verfahren, da könne denn die Behörde nichts weiter thun.

Homburg, Dienstag, den 15. Juli 1845.

In den Kurgarten gegangen, Bello laufen lassen nach dem Ball. Spazirgänger aus Köln; die Itzstein-Geschichte hat lange noch nicht ausgetobt; die Leute schimpfen arg, zu den reichsständischen Verheißungen lachen sie; der König wird gleichwohl mit Jubel in den Rheinlanden aufgenommen werden, so wird für gewiß versichert. — Wie wenig in diesen Gegenden vornehme Leute dem Volk imponiren, ist auffallend; wenn man nichts persönlich von ihnen erwartet und gewinnen will, so bemerkt man sie kaum, ja selbst der regierende Landgraf wird von seinen Unterthanen gar nicht beachtet, die Gebrüder Blanc haben mehr Gewicht bei ihnen. Ein englischer Herzog ist auch wirklich bedeutender als politische Person denn so ein Fürst von Hohenzollern-Hechingen, der grade hier ist, und dessen Durchlaucht vom tiefsten Dunkel dicht verhüllt ist; nur die Nachbarn nehmen Kunde von ihm, weil er sie durch seinen Fortepianolärm belästigt. — In der gestern hier aufgelegten „Allgemeinen Zeitung" stand ein Artikel gegen das Spiel, und daß die Pächter ein paar vornehme Damen für Rechnung der Bank spielen ließen, um andren Damen den Zutritt zu erleichtern. Die Gräfin * ist außer sich über diese Schmähung, die sie auf sich bezieht. Auch hierin ist es nicht mehr wie in alter Zeit, man staunt nicht mehr

wie sonst alles an, was die Großen und Reichen thun, und eine Dame am Rouge et noir wird mit einiger Verachtung angesehen und laut getadelt. — Die Geschichte Victor Hugo's wissen wir hier aus den Zeitungen und aus Pariser Briefen. — Doch für die Ehre der französischen Pairskammer hat niemand große Zärtlichkeit, weder die Vornehmen noch das Volk. Der große Friede macht auf dergleichen Aergernisse ordentlich begierig.

Besuch von zweien Russen, deren Namen ich mir noch erst näher muß angeben lassen, sie kennen den Fürsten Odojeffskii, und haben große Freude, auf meinem Tische Lermontoff's Gedichte aufgeschlagen zu sehen. Mein russischer Ruhm ist groß! Aber man darf es damit nicht genau nehmen; Herr von Oertel zum Beispiel erzählte mir, daß er die „Bela" übersetzt habe, daß auch der Prinz von Hessen-Darmstadt sie übersetzt, doch von meiner schon zum drittenmal gedruckten Uebersetzung wußte er nichts, und er hat überhaupt wohl nichts von mir gelesen.

Nachmittags Kaffee auf der Terrasse; Präsident von Kleist, Koreff's, Frau von Nellessen-Kelleter. — Großer Spazirgang mit Koreff's, Fränkel und einem polnischen Grafen nach Waldlust und mit großem Umwege zum Elisabethbrunnen, Verirrung auf der Wiese, Springen über Gräben. Die anmuthige Landschaft war herrlich beleuchtet; Hügel, Berge, Wald, Wiesen, Ackerfelder, abwechselnd in Glanz und Schatten, der Himmel von wunderbarer Pracht, die zartesten Düfte, düstres Wolkengebirg aufgethürmt, lichte Wölkchen im Blau schwimmend, alles zugleich; ein Regenbogen, der lange stand, silberne Tropfen im Sonnenschein niederfallend.

Was ich von der gestrigen Vorstellung der Mlle. Prudence höre, macht mir die ganze Sache mehr als verdäch-

tig, es scheint grober Betrug im Spiele, und der Doktor Laurent zeigt sich als unverschämter Marktschreier. Somnambüle mag das Mädchen ursprünglich gewesen sein, aber jetzt scheint sie wach ein verschmitztes Spiel zu treiben. Die Versuche, welche man prahlend zu rühmen pflegt, wurden diesmal verweigert, man wiederholte solche, die weniger zu prüfen waren, und statt der aufmerksamen Fremden ließ man nur die schon befangenen dienstwilligen Bekannten heran, die Gräfin Kisseleff, Madame Koreff. Wie kann aber Koreff diesen Kerl und seine Versuche rühmen, ein so zweideutiges Benehmen gutheißen, Koreff, der so genau mit dem Magnetismus bekannt ist? Er thut nicht klug, als Förderer dieser Sache zu erscheinen, seine Autorität dafür einzusetzen, besonders da keine Spur von Wissenschaftlichkeit dabei vorkommt. Die Stadt Frankfurt hat die Vorstellungen nicht erlaubt. Keine Behörde sollte sie erlauben! Eine scheusliche Geldschneiderei.

Homburg, Mittwoch, den 16. Juli 1845.

— Als ich zum Kurplatz wiedergekehrt, fällt mir eine stattliche, geputzte Dame auf, ich erkenne die Gräfin Almasy aus Wien, sie in demselben Augenblicke mich! Fröhliche Mittheilungen aller Art. Sie geht nach Schlangenbad. Sie hat auf dem Main-Dampfschiffe die Bekanntschaft unsres Geheimenraths Johannes Schulze gemacht, der mit einem Umweg durch Franken nach Ems reiste, und erzählt mit Eifer von diesem Begegniß. Hieher kam sie nur auf ein paar Stunden, um die Gräfin Kisseleff zu besuchen; ich brachte sie zu ihrem Wagen und sah sie nach Frankfurt zurückfahren.

Später hatte ich eine lange Unterredung mit Rust,

über Hegel, Schelling, die Zeitumstände ꝛc. — Er rühmt Hegel ungemein, nicht nur den Denker, sondern auch den vielfachen gründlichen Gelehrten, und besonders den liebenswerthen Menschen. — Das war einmal ein erquickliches Gespräch!

Einen Witz von Heine erzählte mir Koreff: Oehlenschläger hatte bei Koreff's eines seiner neuen Trauerspiele vorgelesen, schlecht, mit seiner dänischen Sprachverderberei des Deutschen; Humboldt war der Einladung glücklich ausgewichen, Heine aber hineingefallen, und dafür rächte er sich nach der Vorlesung, indem er statt des erwarteten Lobes nur sagte: „Ich hätte mir doch nie vorgestellt, daß ich so gut Dänisch verstünde!"

Homburg, Donnerstag, den 17. Juli 1845.

Sehr viel Gutes über Koreff gehört; seine Praxis und sein ärztliches Ansehn sollen in Paris noch sehr groß sein, nur seine gesellschaftliche Geltung hat durch seine Unklugheit gelitten. Ein alter preußischer Offizier, dessen Namen ich wohl noch erfahren werde, betheuert hier, daß er Koreff's Sorgfalt und Einsicht Leben und Gesundheit zu verdanken habe. Dagegen hör' ich über unsre berliner Aerzte, mit Ausnahme Dieffenbach's, Romberg's und Hauck's, ein scharfes Gericht ergehen.

Mittags besuchte mich der hiesige Oberhofprediger Breidenstein, ein Mann von achtundsiebzig Jahren, aber noch rasch und feurig. Er hat im Jahre 1815 für die verwundeten Krieger viel gethan, und wohl hunderttausend Gulden für sie zusammengebracht und verwendet. Darüber im Buche „Rahel" einen Brief abgedruckt zu finden, hat ihm die außerordentlichste Freude gemacht; er sagt, von keinem

Kaiser und keinem Könige nähme er das lieber an, als von dieser braven Frau, bei der jedes Wort rein aus dem Herzen kommt. Aber nun zeigt der Mann eine andre Seite! Er hat in den achtziger Jahren Kantische Philosophie getrieben, und diese ihn keineswegs befriedigt, durch eignes Nachdenken ist er endlich auf ein neues System gekommen, das alle Probleme in kurzer Formel löst, und das er in bildlicher Darstellung auf ein — Pettschaft zusammengedrängt hat! Eine Philosophie im Pettschaft, das ist noch nicht dagewesen! Er will sie mir eiligst erklären, und später hier Vorträge darüber halten. Ich wende ein, alle Anstrengung sei hier ernstlich untersagt, er versichert, die Sache sei so leicht als originell, und er habe es vorzüglich auf die Berliner abgesehen, da unter diesen manche den Hegel und Schelling gehört haben, er wünscht Zuhörer aus der haute volée. — Der arme Mann hat zwei Söhne gehabt, die in die Umtriebe verwickelt waren, der eine ist in Amerika gestorben, der andre lebt im Elsaß; ihr Richter, Präsident von Kleist, wohnt bei ihm, auch die Somnambüle, — er weiß nicht, daß jener der Verurtheiler seiner Söhne ist, die Somnambüle könnte es ihm sagen!

Nachmittags mit Kleist, Koreff's, Fränkel und Thurneisen beim Kaffee. — Großer Spazirgang, auch zum Brunnen. Gegen Abend mit Frau von Nellessen, Herrn Sickama, Herrn von Oechsner und Baron von Busch-Münch im Grünen gesessen, unter lebhaften Gesprächen. Frau von Nellessen hat neulich bei der Prinzessin von Preußen gegessen, auch Vormittags Döhler bei ihr gehört; sie sagt, die Prinzessin scheine Kummer zu haben, man merke es durch alle Freundlichkeit durch; der Prinz war neulich hier, und auch ihm sah man Mißvergnügen und Verstimmung an.

Homburg, Freitag, den 18. Juli 1845.

Am Brunnen der Oberhofprediger Breidenstein. Er ist der Schwager des verstorbenen Präsidenten Harscher von Almendingen, dessen letzte Jahre durch unsre preußische politische Misère so traurig verkümmert worden sind; auch von diesem Harscher ließe sich ein Zeitbild aufstellen, nicht minder gehaltvoll und merkwürdig, als von Held. Breidenstein ist seit dreiundfünfzig Jahren hier im Amte, und hat Sinclair und Hölderlin sehr gut gekannt, jedoch keine Papiere mehr von ihnen. — Der Graf von Arnim ist sehr zuvorkommend gegen mich, die Ursache ist mir unbekannt; ich wüßte nicht, wodurch ich ihn interessiren könnte. — Hasenclever, Kleist, Frau von Nellessen. — Die Prinzessin von Preußen fragte mich theilnehmend, ob ich unwohl gewesen, sie habe mich einige Morgen nicht am Brunnen gesehen?

Beim Oberhofprediger Breidenstein meinen Besuch gemacht; aber der Mann will mir sogleich vortragen, was er künftig vorzutragen gedenkt, und ich flüchte mich bald wieder. — Graf von Arnim und Oberst von Heister lange gesprochen. — Besuch bei Frau von Nellessen. — Weiher. — Konsistorialrath Rust war bei mir und ließ mir ein Blatt seiner Handschrift zurück.

Nachmittags auf der Terrasse Kaffee getrunken, Geheimer Bergrath Böcking aus Saarbrücken, Koreff, Hasenclever, Diergardt, Thurneisen. Koreff unterhält uns zwei Stunden lang und drüber mit den auserlesensten, vortrefflichsten Geschichten, ärztlichen, politischen, militairischen, von Talleyrand, Fouché, Marmont, Madame de Boufflers ꝛc. Schade, daß man sie nicht aufschreiben, noch ganz so wie er sie erzählt, behalten kann. Er erzählt fließend, eindringlich, mit glücklicher Szenerie, nie übertrieben, nie belästi-

gend, und immer mit bester Laune. Daß er viel von Schall hat, darf nicht auffallen, beide sind Breslauer. Eine Sache war merkwürdig. Koreff erzählt aus Hardenberg's Mund, was auch in dessen Memoiren stehen soll, daß im Jahre 1805 vorzüglich Beyme den König am Losschlagen verhindert habe. Dagegen sagte grade hier vor kurzem der alte Prinz Wilhelm zu mir, im Jahre 1805 habe Beyme den König fußfällig angefleht, doch loszuschlagen, und fügte hinzu, er wisse diese Thatsache durch Mittheilung der Königin Luise, die es ihm selbst gesagt habe. Wem nun glauben? Die letztere Quelle scheint wohl die zuverlässigere, auch paßt ihre Angabe mehr zu dem Karakter Beyme's, der kriegerischen Muth und viel Entschlossenheit hatte.

Der Himmel hatte sich umwölkt und ein Gewitterregen nöthigte uns die Terrasse zu verlassen. In den Sälen war es drückend, die Zeitungen wurden alle gelesen. Ich ging nach Hause.

Botschaft, daß Hensel's hier seien, und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ich gleich trotz des Regens zurück in den Kursaal. Nach langem Suchen fand ich Felix und seine Schwester in der Restauration. Ich freute mich sehr des Wiedersehens, die Fremde brachte an den Tag, was die Heimath so leicht verdeckt, die alte treue Zuneigung, auf langes Kennen und innere Achtung gegründet.

Die Zeitungen melden den Tod Hermann's von Rotteck in Freiburg.

Homburg, Sonnabend, den 19. Juli 1845.

Gegen Mittag kam Doktor Carriere aus Gießen hier an. Gleich war ich auf heimischem Boden, in frischer Luft,

alles in geistiger Anregung, in sichrem Verständniß! Wir hatten einander viel mitzutheilen, kamen in lebhafte Erörterungen, nie in Streit.

Homburg, Sonntag, den 20. Juli 1845.

Besuch von Carriere, mit dem ich auf die Terrasse ging. Hier redete mich unvermuthet Doktor Löwenthal an, er war mit seiner Frau und andrer Gesellschaft aus Frankfurt gekommen. — Inzwischen war uns Herr Bauernfeld, der Wiener dramatische Schriftsteller, nachgekommen, und mit ihm wechselte ich einige freundliche Worte. — Nun kam ein komischer Auftritt! Ein rothnasiger Herr begrüßte mich feierlich und mit pathetischem Lächeln: „Ich bin Dobes, aus Lennep!" — Sehr erfreut, die Ehre zu haben. — „Und habe Ihnen viele Grüße von Doktor Weber zu bringen." — Vielen Dank, aber ich kenne den Herrn nicht. — „Er war Ihr Schüler in Würzburg, und ist Ihr eifriger Verehrer." — Da muß ein Irrthum in der Person sein, für wen halten Sie mich? — „Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn Geheimrath von Schelling zu sprechen?" — Nein, ich heiße Varnhagen, und sehe dem Genannten gar nicht ähnlich. — „Aber er ist doch hier?" — Nicht daß ich wüßte, ich zweifle sehr. — „O gewiß, in den Zeitungen steht, daß der König ihn hieher geschickt wegen der Krankheit der Prinzessin Wilhelm." — Ach Sie meinen Schönlein! — „Schönlein? Ja, ich glaube, so ist der Name! Und da Sie denselben Ordentragen..." — Da meinen Sie wieder Schelling, der den Orden pour le mérite hat, aber die Friedensklasse, deren Zeichen von der militairischen Klasse ganz verschieden ist. — Der Mann war ganz in Verwirrung, wußte nichts von Schönlein,

noch von Schelling, bat mich um Erläuterung, die ich eilig gab, und ihn dann seinem Nachdenken überließ.

Ich führte Carriere'n zu Koreff, wo wir lange blieben und sich ein ernst-wissenschaftliches Gespräch entspann; Carriere gab Auskunft über die Universität Gießen, und erzählte Liebig's merkwürdige Laufbahn und einige vortreffliche Züge von ihm. Koreff war auch sehr gut und machte aus dem wissenschaftlichen Pariser Leben erhebliche Mittheilungen, — über chemische Experimente, Gefahren der Wissenschaft, merkwürdige Entdeckungen.

Als wir Koreff verließen, trafen wir auf Doktor Otto Müller aus Frankfurt, einen bescheidenen Litteraten, der die Lebens- und Leidensgeschichte des Dichters Bürger verarbeitet hat. Wir gingen eine Weile zusammen, trennten uns dann vor meiner Thür.

Seltsam ist es, wie die preußischen Landsleute hier schwer mit Fremden bekannt werden; ich habe dasselbe schon früher in Töplitz, in Baden, in Kissingen und Wiesbaden und Ems beobachtet. Kleist geht nur immer mit Arnim's, Gräfin Bernstorff und ihrer Schwester Fräulein von Könneritz, mit der alten Gräfin Häseler ꝛc. So geht es auch Arnim's, da kommt kein Engländer, kein Russe, kein Franzose in's Spiel! Den Beamten zweiter Klasse, die hier sind, geht es eben so. Es ist nicht Stolz, nicht Ungeschicklichkeit; es ist Folge unsrer Landeslage und abgeschlossenen Einrichtung; — hier im Reiche sind die politischen Gränzen für das Leben von fast gar keiner Bedeutung, bei uns bedingen sie beinah alles.

Der Landgraf ist in Schlangenbad; er war früher bei mir, als man mir gesagt hat, die Leute hatten es nur vergessen zu bestellen. Nun seh' ich ihn diesmal wohl

nicht mehr. — Prinzessin Wilhelm ist noch zu Bette. Die Genesung geht langsam.

Homburg, Montag, den 21. Juli 1845.

Nachmittags, als der Regen nachgelassen, mit Hasenclever auf der Terrasse. — Als die Abendkühle kam, zog ich mich in's Haus zurück. Im Lesezimmer bat ich einen Herrn, wenn er sie nicht mehr läse, um die „Vossische Zeitung", er gab sie mir verbindlichst, indem er hinzufügte: „Sie kommen auch darin vor!" Ein mir gänzlich Unbekannter! taktlos gutmüthig, wie nur ein Deutscher sein kann!

Homburg, Dienstag, den 22. Juli 1845.

Nachmittags auf der Terrasse. Gespräch eines Gelehrten aus Bonn, der dort noch den berühmten Eulogius Schneider gekannt hat; geschmacklos, mit Anspruch auf Gescheidtheit, — sein Sohn hat in Berlin auf einem Balle, wo Exzellenzen waren, mit einer Gräfin getanzt, man denke! Nun setzten sich * und dann auch * an denselben Tisch, ich hielt es nicht aus und suchte das Freie. Vom Brunnen gegen Gonzenheim zu, ganz einsam, still und anmuthig. Bäume, Büsche, Kornfelder, Gras, alles schimmerte im Nachmittagssonnenschein; der Weg aufwärts gegen die Waldhügel war einzig beschienen, die weißen Wolkenstreifen zerflossen in der Bläue, die Erde lächelte dem Himmel zu, aus dem Bache hervor blickte das Schilf, blickten rothe und gelbe Blumen, leuchtend im goldnen Licht. Wie um mich her, war es auch in mir, die unscheinbarsten Erinnerungen, Jugendeindrücke in hellem Glanz. Auch auf meiner Seele lag Nachmittagssonne, schon stark dem Abend zu-

eilend. Ich fragte mich, ob in diesen Strahlen noch etwas gedeihen solle, was vom frühen Morgen an etwa gereift und gediehen sei? — Lange stand ich und sah in's Weite; eine Zeit lang ruhte ich auf einer Bank, dann trat ich gestärkt und gesammelt den Rückweg an.

Homburg, Mittwoch, den 23. Juli 1845.

Die Zeitungen reden viel von der preußischen Verfassungssache. In der Rheinprovinz erwartet man mit Bestimmtheit, daß der König die Landtagsabschiede mitbringen und große Zugeständnisse machen werde; auf Petitionen der kühnsten Art müsse er gefaßt sein; es werde darauf ankommen, diese Länder fester an Preußen zu knüpfen oder sie abzuwenden. Die Itzstein-Hecker-Sache gilt den Leuten als ihre eigne, sie wollen zur Genugthuung wenigstens das Bekenntniß, daß der Minister Graf von Arnim deßhalb abgesetzt worden sei. Die Rheinländer zeigen nicht die geringste Furcht oder Bekümmerniß, sie sind ihrer Sache gewiß und daher lachenden guten Muthes. Sie meinen, für sie werde sich schon Rath finden, wenn nicht sogleich, doch später; sie könnten in sich selbst ihr Heil finden und brauchten keine Reichsstände — es sei eine Güte von ihnen, daß sie darum petitionirten —, und auch nach außen könnten sie sich manchen Anknüpfungspunkt offen halten, nicht grade Frankreich, aber Belgien, aber Süddeutschland. Sie warten ab, was man ihnen bringen werde, überzeugt, daß ihnen immer noch freistehen werde, davon nur das ihnen Taugliche zu nehmen. In Berlin, heißt es, wird fleißig gearbeitet. Die Arbeiter flößen kein Zutrauen ein, am wenigsten Gunst hat der Name Canitz. Eine große Krisis, das ist nicht abzuläugnen, schwebt über uns; was jetzt

gebraut wird, ist ein Getränk, das wir lange Zeit werden trinken müssen. Und die Mehrzahl der Menschen lebt ruhig in den Tag hinein nach gewohnter Weise, ohne Nachdenken, ohne Kümmerniß, als ob das immer so fortgehen müsse, mit Rang und Amt und Würden und Besoldung, mit Vermögen und Einkünften; — so lebten die Leute in Frankreich 1787 und 1788 ebenfalls, aber schon ein Jahr darauf ging es nicht mehr. Wollte man sagen, die Leute thäten am besten, so fortzuleben, sie könnten ja doch nichts ändern? Ich muß sagen, doch, sie könnten's! Ein großer Theil der Unfälle, von denen auch der Einzelne betroffen wird, begründet sich in der Unaufmerksamkeit und Sorglosigkeit der Menge, eine allgemeinere Wachsamkeit würde vieles Unheil unmöglich machen. Ist doch in Preußen an solcher Wachsamkeit ein neues Religionsedikt schon gescheitert, ein dummes Ehegesetz 2c. Aber die Selbstsucht hofft auf einzelnes persönliches Glück, und das allgemeine Unglück kümmert sie dann nicht; die Blindheit verbündet sich mit ihr und macht den Schaden um so gewisser.

Man erwartet morgen den König hier, Andre am Sonnabend, Andre am Montag; hier würde er nur eine Stunde weilen, um die Prinzessin Wilhelm zu besuchen.

Ich kehrte gegen Abend in den Kurgarten zurück. — Hasenclever, Nellessen, Herr von Oechsner. — Plötzlich steht aus einer Gesellschaft ein Herr auf, eilt zu mir heran — es ist der badische Bundesgesandte Herr von Blittersdorff, voll Freundlichkeit, ja Vertrautheit, ganz vergessend, daß wir nie Freunde gewesen, noch sein konnten! Er ist mit zwei Söhnen und zwei Töchtern für heute zum Besuch hier. Ich setze mich zu ihnen, und gleich ist von Staatssachen die Rede; von Itzstein und Hecker zufällig keine

Silbe, wohl aber von Konstitution, Preßfreiheit, Zollverein ꝛc. Ich bin mit ihm nicht vertraulich, aber offenherzig. Von seinen Aeußerungen will ich einiges hier aufzeichnen. Wir leben schon inmitten einer stillen Revolution, die Kräfte sind in voller Ausbildung, nur bestehen die alten Formen noch, bald werden auch diese zerbrechen. Preußen muß entweder in Deutschland, oder Deutschland in Preußen untergehen. Preußen ist zu weit gegangen, es kann nicht stillestehen und nicht zurückgehen, es wird vorwärts getrieben. Preußens Reichsstände werden ungeheuern Einfluß auf Süddeutschland haben, besonders, wenn — wie zu erwarten — die Rheinländer ein großes Uebergewicht erlangen. Der König und seine Räthe irren sich ungeheuer, wenn sie meinen, einer großen Ständeversammlung enge Schranken zu setzen; ein solcher Körper bewege sich nach eignen Gesetzen, schütze seine Mitglieder und diese würden stets kühner. — Er erzählt mir, daß Otterstedt kürzlich seine Frau verloren habe. Von Herrn von Radowitz, daß er mißvergnügt und kränklich sei. Mancherlei von Tettenborn, Metternich ꝛc. Er sagt unter andern, Baden könne jetzt gar keinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten brauchen — Herrn von Dusch rechnet er also für keinen —, ein solcher würde die Regierung nur geniren. — Ich erzählte den Töchtern von ihrer Tante Bettina, von ihren Kousinen, Maxe, Armgard und Gisela. — Der russische Gesandte am Bundestage, Herr von Ubril; sein Name knüpft sich an einst wichtige Verhandlungen; jetzt ist er ein abgelebter, glanzloser Diplomat, ein dickes Männchen, gebrechlich und stumpf.

Der König kommt am Montage, so weiß man am Wilhelm'schen Hofe, doch ist dergleichen jetzt immer etwas ungewiß. Sollte der König einige Tage früher, als die

Königin Victoria kommt, in den Rheinlanden zubringen wollen, so wäre das mit einigen Unstatten verbunden, diese Tage könnten nicht müßig hingehen und aus den Geschäften sogleich Verdrießlichkeiten entstehen; zugleich mit dem Gaste zu kommen und nachher die Geschäfte abzuthun, wäre vortheilhafter. Indeß jeder geht nach eignem Sinne.

Homburg, Donnerstag, den 24. Juli 1845.

Allerlei Gerede aus Berlin. Der Kriegsminister von Boyen soll zurücktreten, worüber man sehr verwundert ist. Das Antwortschreiben des Prinzen von Preußen an die Handelskammer von Krefeld, worin er sagt, daß er sich für Schutzzölle erklärt habe, erregt Aufsehen; man sagt, es sei abgefaßt, als ob er Mitregent sei. Die Verbreitung des deutschkatholischen Wesens wird vielfach besprochen, und die plötzliche Milde und Billigkeit, welche von Rom her den römischen Geistlichen anbefohlen wird, hängt ohne Zweifel damit zusammen. Herr von Nellessen meint, die neuliche Rundreise des päpstlichen Nuncius in der Rheinprovinz habe in diesem Sinne gewirkt. Nellessen hatte in Rom eine Audienz bei dem Kardinal Staatssekretair und berichtete ihm über die katholischen Verhältnisse am Rhein; der Kardinal berief den Jesuitengeneral Rothaan zu einer zweiten Zusammenkunft und ließ Nellessen seine Angaben wiederholen; öfters wandte sich der Kardinal an den General und sagte: „Comprenez-vous, général? Qu'en dites-vous?" Doch dieser blieb stumm, hörte alles mit an und entfernte sich wieder, ohne daß Nellessen nur den Laut seiner Stimme gehört hätte. — Artige Anekdote: Ein rheinischer Advokat hatte den berüchtigten Fonk vertheidigt

und zu erweisen gesucht, daß derselbe unmöglich den Mord begangen haben könne; bald darauf sollte Fonk ihm eine Geldsumme leihen, dieser schlug es ab, der Advokat erzählte das mit bittrer Klage und fügte hinzu: „In diesem Augenblicke sah ich den Mörder in seinen Gesichtszügen deutlich ausgedrückt.“

Die Leute erzählen hier Wunder von der Versammlung von Rabbinern, die jetzt in Frankfurt Statt findet; jedermann wird als Zuhörer zugelassen, und die Frankfurter strömen herbei, das merkwürdige Schauspiel mit anzusehen. Abgesehen von der Wichtigkeit des Inhalts der Debatten, soll die Form derselben sehr anziehend sein. Geläufig und eindringlich reden können alle, manche zeigen das größte Rednertalent; nur wenige sollen den jüdischen Akzent hören lassen, einige das klarste und reinste Deutsch reden. Man hätte nie diese Talente, diese reife Sachkunde und Geschicklichkeit des Vortrags in diesem Kreise vermuthet. Wie auch das Ergebniß ausfalle, von den Verhandlungen haben die Juden große Ehre, und die Rabbiner flößen den Christen in Frankfurt eine bisher ihnen versagte Achtung ein.

Endlich seh' ich Koreff einmal wieder; er sieht verstört und zerstreut aus, kleidet sich übel, er sollte nur Schwarz tragen. Er läßt mich Briefe von Guizot lesen, die alle das größte Zutrauen, die lebhafteste Dankbarbeit ausdrücken. Ein Brief des großen Cuvier an Herrn de Boisbertrand lautet buchstäblich wie folgt: „Au jardin du Roi le 29. juin 1830. Monsieur et cher collègue! J'apprends avec stupéfaction, c'est le mot, que M. Koreff, l'un des médecins les plus savants, et certainement les plus spirituels de l'Europe, a encore besoin d'une permission, pour continuer de faire du bien aux Français. Ce n'est pas à un administrateur aussi éclairé que vous, qu'il est nécessaire de

dire que M. Koreff est de ces hommes, qu'il faudrait aller chercher, aller prier de venir, s'ils ne venaient pas d'eux-mêmes. Ainsi je ne lui ferai pas le tort de solliciter pour lui; ni à vous celui de supposer que vous ayez besoin de sollicitations dans une affaire comme la sienne. Toutes les protections envers un homme de mérite, ne peuvent qu'honorer les fonctionnaires qui les accorderont. Veuillez, Monsieur et cher collègue, recevoir avec votre bonté accoutumée la nouvelle assurance de ma haute considération et de mon dévouement. B. G. Cuvier.'' — Wahrlich, ein ehrenvolles Zeugniß, das manchen Uebelstand aufwiegt.

Homburg, Freitag, den 25. Juli 1845.

Es ist bei fahlem Sonnenschein so schwül, daß ich heute Vormittag lieber nicht ausgehe. Unglücklicherweise ist heute in Homburg Jahrmarkt, und schon die sechste Drehorgel wirbelt unter meinen offnen Fenstern (gleicher Erde) mit rauhem oder pfeifenden Gesang und wilden Schreien. Das Toben nimmt kein Ende, und dabei schreib' ich immer zu!

Ich thue was für meine Freunde, darob muß ich mich selbst loben, darob auch leiden! Werder und Rühle wünschen Abdrücke von Breidenstein's Siegel zu haben, und ich schreib' ihm deßhalb, obschon ich weiß, daß darauf sein Besuch erfolgen wird. Richtig! Kaum hat er mein Billet empfangen, so stürmt der ruhelose Greis zu mir, überglücklich, daß man seiner Sachen begehrt, bespeit sich und mich, meinen Tisch, meine Papiere (nicht dieses!), trägt mir auf's neue seine scharfsinnigen, tollen und unanständigen Erklärungen vor, aber bringt auch die Abdrücke!

Merkwürdig ist der Aufwand seines Verknüpfungstalents, er hat seine Lehre überall eingeflochten oder angehängt, an Sprichwörter, an die Farben in der Heraldik sogar. Ich wurde den Mann nur mit Ganzmann's Hülfe los, der den klugen Einfall hatte, mich zu erinnern, daß man mich schon lange auf der Terrasse zum Kaffee erwarte.

Homburg, Sonnabend, den 26. Juli 1845.

Besuch des Konsistorialrathes Rust. Er geht nach Wiesbaden. Urtheile über die Lage des Protestantismus in Deutschland. Er will philosophische Theologie, wie Marheineke; beklagt, daß der Name Hegel's geschmäht, seine Lehre so gröblich verkannt werde. Ueber den Staatsrath von Linde in Darmstadt, er sei der Mann Metternich's, behandle die protestantische Kirche mit feiner Kunst, um sie zu schwächen, besetze alle Stellen mit Rationalisten, durch die dann das Evangelium bald gleichgültig werde, und wer noch Eifer behalte, wende sich dann leicht zur katholischen Kirche. Gutes über Hillebrand, von mir über Doktor Carriere.

Als es auf's neue hell geworden, macht' ich einen Spazirgang zum Brunnen, wo ich einen erfrischenden Trunk that; die Bäume, Wiesen und Berge waren schön von der Sonne beschienen. Von dort mit Fränkel nach Waldlust und über die Wiesen nach Hause. — Koreff setzte sich zu mir, erzählte und fragte vieles, zuletzt gab er mir Auskunft über neue medizinische Versuche in Paris, chirurgische Heilungen merkwürdiger Art; eigentlich lebt er ganz in diesen Sachen, und was er sonst betreibt, betreibt er nur nebenher. Mancherlei, was ihm der Fürst von Hardenberg einst vertraut, war mir längst bekannt, andres dagegen

nicht, aber auch etwas zweifelhaft; Koreff's Gedächtniß ist ungeheuer, aber doch nicht ohne Einwirkung seiner Phantasie, und seine Kritik beim Auffassen war von jeher schwach. Wilhelm von Humboldt's und Boyen's Zweikampf beim Wiener Kongreß, insofern es zum wirklichen Schießen soll gekommen sein, bleibt mir noch problematisch, obschon Koreff versichert, Humboldt habe in die Luft geschossen, Boyen aber gezielt. — Anekdote, daß damals in Wien aus dem russischen Kabinet einige Landkarten dem preußischen mitgetheilt worden, zum Behuf untergeordneter Berichtigungen, daß aber darunter ein Blatt sich befunden, worauf Rußlands Gränzen bis zur Elbe ausgedehnt waren, über welche der König sich dermaßen entsetzt habe, daß er lange eingeschlossen geblieben, nachher aber höchst ärgerlich die Karte dem Offizier, der sie ihm vorgelegt, mit den Worten zurückgegeben habe: „Dumme Kabinetsprahlerei, weiter nichts!" — Ueber die dem russischen Kaiser offenbarte Zweizüngigkeit Metternich's am Wiener Kongreß, ob die Einschiebung eines österreichischen Memoires unter die dem Kaiser Alexander zugefertigten preußischen Papiere absichtlich von Hardenberg, oder aus Unachtsamkeit von Jordan begangen worden? oder aus üblem Willen von Wilhelm von Humboldt gegen Hardenberg? Letzteres am wenigsten anzunehmen. Aber Unachtsamkeit und Verwirrung waren damals in den preußischen Geschäften sehr groß! — Mit Koreff noch eine Weile umhergegangen. Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen hatte ihm eben noch ein hübsches Wort vom Fürsten von Ligne gesagt: „Un prince doit se servir de sa cour comme d'un paravent, derrière lequel il cache sa faiblesse et sa bêtise."

Homburg, Sonntag, den 27. Juli 1845.

Die Straße ist schnell in Ordnung gebracht, damit der König morgen ohne Anstoß darüber fahren könne. — Meinem Barbier ist nicht merkwürdig, daß morgen der König kommt, sehr merkwürdig aber, daß die homburgische Kriegsmannschaft ihre Beurlaubten eingerufen hat, um morgen fünfundsiebzig Mann stark auf die Schloßwache zu ziehen.

Im Lesezimmer, auf der Terrasse; Regierungsrath Mittag, Regierungsrath Hoestermann, Marquise de Cluny. — Besuch bei Koreff; der Kammerherr von Witzleben kommt Abschied zu nehmen.

Nachmittags wiederholte Regengüsse. Als ich auf der Terrasse zum Kaffee ankam, spannte man schon Schirme auf. Koreff mit dem Grafen zu Solms-Laubach im Gespräch, es ist der Flügeladjutant des Königs; freundlichstes Bezeigen gegen mich, er zieht mich zu Rathe wegen seines Vaters, will mir dessen ausgewählte Briefschaften und andre Papiere desselben nach Berlin schicken zur Prüfung und Benutzung. — Der Graf erzählt mir, ein von ihm nach Frankreich gesandtes Exemplar meiner Biographie von Seydlitz sei in's Französische übersetzt worden und werde von allen Offizieren der Reitschule zu Saumur mit Begier gelesen.

Um halb acht Uhr wieder in das Kurhaus zum Abendessen. Da ich etwas Schwindel gehabt, wollte ich nicht ohne Begleiter nach Hause gehen, und spazirte auf der Terrasse, bis Ganzmann käme. Es war kühl, aber zum Gehen ganz gut. Herr von Kleist gesellte sich zu mir; er fand es gleich mir bedenklich, daß der König so lange vor der Ankunft der Königin Victoria in der Rheinprovinz weilen wolle, weil verdrießliche Geschäfte unvermeidlich

seien, aber er meint, der König habe wohl den 26. nicht gern zu Hause zubringen wollen. Wir sprachen von Schlöffel; er glaubt, eine Freilassung vor dem Urtheil werde wohl nicht geschehen, aber das Urtheil werde wohl günstig für ihn ausfallen, der Beweis gegen ihn sei erstaunlich schwach. Daß die Sache so lange gedauert, daran sei Schlöffel selbst schuld, weil er durchaus den Breslauer Gräff zum Vertheidiger haben wollte, was das Gericht nicht zu gewähren brauchte. Ich habe Herrn von Kleist noch nie so billig gefunden.

Homburg, Montag, den 28. Juli 1845.

Koreff erzählt mir, die Gräfin von Edling, geb. Stourdza, habe ihm einst vertraut, es gäbe eigenhändige Memoiren der Kaiserin Katharina der Zweiten, in denen sie mit brutaler Aufrichtigkeit ihre persönlichen Ereignisse erzählt und unter andern die Absetzung ihres Gemahls umständlich geschildert habe, wobei die Umstände sehr zu ihrem Vortheil sprachen. Die Gräfin hatte einen Band dieser Memoiren — in rothen Sammet gebunden, mit metallnen Ecken — einst auf acht Tage von der Kaiserin Elisabeth anvertraut erhalten. Der Kaiser Alexander habe das Buch einst vernichten wollen, aber die Betrachtung, daß seine Großmutter darin doch besser erscheine, als in den meisten Geschichtbüchern, habe ihn abgehalten, dann habe er auch erfahren, daß zwei Abschriften — diese gewiß, vielleicht mehrere — vorhanden seien, die in Ermanglung der Urschrift um so leichter gefälscht werden könnten. Eine dieser Abschriften soll in Deutschland sein, in Weimar vielleicht! *)

*) Diese Memoiren sind seitdem bekanntlich (1859) erschienen.

Anekdote von Friedrich Wilhelm dem Dritten. In Paris 1815 erzählte er der Gräfin Saint-Aulaire, in die er sich etwas verliebte, was er alles gelitten, das Kriegsunglück, die harte Zeit nach dem Tilsiter Frieden, den Tod der Königin; er war wirklich bewegt und fügte dann hinzu: „Et pour comble de malheur, j'ai encore dû faire le Jacobin!" Er meinte das Jahr 1813, wo er zu seinem Volk habe reden müssen, von Freiheit, Bürgerthum rc.

Ich ging auf die Straße, um den König kommen zu sehen, der Regen trieb mich unter die Halle des Kurhauses, hörte aber wieder auf. Um halb zwölf Uhr kam der König, die Königin bei ihm im Wagen, in einem zweiten der Flügeladjutant von Willisen und eine Hofdame. So viel ich im Fluge wahrnehmen konnte, sah der König alt, kahl und gedunsen aus. Er saß auf meiner Seite, und grüßte eben. — Ich war kaum zu Hause, so kam ein Platzregen, eine Art von Wolkenbruch. — Als ich ruhen wollte, erschien unvermuthet der Oberhofprediger Breidenstein! Er wollte mir einige Blätter vorlesen, aber ich erklärte bestimmt, das könne ich nie vertragen, und jetzt müsse ich ruhen! Er ging endlich. — Während ich schlief, fuhren König und Königin wieder nach Frankfurt zurück, sie waren zwei Stunden hier.

Homburg, Dienstag, den 29. Juli 1845.

Die ganze Nacht Regen, der auch Morgens fortdauert oder wiederkehrt. Durchweichter Boden, ich hüte mich ihn zu betreten! Am Brunnen wandeln nur wenige Schatten umher.

Bei der Frühstückstafel des Landgrafen war gestern der König merkwürdig gereizt und redselig. Ohne besondern Anlaß sprach er zu dem Landgrafen ganz laut über

dieKönigsberger Sachen, und machte seinem Herzen Luft, in einer Weise, als ob er eine wohlbedachte Absicht dabei erfüllte, ohne daß eine solche zu finden war. Er sagte, der General Graf von Dohna sei ein vortrefflicher Mann, und werde nur, weil er dies sei, gehaßt und verunglimpft; wäre er schwach und nachgiebig, so würde ihn die Parthei nicht genug zu rühmen wissen. An der grundschlechten Richtung dort sei nur ein geringer Haufen Unzufriedener schuld, einige Juden, einige Christen, die einen so schlecht wie die andern, aber ihr verderbliches Treiben solle ihnen gelegt werden. „Auch einige von meinen Freunden sind darunter", fügte er hinzu, „diesen sag' ich es alle Tage, daß ihre Richtung eine schlechte ist". Man war verwundert, den König so loslegen zu sehen und unter die Geschimpften dann unvermuthet auch seine Freunde eingereiht zu finden. Der Landgraf antwortete wenig; er finde die Leute sehr „reprehensibel", ließ er einfließen, das Gespräch zu nähren fand er nicht gerathen, aber der König sprach immer zu und gab den Anwesenden viel der Art zu hören. — Für den Besuch der Rheinprovinz ist diese Stimmung und Ansicht nicht besonders günstig.

Die Art, wie den Deutschkatholischen jetzt dennoch die Benutzung protestantischer Kirchen gestattet worden, hat etwas Kleinliches, Rechthaberisches, Schwaches, und macht den unangenehmsten Eindruck: Nachgiebigkeit und übler Willen verbunden, das erwirbt nie Dank.

Koreff erzählt mir wichtige Begegnisse mit Talleyrand, Sebastiani, Metternich, Hardenberg; auch von dem eben verstorbenen Grafen Grey, der sich schon alt in Lady Blessington verliebte und ihr die zärtlichsten Briefe schrieb, die Koreff von ihr zu lesen bekam. Auch Naturwissenschaftliches kam zur Sprache.

Im Lesezimmer fand und sprach ich Madame Zimmermann. — In der Dämmerung sah ich den Landgrafen ganz allein trübselig umherschleichen, er kam auf die Terrasse, that einen Blick in den Spielsaal und ging weiter; ich bedauerte ihn sehr. Er erkannte mich und knüpfte ein Gespräch mit mir an, erzählte mir vom Besuche des Königs u. s. w. Er will wieder nach Schlangenbad zurück. Das Krankenlager der Schwester belästigt ihn sehr; ich höre von Andern, daß der Aufenthalt ihn schon wenigstens zwölftausend Gulden außerordentlich kostet, was jedoch von beiden Seiten mit Grazie übersehen und von ihm gern geleistet wird, obschon seine Einkünfte gering sind.

Als ich ein geringes Abendessen verzehrte, setzte sich ein Herr mir gegenüber und redete mich an, es war Herr Thudichum, Bruder des Uebersetzers des Sophokles, Schwiegersohn Breidenstein's. Er sprach von seines Schwiegervaters Schwächen, mit denen man Nachsicht haben, aber sie zugleich bewachen müsse, damit kein Aergerniß entstehe; daß ich sein Siegel begehrt, habe ihn ganz trunken gemacht, man müsse jetzt alles anwenden, ihn zu beruhigen; ich klagte ihm meine Noth mit dem Alten, und daß ich mich verläugnen lasse. Herr Thudichum ist im Besitze des handschriftlichen Nachlasses des Präsidenten Harscher's von Almendingen — gewesenen Schwagers von Breidenstein — und will dessen berühmte Prozeßgeschichte mit den preußischen Behörden drucken lassen.

Homburg, Mittwoch, den 30. Juli 1845.

— Ich saß einen Augenblick bei Madame Z., da sagte die: „Dort kommt Anna Theremin und ihr Bruder! Der Vater ist auch hier, aber zuerst auf's Schloß gegangen.“

Anna sehr erfreut, wie ich. Wir sprachen viel und lange. Ich sagte es Koreff, daß er nicht wegginge. Endlich kam Theremin, sehr überrascht mich zu finden. Er hatte nur Fräulein von Kalb sprechen wollen, war aber an den Prinzen Wilhelm gekommen, hatte Prinzessin Elisabeth gesehen, und endlich Prinzessin Wilhelm selbst besuchen dürfen. Wir trafen Koreff, Theremin fragte mich ängstlich, ob das „Du" noch gelten könne, aber Koreff hatte es schon frisch gebraucht. Es war eine freudige Spannung, daß wir alte Freunde, sechzigjährig, und nach den verschiedensten, uns trennenden Geschicken einander dennoch treu, hier unerwartet zusammentrafen, im Grünen, froh der Erinnerungen, zu neuem Gefühl lebendiger Gegenwart erweckt. Theremin meinte, die heutige Jugend habe nicht solche Freundschaften und Strebungen, wie wir sie gehabt; er machte hierüber mehrere Bemerkungen, theils schüchterner Bescheidenheit, theils wohlgefälligen Selbstgefühls. Koreff ließ ein Feuerwerk von Laune, Witz, Erinnerungen und Betrachtungen aufsprühen, Theremin blieb in Einem freudigen Staunen und Lachen, und wurde ganz mitbelebt; einige Witzworte Koreff's waren wirklich vom ersten Glanze überraschend prächtig und treffend, und eines baute sich über das andre. „Er ist ganz der Alte!" rief Theremin. — Wir gedachten Chamisso's, Neumann's, Lafoye's, Robert's, sogar — mit einiger Unlust — Hitzig's, gedachten des grünen Almanachs, unsrer Sonette, unsrer Thee's. Wir blieben anderthalb Stunden zusammen, endlich mußten Theremin's wegfahren; sie reisen nach Genf. Theremin erklärte, diesen Tag zähle er unter die glücklichsten seines Lebens, und schied in wahrer Rührung. Von uns dreien war er entschieden der am meisten vom Alter gedrückte, gebrochene; dazu kam das geistliche Bewußtsein, das er doch

stets bewahrte, und in welchem schon früh die eigentliche Geistesfrische ihm untergegangen war. Bedauerte er doch, daß Madame Dudevant im „Spiridion“ nicht zum Christenthum gelangt sei! „Es ist sein Metier“, sagte Koreff, „man muß es ihm lassen und drüber hinsehen!“

Koreff und ich aßen noch zusammen und schieden dann. Der eben beginnende Ball reizte uns nicht.

Homburg, Freitag, den 1. August 1845.

— Ueber die homburgischen Verhältnisse; liederliche Wirthschaft, Willkür, Gewaltsamkeit, offenbare Rechtsverweigerung, der Landgraf unkundig und schwach, man achtet seiner nicht, kriecht aber doch vor ihm und seinen Brüdern, strebt mit dem „Hof“ in Verbindung zu sein. Die Spielbank macht Homburg zu einem Nest von Gesindel, Abentheurern, Beutelschneidern, liederlichen Weibern, besonders im Winter, wo einige englische Familien, die hier überwintern, gewöhnlich das Opfer der Ränke und Betrügereien werden.

Da der General Sir Frederick Adam mich nicht hat finden können, so geh' ich zu ihm, einen weiten Weg. Ein liebenswürdiger freundlicher Mann, von edlen Zügen, hellen Augen, recht englisches Aussehen und Art! Er hat meinen „Keith“ in Rom gelesen, wohin er auch zurückkehrt. Hat in der Schlacht von Waterloo tapfer gefochten, war Gouverneur der ionischen Inseln, dann von Madras. Erzählt mir viel von Indien; kennt Herrn Colvin dort. Die Gräfin von Flahault ist seine Kousine, er selbst ist mit Keith verwandt; ein Onkel von ihm war am Todbette Lord Marischal's in Potsdam. Er hofft mir noch Papiere von diesem zur Benutzung zu verschaffen, wird an den Erben der

beiden Brüder, Herrn Elphinstone, schreiben, der auch noch ein schönes Oelbild der Eva Merthens besitzt.

Nachmittags mit Koreff beim Kaffee, Madame Koreff auch eine Weile mit uns. Fränkel, Regierungsrath Mittag. Der ältere Graf von Redern und Lord Westmoreland waren eine Stunde hier. — Sir Frederick Adam auf der Terrasse mit mir und Koreff; über die Schlacht von Waterloo — findet das Buch von Kapitaine Sibborne fleißig und genau; über das Leben in Rom; über die Ausbreitung der deutschen Sprache in England; über die Phrenologie 2c.

Auf Koreff's Betrieb machen Fränkel und ich mit ihm eine Ausfahrt nach Friedrichsdorf; die Gegend schön, der Ort häßlich; aber alles spricht dort noch französisch, es macht einen eignen Eindruck, hier einen Bauerburschen und ein kleines Mädchen „Oui, Monsieur!“ antworten zu hören. Die Leute halten fest zusammen und sind stolz auf ihre Herkunft und Bildung. Die Fahrt war schön, der Himmel aber drohte mit Regen; Koreff unerschöpflich in Witz und Erzählung. — Nach der Rückkehr gingen wir noch zum Brunnen. — Bald nachher brach der Regen aus und wurde ziemlich stark.

Homburg, Sonnabend, den 2. August 1845.

Die Nacht Regen, Morgens ein furchtbares Gewitter, mit Hagelsturm und entsetzlichem Regenguß.

Nachmittags beim Kaffee mit Koreff und Frau, bald kam auch Poley, der wieder von Wiesbaden gekommen. — Präsident von Kleist. — Ein Herr spricht mich an, es ist Doktor Carové aus Frankfurt am Main, mit dem ich das ergiebigste Gespräch habe, über die Deutschkatholischen, die

Lichtfreunde, die Judenreformer, die preußischen Verhältnisse. Er war mit der Legationsräthin Döring, Herrn Kilzer und andern Frankfurtern. — Sir Frederick Adam. — Herr Duncker der Sohn auf dem Wege von Kissingen nach Ostende hier durch. — Besuch bei Fräulein von Kalb, die ich aber nicht zu Hause, sondern nahebei zum Besuch der etwas kranken Madame Z. finde. Ernstliches Gespräch über den Zustand der Prinzessin Wilhelm, sie leidet immer noch und das Uebel wurzelt sich ein. Man sollte Koreff zu Rathe ziehen, er würde scharf eingreifen. Der Geheime Hofrath Müller ist zu schüchtern und fragt immer erst bei Schönlein brieflich in Berlin an! Das kommt vom Prinzessin sein! — Hauptmann von Silber und Frau, so wie auch Frau von Struve nicht zu Hause. — Auf die Terrasse zurückgekehrt, finde ich Fräulein Hillebrand und nehme von ihr Abschied. — Nachher wieder lange mit P., der mir aus seinen Geschäftsverhältnissen mit Werther und Bülow erzählt, den erstern gründlich verachtet, an letzterm die Abwesenheit aller Pedanterie rühmt. Ueber Koreff's Verhältnisse in Paris, billig und theilnehmend, aus der Anschauung. Mit noch größerer Verachtung, als von * dem Vater, spricht er von * dem Sohne, der allerdings Gesandter sein müsse, weil er unfähig sei, Legationssekretair zu sein.

Es war heute wieder ein Wolkenhimmel von größter Abwechslung und Pracht. Man hat einen weiten Gesichtskreis hier, kann die Ballung, die Anhäufung, den Zug der Wolken genau verfolgen, den Uebergang in Regen, das Zusammensinken, die Wiederkehr der Heitre, das Aufsteigen in Silberwölkchen. Koreff und ich widmeten dem Schauspiele die größte Aufmerksamkeit, und sprachen dabei von Humboldt und Goethe, auch von Rahel.

Homburg, Sonntag, den 3. August 1845.

Heiter, aber kalt, die Fenster stark angelaufen. — Einladung zum Landgrafen.

Doktor Carové gestern erzählte mir als eine Merkwürdigkeit, die er mit angesehen, daß der König bei der Ankunft in Frankfurt den Dichter Shukoffskii unter den Bewillkommenden wahrgenommen, gleich in dessen Arme gefallen und mit seiner Backe auf dessen Backe wenigstens fünf Minuten lang geruht, förmlich ausgeruht habe! Der König, bemerkten die Zuschauer, müsse sehr müde gewesen sein.

Koreff, der wieder sehr belebt ist und ausgezeichnete wissenschaftliche Dinge sagt, auch mitunter ganz weichmüthig und gerührt wird; er hat einen solchen Ueberfluß an gutem Willen, daß dieser unmöglich aller zur That werden kann, er muß in Versprechungen überlaufen, die zu erfüllen unmöglich wird; ich bin ganz davon überströmt worden; wenn er nur die wegen Rahel's Briefen nicht vergißt!

Um drei Uhr zum Landgrafen, außer den beiden Brüdern war noch Prinz Wilhelm da, dessen Tochter Prinzessin Karl von Darmstadt, Fräulein von Kalb, Herr von Kleist, ein Graf von Meerveldt, ein Oberst von Laharpe — Neffe Cäsar's von Laharpe — der als Knabe in Homburg mit den Prinzen zusammen war und sie seitdem nicht gesehen hatte, noch ein paar Herren. Der Landgraf sagte mir gleich, seine Nichte verlange sehr nach meiner Bekanntschaft, und ich solle daher ihr Nachbar bei Tische sein. Die junge Frau ist hübsch, munter, rasch und kurz in ihren Aeußerungen, wollte auch mit mir muntres Gespräch haben, und bei ihrer gutwilligen Aufnahme ließ ich es auch an gewagten Redensarten nicht fehlen. Prinz Wilhelm mischte sich auf heitre Weise mehrmals darein, Fräulein von Kalb

— nur durch den Prinzen Gustav von mir getrennt — half bisweilen aus, Herr von Kleist versuchte kleine Neckereien, und alles lief in bester Stimmung ab. — Ich sprach unter andern von Bettina's Großthaten, und daß ihr Eifer allein die einstweilige Freilassung Schlöffel's bewirkt habe. Endlich entfernten sich die Herrschaften, zuletzt der Landgraf, der mir — wie auch Prinz Wilhelm — die besten Wünsche mitgab, auch die schönsten Grüße an Tettenborn. — Draußen aber harrte meiner noch Fräulein von Kalb, um eigentlichen Abschied von mir zu nehmen, auch Prinzessin Elisabeth erschien noch einmal und machte auf einige Gemählde aufmerksam, die ich schon kannte vom vorigen Jahre.

Besuch mit Koreff bei dem Oberstlieutenant Schmidt von unsrem Generalstab, der am Fuß leidet; ein Mann von großen Kenntnissen und scharfer Einsicht; er sieht die Zukunft düstrer noch als ich! — Sir Frederick Adam versäumt. — Koreff begleitete mich zu mir nach Hause und blieb noch lange.

Darmstadt, Montag, den 4. August 1845.

Um acht Uhr von Homburg abgefahren. — Vor zehn Uhr in Frankfurt. Ich hatte gestern an des Landgrafen Tische erfahren, daß Herr von Bülow in Frankfurt krank liege. Ich fand ihn und die ganze Familie im Englischen Hof, aber er lag zu Bett und ich konnt' ihn nicht sehen. Frau von Bülow in größter Angst und Noth; ich halt' ihn für verloren, er ist in völlige Geistesschwäche verfallen, ohne Gedanken, ohne Willen. Humboldt war von Koblenz gekommen, nur eben ausgegangen um gleich wieder da zu sein, ich konnte ihn aber nicht abwarten. Schmerzhaft war

mir der Eindruck von Bülow's Geschick. Unwillkürlich mußt' ich mich in die Vergangenheit versetzen; im Jahre 1816 waren Bülow und ich auch hier, beide im Beginn unsrer Laufbahn, reich an Aussichten, Hoffnungen, ich mit Rahel, er im Humboldt'schen Hause, noch nicht mit Gabrielen verheirathet; er stieg seitdem rasch aufwärts, steht jetzt auf dem höchsten Posten, ich verfehlte meine Laufbahn, verlor Rahel; beide alt und krank sind wir wieder in demselben Frankfurt, mit welchen Aussichten, in welchen Umständen! Und nach allem Wechsel der Dinge, der so ganz zu seinen Gunsten war, tausch' ich jetzt nicht mit ihm! Traurige Betrachtungen! — Um mich zu erheitern, eilt' ich zu dem Standbilde Goethe's in der Allee, das ich noch nicht gesehen. Man hat viel dagegen einzuwenden, ich aber war vom Anblick sehr getroffen. Die bedeutende Größe, die ungemeine Aehnlichkeit, wirken günstig. Die Basreliefs am Fußgestell sind sprechend, sinnvoll. Freilich war der Gedanke, der sich mit dieser Masse glänzenden Erzes verbindet, mir die Hauptsache. Der Frankfurter Goethe ist es, den man hier auf seinem Heimathboden sieht, nah seinem Vaterhause, unter den Mitbürgern, von ihnen geehrt. Wie es ist, hat das Denkmal seinen Werth. Mich freut es innigst. Aus den Fenstern des Hauses, wo Rahel und ich 1815 in der Allee wohnten — bei Eichmeyer —, kann man es gut sehen. Warum hat sie es nicht miterlebt! — Ich besorgte in Frankfurt noch einige Aufträge, kaufte ein paar Bücher, frühstückte im Schwan mit Ganzmann, und fuhr nach anderthalb Stunden weiter, ohne sonst Besuche zu machen, wozu wenigstens acht Tage nöthig gewesen wären.

Gegen zwei Uhr in Darmstadt, in der Traube. Lauter Erinnerungen! hier bin ich auch mit Rahel ein paarmal

eingekehrt, und über dem Vergangenen liegt ein zauberisches Licht, das dem Gegenwärtigen fehlt, erst in Zukunft werden soll! — Mein erster Gang war zum Professor Karl Wagner. Ein ernster, gediegner, aufgeweckter Mann, dunklen freundlichen Blickes, freien Ausdrucks. Nach mancherlei Erörterungen gingen wir zusammen zum Geheimen Staatsrath Jaup, er war aber verreist, ich sprach die Frau, Tochter, den Schwiegersohn Mangold. — Von da zum Oberforstmeister Freiherrn von Wedekind. Lebendiger, regsamer Mann, ungemein freundlich, klug und lustig, seiner Tüchtigkeit in seinem Fache wohlbewußt. Ausgezeichnete Frau; groß und schmal, scharfsichtig und heiter, scheint ganz auf eignen Füßen zu stehen. — Auf der Straße den Musiker Mangold gesprochen. — Im Gasthofe redet mich Herr Doktor Oppenheim aus Heidelberg an, ich habe ihn öfters bei Bettinen in Berlin gesehen. Meyerbeer wohnt neben mir, ich trete bei ihm ein, Freudengeschrei; auch sein Bruder, der Geheimrath ist da, von Mannheim gekommen ihn zu besuchen; wie man in diesen Gegenden hin und her reist! Meyerbeer holt für die Feste zu Stolzenfels den Chor von Darmstadt zu Hülfe. — Nachmittags Fahrt zur Ludwigshöhe. Schöne Fahrt, mir neu; das Wetter leidlich, die Aussichten wunderschön. Wir finden, der Verabredung gemäß, Frau von Wedekind — der Mann wurde durch Geschäfte verhindert —, Doktor Duller und seine Frau, Doktor von Plönnies und seine Frau, die Dichterin, Doktor Oppenheim, Gerichtsmann Buchner; Professor Wagner machte mich mit Allen bekannt. Sehr freisinnige Gespräche; alle wichtigen Verhältnisse des darmstädtischen Regierungs- und Gesellschaftswesens wurden dargelegt, der Einfluß des Prinzen Emil, des Erbgroßherzogs, besprochen; es herrschen schmachvolle Gebrechen, aber man läßt nicht

ab, dawider zu murren und zu streiten; die Justizfrevel gegen Wilhelm Schulz, gegen Weidig, die Pensionirung Jaup's auf österreichischen Betrieb, die Herrschaft des Kanzlers von Linde, der gegen die Deutschkatholischen wüthet, und den man für einen Diener der Jesuiten hält, — alles kommt zur Sprache. Gute Gesinnung, die endlich durchdringen muß! Doktor von Plönnies, ein freisinniger, sein Fach mit Lust ausübender Arzt, voll Eigenheiten; Frau von Plönnies bescheiden liebenswürdig. — Die Prinzessin Elisabeth, Tochter unsrer Prinzessin Wilhelm, nimmt sich der Frömmigkeit hier an, mit jugendlicher Munterkeit, unser Gesandter Herr von Bokelberg widmet ebenfalls diesen Angelegenheiten große Aufmerksamkeit. — Hofprediger Doktor Zimmermann, Herausgeber der „Allgemeinen Kirchenzeitung". — Duller hat sich den Deutschkatholischen angeschlossen und gewidmet. Die Sache hat hier festen Fuß. — Professor Wagner begleitete mich noch in den Gasthof und blieb bis neun Uhr bei mir. Er hegt ein schönes Vorhaben, in welchem ich ihn möglichst bestärke, das darmstädtische litterarisch-gesellige Leben zu schildern, wie Wachsmuth das weimarische geschildert hat; ausführlicher, bitte ich.

Plumpe Säule mit dem plumpen Standbilde des Großherzogs als Gebers der Verfassung! Das Denkmal so wenig verdienstlich, als der Mann selbst. Er folgte fremden Antrieben, der Furcht, der Noth.

Heidelberg, Dienstag, den 5. August 1845.

Nach einer schönen Fahrt durch die herrliche Bergstraße noch Vormittags in Heidelberg angekommen. Mein erster Gang war zum Kirchenrath Paulus. Ein uraltes, magres Männchen mit noch scharfen Sinnen, forschendem Blick,

leichter Sprache. Mein Besuch schien ihm ganz angenehm, es war alsbald die Rede von seinem Buche gegen Schelling, von Hitzig's blinder Wuth; er lacht über Verbot und Zorn, und sagt, seine Antriebe seien so rein und seine Ueberzeugung von seinem Rechte so festbegründet, daß er jeden Augenblick dasselbe thun würde, was er gethan, und wenn ihm gelänge, eine zuverlässige Nachschrift der Schelling'schen Philosophie der Mythologie zu bekommen, so würde er sie ohne Bedenken dem Druck übergeben. Er glaubt übrigens, Schelling sei mit Bewußtsein ein Schelm, er habe immer dreist gelogen und geprahlt, und sei zu gescheidt, um nicht zu wissen was er thue. Ueber Neander, seinen dummen Haß gegen Hegel, den er gar nicht kennt, seinen jüdischen Starrsinn u. s. w. Wir sprachen auch über Schlosser, ich legte ihm unser Verhältniß dar, und sagte, ich würde trotz unsrer Streitigkeiten zu ihm gehen; es käme mir so unwürdig vor, durch Heidelberg zu reisen, ohne bei ihm einzusprechen; wir wären beide schon so alt und sähen einander wohl zum letztenmal. Paulus lobte mein Vorhaben, meinte aber, der Ausgang sei zweifelhaft, bei Schlosser hänge alles von zufälliger Stimmung ab. Ich sagte, darauf wollt' ich's wagen. Ich ging hin.

Als wir uns dem Hause näherten, sah er oben aus dem Fenster, ich sah einen schneeweißen Kopf, die Züge konnt' ich nicht erkennen. Ihm als ein Fremder gemeldet, trat ich bei ihm ein und dicht vor ihn, er starrte mich an und erkannte mich nicht. „Schlosser, Schlosser", rief ich, „ich bin versöhnlich", und bot ihm die Hand; an der Stimme erkannte er mich, lachte freundlich, gab mir seine Hand und hieß mich willkommen. Er sprach gleich Litteratur, las mir einige grobe Ausfälle von Thiersch gegen den Fürsten von Pückler, wollte meine Meinung wissen,

und sagte, es sei ihm lieb, mich darüber fragen zu können; ihn dünke, Thiersch habe sich zu sehr verhauen, mit Pedanterie und Plumpheit, spottete über dessen diplomatische Rolle, und wollte sich des Fürsten etwas annehmen, worin ich ihn bestärkte, doch mit dem Zusatze, der Fürst sei Mannes genug, sich selber zu wehren. Aber Schlosser ging in seinem Vertrauen noch weiter! Er zeigte mir eine Denkschrift, die er für den Kronprinzen von Baiern, auf dessen ihm durch Thiersch kundgewordenen Wunsch ausgearbeitet, und die er noch keinem Menschen sonst gezeigt habe, eine Denkschrift über die kirchlichen Zustände Deutschlands; er las mir den Brief, mit dem er dieselbe begleitet, die Antwort, die er darauf empfangen, und las einige Stellen der Schrift selbst; ich sollte sehen, daß er tapfer kämpfe, und an geeignetem hohen Ort. Sein Brief sagte so ausdrücklich, daß er für die Schrift keinerlei Belohnung verlange und erwarte, und er wiederholte mündlich diese Versicherung mir so stark, daß ich im Gegentheil deutlich erkannte, er habe allerdings eine Belohnung im Sinne, Orden, Geschenk oder was es sei; auch verstanden seine derben Ausdrücke recht derb zu schmeicheln! Da ich ihn in so gutem Zuge sah, so benutzt' ich die Gelegenheit, ihm von Flegler zu sprechen, und ihm vorzustellen, wie er diesen Mann fördern könne, wenn er eine Anzeige von dessen Buch schreibe oder seinen Schüler Gervinus veranlasse, eine solche zu schreiben. Das schmeichelte ihm sehr, er faßte die Sache begierig auf und versprach, Gervinus solle es thun, oder er selbst werde es. — Ich fragte nach seiner Frau, er führte mich zu ihr, nannte mich den deutschen Biographen, erzählte ihr freudig mein Ansinnen wegen Flegler's, fragte, ob sie es nicht auch gut finde, was sie bejahte. Er rühmte seine Gesundheit, sein Aussehn, und

daß er doch im nächsten Jahre siebzig werde, rühmte auch sein Bild, das an der Wand hing. Darauf war von alten Zeiten die Rede, wie er nach Rahel's Urtheil und Beifall begierig gewesen, und sie gezwungen, auf dem Heidelberger Schloß eines Abends die Einleitung zu seiner damals noch ungedruckten historischen Uebersicht anzuhören; diese Erinnerung war ihm nicht ganz angenehm; ich gewann ihn aber ganz wieder durch die Bemerkung, daß Rahel große Stücken auf ihn gehalten. Der Gedanke, nach Berlin zu kommen und dort ausgezeichnet zu werden, lächelte ihm außerordentlich; er freute sich seiner tüchtigen, derben Manier, die man doch endlich anzuerkennen beginne — im Gegentheil, man wird ihrer völlig überdrüssig —, und lachte laut darüber, daß man ihn oft der Ungerechtigkeit anklage; „im Moralischen“, sagte er, „muß ich immer Recht haben!“ Wir sprachen noch über Gervinus, ich tadelte ihn wegen Mißverstehen Goethe's, lobte seine Darstellung Lessing's, fand aber wieder sein Urtheil über Jean Paul Richter zu hart. „Das wundert mich grade von Ihnen“, sagte Schlosser, „da grade Sie, wie auch Goethe, in Ihrer Schreibart nach Klarheit streben, und Ihnen die verworrne Unklarheit Jean Paul's, seine liederliche, buntscheckige Ausdrucksweise zuwider sein müßte.“ Wir trennten uns endlich in bestem Vernehmen, nachdem ich ihm noch gesagt, daß er mich nicht wiederbesuchen könne, denn ich hätte noch viele Gänge zu machen, würde den Abend früh zur Ruhe gehen und am andern Morgen abreisen. Durch Schlosser's Frau erfuhr ich, daß Flegler's Frau, geborne Hirzel, grade jetzt bei Gervinus' Frau zu Besuch sei. — Ich ging nach Hause, zu essen und dann zu ruhen — Regen.

Nachmittags zu Gervinus gefahren, der jenseits des

Neckar's wohnt, wie auch Welcker. — Ich ließ mich zuerst bei Frau Flegler melden, sie wußte natürlich von mir und meiner Theilnahme für ihren Mann. Eine unschuldsreine, klare, und dabei so tüchtige als feine Frau, von größter Einfachheit und Sicherheit! Dann kam Gervinus, etwas kühl; dann seine Frau, geborne Schelver, deren Vater ich gut gekannt, dann Doktor Hagen; wir sprachen viel Politisches und waren ziemlich einverstanden; Gervinus zuletzt ganz warm und herzlich. Er sieht krank aus.

Von hier zu Welcker, wo ich den österreichischen Flüchtling Herrn von Fenner fand. Hier kam viel zur Sprache; das Schicksal Deutschlands, die Stimmung des Volks, der Drang nach Einheit, die Mißgriffe und Verblendungen der Staatsbehörden. Er verwarf alles blinde Revolutioniren ohne festes Ziel und neue Satzung, im Gegensatz Andrer, denen das Zerstören genüge. Wir sprachen von Rotteck, dem Edlen, seinem allzu frühen Tode, seinen verdienstlichen Arbeiten. „Seine Weltgeschichte", sagte Welcker, „wurde früher von Schlosser heftig getadelt, der es unsinnig und unwürdig nannte, für das Volk zu schreiben, eigentlich aber Neid fühlte wegen des ungeheuern Absatzes, den das Buch hatte, wegen der stets nöthigen neuen Auflagen. Endlich, nach Rotteck's Tode, wollte er einsehen, demselben Unrecht gethan zu haben, man müsse wohl für's Volk schreiben, und versuchte es nun selbst, das Rotteck'sche Werk durch ein ähnliches auszustechen; aber er erfährt schon jetzt, daß das seinige die anfängliche Gunst nicht behauptet, daß ihm das Talent fehlt, und man häufig zu dem ältern Buche zurückkehrt; es ist auch toll, Geschichte schreiben zu wollen ohne alle Rücksicht auf Staat und Gesellschaft." Die Itzstein-Hecker'sche Sache wurde durchgesprochen; die Schlöffel'sche Angelegenheit, Bettina's Verdienst dabei; die

preußische Verfassungssache. — Welcker erzählte von seinem neulichen Aufenthalt in Neapel. — Zweite Auflage des „Staatslexikons“, dringende Aufforderung zur Mitarbeit. — Ich schied von Welcker mit dem Scherz, er habe in Berlin zu Bettinen gesagt, er würde mich gern besuchen, wolle mich aber nicht kompromittiren; zum Danke dafür hätte ich ihn nun durch meinen Besuch tüchtig kompromittirt!

Ich fuhr wieder zu Paulus, der beglückt war über den guten Ausfall des Besuchs bei Schlosser. Er nahm es mir hoch auf, die Sache so behandelt zu haben. Schwächen Schlosser's, Lob besticht ihn unbedingt, und er entbehrt fast allen freien Lobes, denn was man in den Zeitungen liest, ist fast immer von ihm seinen Schülern abgedrungenes, aufgenöthigtes! Wir sprachen über Johann Heinrich Voß, Creuzer, sein schändliches Benehmen gegen Carriere, gegen den auch Schlosser eine zweideutige Rolle gespielt. Paulus that mir verschiedene Fragen, die ich so gut ich konnte beantwortete. — Ich ging endlich; Paulus schenkte mir sein Bild und einen Aufsatz, versprach Autographen, erbot sich zu jedem litterarischen Dienste, den man von ihm fordern wolle; ich bat ihn, seine Erinnerungen von Jena aufzuschreiben; Goethe, Schiller &c.

Doktor Kapp ist verreist, im Alexanderbade. — Bei Winter angefragt; die Buchhandlung gehört dem Sohne, der Vater ist Bürgermeister; leider traf ich ihn nicht; Rahel hatte große Liebe zu der feurigen Redlichkeit, die er in der ersten badischen Ständeversammlung bei mehreren Gelegenheiten darthat.

Der junge Herr von Wedekind, den ich in Berlin öfters gesehen und der jetzt in Heidelberg studirt, besuchte mich Abends und erzählte mir von den Studenten, den

Professoren 2c. Die Burschenschaft wacht wieder auf und verstärkt sich. Viele Zweikämpfe. Wenig Fleiß.

Ein Spazirgang mit Ganzmann durch die Stadt wurde durch Regen abgekürzt. — Welcker kam noch spät, neue Aufforderung, Beiträge zum „Staatslexikon" zu liefern. Versprechen von Autographen.

Ich dachte der Zeiten, wo mein Vater und Oheim hier studirten, der Erzählungen von damals, der Anwesenheit meines Vaters im Jahre 1798, ein Jahr vor seinem Ableben 2c. — Heidelberg, seit meinen Knabenjahren, mir ein bedeutender, lieber Namen!

Würzburg, Mittwoch, den 6. August 1845.

Frühmorgens nach Würzburg abgereist, über Mosbach, Buchen, Hardheim, Bischoffsheim. Regengüsse, Wind. Im Jahre 1814 machte ich diesen Weg im schönsten Wetter, mit Entzücken! Ich reiste von Baden, wo ich Tettenborn verlassen hatte, nach Töplitz, wo mich Rahel erwartete. — Ehmalige Pfalz, ehmaliges Hochstift Würzburg. — Franken und Rheinland innig verwandt, derselbe Stamm des Volkes; fröhliche, gutmüthige Leute, weniger Genius als die Schwaben, mehr Verstand. Rohe Frömmigkeit und rohe Aufklärung gemischt; alte Pfaffenherrschaft, die beides hervorbrachte. — Geringe Forderung eines Schmidts, dem ich deßhalb das Doppelte gab. — Ich kam erst Abends gegen elf Uhr im Deutschen Hause zu Würzburg an, wo zwar Platz war, denn das viertägige große Sängerfest war grade zu Ende, aber alle Leute waren so müd' und träge, daß ich schwer das Nöthige erhielt. — Bello half mich erwärmen.

Kissingen, Donnerstag, den 7. August 1845.

Vor acht Uhr zum Professor Franz Hoffmann gefahren, der auf der Karthause wohnt. Er war noch nicht aufgestanden. Ich rettete Bello's Augen, denn ein Kätzchen, dem man die Jungen ersäuft hatte, stürzte wüthend auf ihn ein, schlug ihn grade in's Gesicht und der sonst beherzte Katzenfeind stutzte erschreckt zurück, mein Stock nur brachte das Kätzchen zum Weichen. — Im Vorzimmer die Gypsbüste Franz Baader's, überlebensgroß, nach der Todtenmaske, zu finster, nicht heiter und klar genug; das jugendliche Bildniß Schelling's an der Wand. — Hoffmann sehr verwundert mich zu sehen, gab mir Auskunft über seine Lage, sein Amtsverhältniß, seine Arbeiten. Er war krank, leidet an den Augen. — Stimmung in Baiern, Aufmerksamkeit auf die Deutschkatholischen, die Regierung dawider, die Bürger nicht abgeneigt, kleine Regungen auch in Würzburg, aber wegen verrufener Leute, die sich dabei wichtig machen wollten, wieder eingeschlafen. Thatsache, daß in Böhmen und Mähren jene Richtung sehr stark ist, und die Neuerung, wiewohl ganz im Stillen, um sich greift. — Ueber Baader's Biographie und Schriften noch wenig Tröstliches. Ueber Schelling. — Hoffmann möchte mich zum Bischof von Würzburg führen, aber ich habe keine Zeit. — Besuch mit Hoffmann bei Professor Denzinger, der ganz in der Nähe wohnt; auch dessen Sohn, Doktor Denzinger, den ich in Berlin öfters gesehen, kam herbei, er wird seine Laufbahn nun doch in Würzburg als Privatdozent anfangen. — Die Universität hat Grundeigenthum von mehr als drei Millionen Gulden an Werth, sie verwaltet es selbst, unter Staatsaufsicht. Solche Sicherheiten gegen den Staat müssen heutiges Tages unnöthig sein und wegfallen!

Ich kam erst gegen elf Uhr fort, es waren keine Pferde zu haben. — Hoffmann begleitete mich zum Wagen, und versprach, mich in Kissingen zu besuchen. — Unter Sturm und wolkenbruchähnlichem Regen, über Opferbaum und Poppenhausen nach Kissingen. Ganzmann verkündete, daß er die Ruinen von Bodenlaube sähe. Unter Regen angelangt. Bei Doktor Balling vorgefahren, ich habe Wohnung im angebauten Nebenhause, unter demselben Dache mit Tettenborn's.

Der General war in Brückenau beim Könige von Baiern, der morgen nach München zurückgeht. Die Generalin war zu Besuchen ausgegangen und vom Regen aufgehalten. Sie wurde gerufen und drang auf mein Zimmer, umarmte mich mit Freudengeschrei! Sie war sehr krank gewesen, hatte zu sterben geglaubt, aber stets muthige Fassung behalten; ich bewundre auch jetzt ihre Stärke, sie nimmt das Leben ganz wie sonst, mit aller Frische und Theilnahme, als wenn nichts sich veränderte, nichts enden müßte. Ich erzähle von Homburg ꝛc. — Fräulein von *, ein Bild provinzialer Eigenheit, närrischer Behaglichkeit, vornehmer Resignation. Darauf die Frau des mecklenburgischen Generallieutenants von Both, geborne von der Tann, Schwester zweier Brüder, von denen ich den einen in Oesterreich, den andern hier gekannt. Sie war in der guten Zeit von Weimar Hofdame der Prinzessin Karoline, mit der sie nach Mecklenburg ging, auch 1814 nach Töplitz kam, wo sie unsre Wandnachbarin war; sie hat die jetzige Herzogin von Orleans von Kindheit an gekannt und zum Theil erzogen; der weimarischen Zeit erinnert sie sich mit größtem Behagen, liebt vor allem Schiller, bei dessen Sterben sie zugegen war. Das Gespräch erwärmte sie ganz! — Sie war eben fort, so kam Tettenborn!

Er sieht noch vortrefflich aus. Herzlichste Bewillkommnung! Erzählungen von beiden Seiten. Nach zehn Uhr schieden wir und gingen schlafen.

Kissingen, Freitag, den 8. August 1845.

Tettenborn kam zu mir. — Wir wollten ausgehen, es regnete aber zu sehr. — General von Both kam, Bekanntschaft vom Jahre 1813 aus Hamburg; er sagte mir viel Schmeichelhaftes, wunderte sich, daß ich nicht nach Stolzenfels berufen sei! Ich mußte laut auflachen, so daß der Mann ganz verlegen wurde; ich erklärte ihm dann mein Verhältniß, und er gab sich zufrieden, er hatte mich vorgerückter an Rang geglaubt. Er erzählte, gestern noch habe der König von Baiern sich gefreut, daß das Sängerfest in Würzburg ohne politische Aufregung ruhig vorübergegangen, heute aber komme die Nachricht, noch ganz zuletzt habe man die Schleswig-Holsteiner hochleben lassen, ein in der Nacht abgedrucktes Lied abgesungen und heftige Reden fallen lassen. Man kann dergleichen nicht mehr bezwingen, es ist in der Luft, die man einathmet! — Mit Tettenborn die deutschen, die preußischen Angelegenheiten besprochen. Er macht mir ernstlich Vorwürfe, daß ich von Homburg nicht auf den Johannisberg gefahren sei, der Fürst von Metternich würde begierig gewesen sein, mit mir zu sprechen, er setze großes Zutraun in meine Auffassung der Dinge und würde meine Urtheile gern gehört haben. Ueber Canitz und seine Ansichten und Einbildungen, er werde übergroße Schwierigkeiten finden. Ueber Bülow's traurigen Zustand, seine Schwäche war schon hier sehr merkbar. Metternich liebt eigentlich den General von Canitz nicht, der in Wien als ein Liberaler gilt, Bülow ist ihm weit genehmer.

Mittags Fräulein von Wrede zu Tische mit uns. Nachmittags Frau von Blomberg. — Dann kam Gräfin von *, geborne Gräfin von * aus Wien, eine Art von wilder Lore Fuchs, unruhig, eigenwillig, launisch, frank und frei, klug, sich gehen lassend, ohne Rücksicht und doch voll Aufmerken. Tettenborn meint, ich würde ihr den Hof machen, mir gefällt sie aber nicht.

Als der Regen etwas nachließ, wollt' ich doch etwas gehen und mich auf dem Kurplatz umsehen, es war aber furchtbar naß, und ich schwindelte etwas, die Erinnerungen des Bodens waren mir offenbar nicht zuträglich. — Doktor Balling, Doktor Granville. — Unvermuthet Professor Hotho aus Berlin, seit gestern hier. Lady und Miß Fitzgerald, aus vorigen Zeiten. Den Fürsten von Taxis erkannt' ich erst, als er mir seinen Namen sagte. — Bald nach Hause.

Abends bei Tettenborn's waren die Gräfin von S., Frau von Blomberg, Fürst von Taxis, Graf von Luxburg aus Paris, Herr von Könneritz, Herr von Küstner aus Berlin, Graf und Gräfin von Wimpffen, geborne von Eskeles, letztere erkannte ich nicht, sie aber sogleich mich; sie sieht ihrem Vetter Bartholdy jetzt ähnlich, hat bedeutende Züge und prächtige Augen; sie erzählte mir von Frau von Pereira ꝛc. — Ich sprach am meisten mit Luxburg, und dann mit Wimpffen, der von Triest und Venedig sehr unbefangen erzählte, auch etwas mit Küstner.

Kissingen, Sonnabend, den 9. August 1845.

Da der Boden etwas trocken geworden war, so macht' ich, nach der Begrüßung mit Tettenborn, einen Spaziergang auf dem Kurplatz und in der Nähe, nicht ganz ohne Schwindel. Ich besuchte das Bureau von Niedergesees,

einige Laden, meine vorigen Hauswirthe Karrig. — Begegnung und stückweis geführtes Gespräch mit Wimpffen's, Taxis, Gräfin von *. Letztere sieht wie ein Mädchen aus, ist aber wenigstens sechsunddreißig Jahr alt, hat sechs Kinder, ihr Mann aber — ich kannt' ihn 1810 in Paris — ist achtundsechzig Jahr, sie leben zusammen in bestem Vernehmen und reichlichen Verhältnissen auf einer Besitzung in Ischl, haben aber auch eine Wohnung in Wien; die Frau ist ihrem Manne nicht nur unverbrüchlich treu, sondern auch in Liebe zugethan, dabei jedoch so unruhig, spielerig, lebhaft und scherzhaft, kokett im Benehmen und leichtfertig in ihren Aeußerungen, daß man ganz andre Gedanken haben könnte. Ich höre, daß sie die sorgsamste, wirthschaftlichste Hausfrau ist, obwohl sie das Geld sonst nicht schont, immer kauft, schenkt, jeden Einfall ausführt. Eine ächte Wienerin von der guten Art, nicht von der schlimmen! Ein Uebermaß geselliger Albernheiten, übereinkömmlicher Scherze, deren Wiederholung den langwierigen Stunden einige Belebung geben soll und deren Inhaltlosigkeit durch Nachdrücklichkeit ausgeglichen wird. Dieses fast kindische, weichliche Tändeln und Scherzen ist in Wien fast allgemein und kann einen Fremden leicht täuschen, indem er es für Ernst nimmt, der Ernst aber steckt dahinter, und die selbstsüchtigste Aristokratie, der grausamste Stolz und die härteste Gleichgültigkeit treten daraus oft unerwartet hervor. Von dieser schlimmen Art scheint die Gräfin ziemlich frei.

Bei Tische Fräulein von Wrede und Herr von Könneritz. Nach dem Essen auf dem Balkon, mannigfache Unterhaltung. Tettenborn erzählte geschichtliche, von ihm selbst erlebte Züge, von denen ich einige aufschrieb. Die Gräfin von S. kam in prächtigem Putz, mit ihr die Ge-

neralin von Both, nachher auch der General. Dieser befragte mich eifrigst nach Bülow, und ich erfuhr, daß er in erster Ehe mit Bülow's Schwester verheirathet gewesen. Bülow's Zustand war schon hier sehr geschwächt, und man redete ihm vergebens zu, seine Weiterreise noch zu verzögern, er wollte an den Rhein, weil er, unabhängig von dem Kommen der Königin von England, bei dem Könige sein zu müssen glaubte. Er hatte sich hier unbedingt für Reichsstände, für Preßfreiheit und für die Deutschkatholischen ausgesprochen. — Tettenborn versichert mich, wenn Preußen eine freie Verfassung habe, werde in Oesterreich das Verlangen nach einer solchen ungestüm ausbrechen, Metternich wisse das recht gut, fürchte aber deßhalb doch nicht die Bewegung in Preußen so sehr, um sie hindern zu wollen, nur beunruhige ihn, daß er darin keine feste sichre Bahn und kein befriedigendes Ziel erblicke.

Um sechs Uhr ging ich auf den Kurplatz, sprach den Grafen von Wimpffen und seine Söhne, fand den Reverend Smithwick, der mich mit einem Herrn Georg Grote bekannt machte, englisches Parlamentsmitglied, mit deutscher Litteratur bekannt, noch mehr seine Frau, er hat einen Brief für mich, von wem konnt' ich lange nicht herausbringen, endlich nannte er den Namen Lewes. — Fürst von Taxis, Lady Fitzgerald. — Der Generallieutenant von Barner, aus Neiße mit seiner Familie hier, stürzte auf mich los, sagte mir die freundlichsten Sachen, nahm mich unter den Arm und ging lange mit mir, in vertraulichstem Gespräch über unsre Angelegenheiten. Ich erstaunte über die Macht der öffentlichen Stimmung; er war sehr vom König eingenommen, sonst aber unbedingt in freisinnigster Richtung, sprach ganz im Sinne der Tagesmeinungen; Verlangen nach Verfassung und Preßfreiheit, Anklagen

des Grafen von Arnim, Ueberzeugung von der Unschuld Schlöffel's, Verwerfung unsrer gerichtlichen Verfassung, Haß gegen Eichhorn, gegen die Frömmler, die Jesuiten, Spott über die grundlose Annahme, daß in Schlesien Kommunismus sei, Gefallen an der deutschkatholischen Bewegung. Ein preußischer Generallieutenant, das ist wahrlich viel! — Barner hat in Spanien unter Lord Combermere gedient (damals Stapelton Cotton), und führte, als ich nach diesem fragte, mich gleich auf ihn zu; ich erneuerte die Bekanntschaft, auch mit Lady Combermere und ihrer Tochter, die beide recht gut deutsch reden. Der Lord erzählte mir von Wynn's, dann von Ostindien, von Soult in England. Mit der Lady ging ich lange allein, und was sie sagte, und wie sie dabei aussah, gefiel mir sehr. — Auch Barner's Frau und Tochter sprach ich eine Weile und begrüßte im Vorbeigehen Herrn und Frau von Kröcher.

Sehr müde nach Hause, auch Tettenborn und Frau von Tettenborn äußerst ermüdet, niemand mochte in die Reunion. Nur Herr von Könneritz mußte die Gräfin von S. hinbegleiten. Fürst von Taxis bei Tettenborn's zum Thee, und Fräulein von Wrede. Muntre Erzählungen, auch ernste.

Kissingen, Sonntag, den 10. August 1845.

Frühmorgens wieder Regengüsse, die den Boden ganz verderben. — Geschrieben, in Schladen's „Tagebuch" gelesen. So wichtig mir das dunkle Stück preußischer Geschichte von 1806 ist, und so eifrig jede neue Angabe zur Aufhellung derselben mich erregt, so wenig erquickt mich dieses Tagebuch. Etwas Geringeres, Dürftigeres läßt sich kaum denken, und nur insofern ist es wirklich ganz im Karakter jener Zeit. Keine Ansicht, kein Ueberblick, keine

Kraft und Entschiedenheit ist da zu finden, und der Tadel, den er auf Andre wirft, trifft vor allen den Tagebüchler selbst, der bei allem Unglück immer nur Wünsche und Seufzer hat; er ist ein Diplomat von gewöhnlichstem Schlage, die erbärmlichste Sorte von Menschen. Auch sogar die thatsächlichen Nachrichten wählte und giebt er schlecht. Dies Buch zu lesen stimmt mich ganz herab, doch kann ich es nicht ungelesen lassen, und les' es sogar mit Begier.

Ein Sonnenblick verlockte mich zum Ausgehen. Karten abgegeben bei Lord und Lady Combermere. Ich sah die Engländer zur Kirche eilen; vornehm und gering, die Weiber meist im Staat und sehr eifrig, die Männer träge; verzwickte Gesichter, nur ein paar schöne. — Neben uns an wird nun auch ein protestantisches Bethaus gebaut, auf König Ludwig's Befehl. — Reverend Smithwick.

Später mit Tettenborn nochmals ausgegangen und die Gräfin von S. besucht, die unwohl ist; Wimpffen's dort, Taxis. — Doktor Diruff, ein neuer junger Arzt hier.

Nachmittags kurze Zeit auf dem Balkon, es war zu kühl. Gräfin von S. kam, nachher Frau von Both, Herr von Könneritz &c. Frau von Both erzählte von ihrem Aufenthalt in Paris, sie war ein halbes Jahr als Gast der Herzogin von Orleans in den Tuilerien; sie versichert, der Herzog sei nicht aus dem Wagen gesprungen, wie er zum Scherz wohl zwanzigmal gethan habe — es war ein ganz niedres, offnes Wägelchen ohne Seitenrand —, sondern der einzige Augenzeuge, ein Gendarm, habe bestimmt ausgesagt, in dem Augenblicke, als der Herzog aufgerichtet sich zu dem Kutscher vorgebogen, sei das eine Rad über einen großen Stein gegangen, und der heftige Stoß habe den Herzog im Bogen hinaus und auf daliegende Bausteine geschleudert. Ueber das Leben der königlichen Familie, die

Prinzen Nemours und Joinville, die Herzogin Helene ꝛc. viel Besonderes.

Beim Abendbrunnen war es sehr lebhaft, ich fand Hotho wieder, Lady Fitzgerald, Frau von Arnim, die geschiedene, den General von Barner ꝛc. Frau von Zwierlein, geborne Adelheid von Stolterfoth, hatte schon längst auf mein Hieherkommen sich gespitzt, ich begegnete ihr und schloß mich ihr eine Weile an. Sie sieht noch recht schön aus, spricht angenehm und sehr verständig. Als sie nach Fräulein von Seefried fragte, und ich antwortete, sie sei auf der Engelburg bei Passau, habe mir von dort geschrieben, ich ihr aber noch nicht wieder, leider könne ich nicht alle derartigen Pflichten erfüllen, — versetzte sie sogleich: „Sein Sie in Betreff meiner unbesorgt! Ich werde Ihnen keine Briefe schreiben, ich will Sie nur im Stillen verehren!“ Da hatt' ich's! Ich mochte nun betheuern, von ihr grade wolle ich Briefe haben, sie blieb bei ihrem Ausspruch. Ist das nicht angenehm und verständig? — Combermere's waren nicht zu sehen, Herr George Grote auch nicht.

Abends beim Thee die Fürstin Gortschakoff, Wimpffen's, Könneritz, Taxis ꝛc. Lauter zerbröckeltes Gespräch, mit kurzen Ausnahmen zwischen Tettenborn und mir, und Könneritz und mir. — Wiener Leben und Verhältnisse. Hormayr's Vertrautheit mit dem verstorbenen Altgrafen Hugo von Salm, dem Freunde Rahel's. — In Wien dachte man gleich nach der Thronbesteigung des Königs von Preußen den Grafen von Trauttmannsdorff durch einen geschicktern Gesandten — etwa den Fürsten Felix von Schwarzenberg zu ersetzen, aber der König wünschte jenen zu behalten; man würde jedoch ihn auch jetzt noch abberufen, wüßte man einen Diplomaten auszufinden, von

dem man hoffen dürfte, daß er Einfluß auf den König gewänne, aber es findet sich kein solcher!

Kissingen, Montag, den 11. August 1845.

Früh Sonnenschein, dann aber bedeckter Himmel und kalter Wind. — Zeitungen gelesen. Nebenius in Karlsruhe hat einen Schlaganfall gehabt; tiefbetrübende Nachricht! Ein tüchtiger, in Wissenschaft und Amt kaum ersetzbarer Mann. — Die Reise der Königin von England beschäftigt alle Leute über die Maßen, mich langweilt sie über die Maßen, diese zwecklose, verschwenderische Reise, die auch unsern König brandschatzt und zerstreut. — Um warm zu werden, etwas unter den Bäumen gegangen. Bello prächtig und belustigend, sein Gespiele vor zwei Jahren, der Dachshund Waldmann, kennt ihn und uns noch, Bello aber bringt es über's Herz to cut him! — Wimpffen, Both, Barner. — In „Bürger“ von Otto Müller gelesen.

Nachmittags bei Tettenborn Besuch des Kammerherrn von der Tann, des Freundes vom König von Baiern, des Autographensammlers 2c. Ganz weiß von Haaren, aber ein Wirbelwind von Heftigkeit, Ueberstürmung! Er war, wie auch Wimpffen, schon Vormittags bei mir gewesen, hatte mich aber nicht getroffen, Klagen darüber, über meine Sammlerlust, die der seinen schade, aber gleich das Versprechen schöner Geschenke, eines Blattes von Leibnitz, J. M. Schmidt des Geschichtschreibers, Sailer's 2c. Er reist alsbald wieder ab. — Besuch der allerliebsten Bübchen der Fürstin Gortschakoff; besonders der jüngere, Konstantin, kaum drei Jahr alt, ist von zartester Lieblichkeit. — Besuch der Gräfin von Hompesch, der Lady Leveson,

der Fräulein von Schell. Erst als sie weg waren, erfuhr ich, daß die Lady Leveson die ehmalige Lady Acton ist, die ich 1839 in Wiesbaden kennen gelernt, die Freundin der Wynn's, die Tochter des Herzogs von Dalberg, welche so heftig katholisch war und dann plötzlich einen Protestanten heirathete. — Herr Grote hatte mich besuchen wollen, Lord Combermere, Smithwick.

Um fünf Uhr ging ich spaziren, aber es war sehr kühl; ich suchte die bedeckten Gänge hinter dem Ballsaale, wo es wärmer war, und ganz einsam, ich hatte mancherlei Gedanken über die vergangne Zeit, die jetzige kam mir in Bezug auf mich wie ein Nachtrag vor, der auch sein Gutes hat, für sich allein aber nicht bestehen könnte. — Gespräch mit Lady Combermere, die mir jedesmal ungemein gefällt. — Begegnung mit Wimpffen's, die Gräfin hat eine Bitte an mich, die mich unausgesprochen etwas beunruhigt, bis ich vernehme, daß es nur eine Einschreibung in ihr Album ist! Das Lebensgeschick dieser Frau, das ich aus frühster Zeit begleiten kann, ist mir ein unerschöpflicher Stoff der Betrachtung, des Nachdenkens, — der bloße Anblick spannt meine Vorstellungen, und ich kann nicht über ihn wegkommen, ich muß ihn wie ein geschichtliches Gemählde lange studiren. — Combermere's nochmals, Tettenborn's, Both's, Fitzgerald's, Hotho, Barner, Herr und Frau von Zwierlein; mit letzterer ging und saß ich lange, Einladung, in den Rheingau bei ihr zu wohnen 2c., angenehmer Verstand mit höherem Anschwunge, bescheidene Gutmüthigkeit und Klugheit, unbefangene Anerkennung Heine's. — Der Staatsrath von Reisig aus St. Petersburg stellt sich mir vor und bringt mir Grüße von Oliva, den er vor drei Wochen in Reval verlassen.

Wir sollten den Abend bei der Gräfin von S. sein,

die zu unwohl war um auszugehen, der Arzt Doktor Diruff wollte aber, daß sie keine Gesellschaft sähe. Tettenborn's empfingen daher bei sich wie sonst. Die Landgräfin von Hessen-Rothenburg kam, die Fürstin von Salm, geborne Salm, eine unverheirathete Prinzessin von Salm, die Familie Wimpffen, Graf von Putbus mit seinem Hündchen, Graf von Lynar, Baron von Könneritz, zuletzt Herr von Küstner. Mit der Prinzessin von Salm hatte ich kleinen Verkehr, die Landgräfin war mir merkwürdig. Unterhaltendes und sachreiches Gespräch mit dem einen Sohne des Grafen von Wimpffen — er studirt und dichtet —, über Triest, Venedig, österreichische Lehranstalten ꝛc. Der jüngere nahm bald Theil; beide sind ernste, auf Höheres gerichtete junge Leute, in denen das von der Mutter Ueberkommene stark vorherrscht. Seltsam, daß man in Oesterreich bedacht ist, einige Einrichtungen bei den Universitäten abzuschaffen, die „der elende" Eichhorn bei uns in Preußen einführen will! zum Beispiel die kindischen Examen, die vorgeschriebenen Lehrbücher. Das fehlte noch!

Was an solchem Abend alles vorkommt, aus der großen Welt, aus allen Städten und Ländern, welche Verhältnisse und Geschichten, das wäre kaum möglich aufzuschreiben! Aber alles ist Thatsächliches, Wirkliches, die Gedanken muß man dazu mitbringen und dabei doch nur für sich behalten. — Nach zehn Uhr ging ich schlafen.

Kissingen, Dienstag, den 12. August 1845.

Nach frühem Sonnenschein gleich wieder trüb' und regnicht. Geschrieben, gelesen. Auf die Post gegangen, und dann zu Herrn George Grote, wo ich eine gute Stunde blieb. Ein ernster, unterrichteter, freisinniger Engländer,

weltkundig, billig. Griechische Klassiker in Tauchnitz'schen Ausgaben lagen auf dem Tische, daneben auch deutsche Bücher. Er fragte viel über preußische Verhältnisse, wußte schon, daß Savigny „ein Ochs" — nach Bettina —, Eichhorn „der elende" — nach Humboldt — ist, verglich die preußischen Sachen mit den englischen, fand diese nicht zur Nachahmung geeignet, besonders da sich England selbst von vielen kirchlichen und aristokratischen Fesseln zu befreien wünscht, und sehr zu vermuthen ist, daß man grade diese nachzuahmen im Sinne habe. Schlechte Meinung von Bunsen, als von einem, der mit den Liebhabereien des Königs spielt, sie nährt und sie zum Ernste treibt.

Die Gräfin von S. besucht, die unwohl ist und von Erkältung leidet; sie sieht in der That ganz blaß aus, und Doktor Diruff will nicht, daß sie an die Luft gehe. — Mit Tettenborn's von dort mit einigen Umwegen nach Hause und dann zu Tische.

Nachmittags geschlafen, dann gelesen; Regengüsse; dann ausgegangen, im Ballsaale hatte eben die Musik aufgehört, zu der eine große Gesellschaft sich versammelt hatte. Reverend Smithwick stellte mich der Mrs. Grote vor, einer großen, ernstfreundlichen, kränklichen Frau, die sich sogleich jedes Gesprächs fähig zeigte. Lady Fitzgerald, Lord und Lady Combermere, Fürstin Tschernitscheff — mit Lady Combermere hätte ich gern ausführlich gesprochen, aber der Lord wollte militairische Fragen erörtern und ich mußte mich ihm zuwenden. — Man ging zum Brunnen, aber der Boden war naß, die Luft feucht. Ich ging lange mit Herrn und Mrs. Grote, auch mit letzterer allein, sie priesen das Talent von Gentz, stimmten in mein Lob der Memoiren Malmesbury's eifrig ein, Mrs. Grote wollte vorzüglich von Rahel hören, mit schon guter Vorkenntniß und

reinstem Eifer. Vielerlei über Geschichtschreibung kam zur Sprache, und man verlangte — nicht aus Schmeichelei —, ich solle die ganze neuere Geschichte bearbeiten! — Mrs. Grote ist mit der verstorbenen Mrs. Wynn verwandt, sie kennt Mrs. Austin und schätzt sehr Herrn Austin; Milnes ist ein naher Freund; so hängt die Welt überall zusammen!

Frau von Zwierlein nahm Abschied von mir; nochmals herzliche Einladungen, auch von dem Manne, im Rheingau bei ihnen zu wohnen.

Aus dem Schatten der nassen Bäume ruft mich eine Stimme an, es ist die des Geheimenraths Eichhorn Exzellenz, des rheinischen Eichhorn. Ganz angenehmes Wiedersehen, das in Berlin, wo wir es leichter haben könnten, nie Statt findet. Ich muß ihm Hotho'n vorstellen. — General von Both, Wimpffen's, Doktor Balling ꝛc.

Zum Thee bei der kranken Gräfin, mit Tettenborn's, Wimpffen's, Herrn von Könneritz. Alles sehr elegant und reich, sie hat eine ganze Kiste voll Silber mitgebracht; gute Bedienung; vortrefflicher Kaffee; Kuchen eigends gebacken von ihrem Koch. Ungeachtet ihres Unwohlseins macht sie die verbindlichste Wirthin, ist heiter, freundlich gegen Alle, scherzhaft. — Mit dem sächsischen Gesandten, Herrn von Könneritz, hab' ich ein großes Gespräch über Konstitution; er meint, Canitz werde sich wundern, Reichsstände ohne Bewilligungsrecht der Steuern seien in unsrer Zeit ein Unsinn, sie würden Uebergriffe thun und niemand sie hindern können, man denke sich das alles falsch, als ob es noch gar keine Erfahrung in diesen Dingen gäbe. — Ueber Bülow keine Nachricht. Man nimmt großen Antheil an ihm.

Kissingen, Mittwoch, den 13. August 1845.

Bei Tettenborn mit General von Both. Er hat Nachrichten vom Grafen von Dönhoff über Bülow, deßgleichen Frau von Tettenborn durch Frau von Blomberg, übereinstimmend schlechte, man verheimlicht einen neuen Zufall, Schlagfluß oder gar Ausbruch von Wahnsinn, man bringt ihn nach Burgörner, dem Gut der Frau von Hedemann bei Erfurt. Canitz reist nun nach Stolzenfels. Niemand wird bei Bülow zugelassen, auch Frau von Bülow sieht niemanden. Ein jammervoller Zustand!

Als es ein wenig aufgetrocknet war, ging ich unter die Bäume, sprach den rheinischen Eichhorn, Wimpffen's, Lord Combermere 2c. Ging dann mit Tettenborn zur Gräfin von S. — Die Prinzessin von Salm, Fräulein von Wrede. — Frau von Both.

Die Gräfin von S. mit uns zu Tische, doch sichtbar unwohl; sie fürchtet Halsschwindsucht, bei welchem Namen ich erschrecke! — Nach dem Essen Ausschneiderei, Flechterei, man weiß beides zu schätzen. — Ich ging schlafen und las nachher in „Bürger" von Otto Müller.

Abends beim Brunnen unangenehm durch Feuchtigkeit und Wind. — Oberst Fitzgerald erzählt mir seinen in London gehabten Schlaganfall. Frau von Lauer, geborne Fränkel, redet mich an, wir sprechen von Homburg, Berlin 2c. — Herr und Mrs. Grote, sie machen mich mit Lord Leveson bekannt, ich sag' ihm, wie es mir mit Lady Leveson ergangen, er soll mich vorläufig entschuldigen; sie hat mich gleich erkannt und sich nichts merken lassen. — Mit Grote's lange auf und ab gegangen, unter gehaltvollem, mir durchaus zusagendem Gespräch, gute Meinung von Friedrich dem Großen, Verdienstlichkeit der Arbeiten von Preuß; über Wilhelm und Alexander von Humboldt,

das Werk über die Kawi-Sprache, den „Kosmos", über neuere Dichter, über Schelling's Stand in der Philosophie, Verhältniß zu den Frömmlern; daß Bunsen ihn nach Berlin gebracht, wird für ein schlimmes Zeichen erklärt.

Mit Hotho, Eichhorn und Geheimerath Doktor Wolff aus Berlin. — Professor Laspeyres aus Halle kam eben an.

Abends zum Thee bei Tettenborn's, außer Fräulein von Wrede, eine kokette Deutschrussin, alle Wimpffen's, Graf von Lynar, Herr von Könneritz, Lord Leveson ꝛc. Mit Lord Leveson viel gesprochen; er ist der Sohn des Grafen von Granville, englischen Gesandten zu Paris; er sieht überaus jugendlich aus, lustig und blasirt. Er erzählte mir Scherze von Sydney Smith dem Witzbold, von Milnes, dessen Ungezwungenheit ꝛc. — Mit Gräfin von Wimpffen über eine Stunde gesprochen; sie reist mit den beiden jüngsten Kindern nach Holland, Belgien und Frankreich, sie hat ihr Album für mich mitgebracht, es stehen hübsche Sachen darin, von Gans, Humboldt, Zedlitz, Niembsch von Strehlenau, Hammer, Pyrker, Grillparzer, — aber auch die Namen Regina Frohberg, Saphir, Braunthal finden sich! In einem musikalischen Album hat sie Blätter von Mozart, Haydn, Salieri, Rossini ꝛc. — Ein drittes Album mit Zeichnungen — sehr kostbaren, preiswerthen, von ersten Künstlern — überließ ich den Andern zum Besehen.

Unter den vielen Erzählungen, die jeden Tag aus großer und kleiner Welt vorkommen, war mir heute merkwürdig, daß General von Both uns vertraute, der Kaiser von Rußland habe schon vor ein paar Jahren zu ihm gesagt: „Je suis persuadé que je mourrai d'une mort spontanée!" — Wie gleichgültig diese Welt hier gegen

die Schweizervorfälle ist, übersteigt allen Begriff! Ob Leu ermordet worden oder nicht, man erwähnt es kaum.

Kissingen, Donnerstag, den 14. August 1845.

Regnicht und kalt, alle rheumatischen Uebel wachen auf, es ist ein wahres Leiden! — In das Stammbuch der Gräfin von Wimpffen einige Zeilen eingeschrieben; nach Paris an Heine geschrieben. — In Lermontoff gelesen. — Tettenborn.

Bei noch nassem Boden ausgegangen, das Stammbuch bei Wimpffen's abgegeben. — Oberst Fitzgerald; Musik im Ballsaal, eine Straßburgerin singt große italiänische Sachen, von vielen Zuhörern umgeben. — Besuch bei Gräfin von *; Graf von Schönborn bei ihr, der vom Lande hereingekommen, die Leveson's zu besuchen. Ich bleibe noch lange mit ihr allein, in Gesprächen ernster und angenehmer Art; das bedenkliche Thema vom Alter wird abgehandelt, von Ungleichheit desselben, wiefern das Glück an die Jugend geknüpft sei; sie vertheidigt mittelbar ihr eheliches Verhältniß, und daß ihr Mann so viel älter sei als sie, — er ist achtundsechzig, sie einige dreißig. — Bei Steigerwald neue Glaswaaren angesehen. Andre Kaufläden besucht.

Mittags mit Fräulein von Wrede die Zeichnungen im Album der Gräfin von Wimpffen durchgesehen. Unter der Erwartung. — Selbst beim Essen leiden wir Alle von der Kälte, immer auf's neue kleine Regen, die den Boden und die Luft durchfeuchten. — Gegen sechs Uhr dennoch auf den Kurplatz, weil nur Bewegung helfen zu können schien. Man ging in dem Säulengange. — Wimpffen's; die Gräfin voll zärtlicher Dankbarkeit; Herr und Frau von Both; Lord und Lady Leveson, mit welcher letztern ich

endlich zu Erklärungen komme. — Sie ist ein rechtes Weltkind, seit Jahren bald hier, bald dort; sie gehört allen Ländern an, ihr Vater ein französirter Deutscher, ihre Mutter eine Piemonteserin, ihre beiden Männer Engländer; überall hat sie Verwandte, in München, Wien, Turin, Paris, London. — Lange Zeit ging ich mit Grote's auf und ab, Mrs. Grote war „hungry" nach Mittheilungen von Rahel, ich verwies sie auf das Buch, obschon auch dieses nur ein unvollkommenes Bild von ihr gäbe; ein gutes Wort preßte mir die Verlegenheit ab, ich sagte: „Alles Hervorheben des Ausgezeichneten in Rahel giebt schon deßhalb ein falsches Bild, weil bei ihr grade das bezeichnend war, daß alle ihre Auszeichnung eigentlich unausgezeichnet erschien." Wir sprachen über Wilhelm von Humboldt, dann über Strauß, dessen Bücher Herr Grote gelesen hat und ungemein schätzt, sie sind ganz nach seinem Sinne; merkwürdig für einen Engländer! — Ich mache Herrn Grote mit Hotho bekannt. — Professor Roß, der dreizehn Jahr in Athen war und jetzt nach Halle geht, redet mich an und wir gehen eine Weile zusammen. — Gräfin von S. — Herr Matthießen aus St. Petersburg, den ich schon in Berlin gekannt, Neveroff's Freund und Granoffskii's; letzterer in Moskau glücklich verheirathet.

Abends beim Thee Gräfin von S., Fräulein von Wrede, später Herr von Könneritz. Muntre Gespräche, besonders mit der Gräfin.

Kissingen, Freitag, den 15. August 1845.

Unverändert kalt und regnicht, man möchte das Bett gar nicht verlassen und ist immer schläfrig. — So schlimm wie heute war es noch nicht, morgens nur acht Grad Wärme, den ganzen Tag Regengüsse, alles schwimmt in Nässe.

Ich wollte zu Grote gehen, der Regen zwang mich umzukehren, dann, auf dem Hin- und Herwege vom Staatsrath Reissig, doch durchnäßt. Ich brachte diesem meinen offnen Brief an Oliva. — Bei der Gräfin von S. fand ich Tettenborn, wir waren munter, die Gräfin erzählte mir von ihrer Jugend, ihrem Unterricht; ihre Tante, die Landgräfin von Fürstenberg, verlangte von ihr, daß sie von jedem Menschen, den sie sah, den ersten Eindruck zu Papier bringen mußte, die gute und die böse Seite; das war eine gute Uebung, schärfte Aufmerksamkeit und Urtheil, und die Vergleichung des ersten Eindrucks mit späterer Einsicht war nicht nur belehrend, sondern auch vergnüglich. — Wir besuchten auch Fräulein von Wrede, die unwohl war, aber doch zu Tische kam. Gräfin von Wimpffen dort. — Reverend Smithwick ermahnt mich, für mein sichtbares Besserbefinden doch nur ja Gott recht dankbar zu sein; ich beruhige ihn, dieses Gefühl sei beständig bei mir wach und rege; der Mann nimmt diese Sache, als gälte es, täglich seinen Groschen abzutragen, und als dürfe man die Schuld nicht in Einer Zahlung abthun, er will tägliches Gebet. Er meint es aber in seiner Beschränktheit äußerst gut.

Beim Mittagessen lauter Klagen und Unlust wegen des Wetters. Das Papierflechten war nachher äußerst willkommen, Frau von Tettenborn hat es schnell erlernt, die Gräfin von S. will es in Ischl als Winterzeitvertreib einführen. — General von Both und Frau nahmen Abschied. — Der Regen war so stark und anhaltend, daß an Ausgehen gar nicht mehr zu denken war. Die Gräfin konnte nicht nach Hause, blieb gleich zum Abend. — Ich schrieb einige Zeilen an Herrn Grote.

Der Thee kam früher als sonst. Außer der Gräfin von S. waren noch Herr von Könneritz, Graf von Wimpffen und der ältere Sohn, dann Herr von Küstner zugegen. Später kam Lord Leveson. In diesem hab' ich mich gröblich geirrt; er unterhielt den ganzen Abend mit Tettenborn und dann auch mit mir ein ernstes, gehaltvolles Gespräch über Staats- und Kriegssachen, wußte vieles, fragte sehr gescheidt und bewies lebhafte und verständige Theilnahme. Auch hörte ich, daß er in dem Ministerium Palmerston's eine ganze Zeit Unterstaatssekretair gewesen. Lady Fullerton, Verfasserin des puseyitischen Romans, ist seine Schwester und eben jetzt wieder mit einem Werke beschäftigt; Lord Egerton (früher Sir Francis Leveson Gower), der Uebersetzer des „Faust", ist sein leiblicher Vetter. — Er ist ungemein höflich und zuvorkommend.

Noch muß ich anmerken, daß der schlesische Minister Schlabrendorf der Urgroßvater der Gräfin von S. war, der pariser Schlabrendorf aber der Bruder ihres Großvaters. — Frau Josephine von Münck, die in Rahel's Briefen aus Wien öfters vorkommt, ist schon lange todt, artige Gedichte von ihr sind unter dem Namen Sephine gedruckt worden. Ueber die Walhalla wurde viel gesprochen, die Treppe von der Donau herauf erlitt allgemeinen Tadel, nur Küstner wollte sie loben. Nachrichten von Stolzenfels hatte Graf von Redern ihm geschrieben. Wenn dort das Wetter nicht besser ist, so werden die Lustbarkeiten schlecht ausfallen! Die Königin wollte nur drei Tage — statt vier — dort bleiben, morgen soll sie in Würzburg übernachten.

Kissingen, Sonnabend, den 16. August 1845.

Das Wetter ist wo möglich ärger noch als gestern, zwischen dem Regen stürmt ein rauher Wind. Alles sieht und fühlt sich wie im unangenehmsten Herbst. Man friert grausamlich.

Beim Mittagessen war Herr von Könneritz. Leveson's sind nach Würzburg gefahren und gehen von da weiter. Bald nach Tische kam die Gräfin von S. und wir plauderten uns bis gegen fünf Uhr hinan, unter ernsten Mittheilungen, Scherz und Lachen, Flechten und Ausschneiden, während draußen der Regen stürmte. — Um fünf Uhr, da es unmöglich war auszugehen, zog ich mich auf meine Stube zurück, nur um allein zu sein, da klopft' es gleich an meine Thüre, und herein tritt der Reverend Smithwick, diesmal sehr unwillkommen, aber ich ließ es ihn nicht merken. Er hielt mir eine Predigt über Tod und Ewigkeit, sprach von ewigem Heil und ewiger Verdammniß, die über der Sterbestunde schwebten, und daß man je älter je näher dem Tode sei. Das Letztere läugnete ich und fand in den Beispielen von später Bekehrung und Vorbereitung zum Tode, die er von namhaften Weltkindern erzählte, nur Beispiele von Schwäche und Feigheit. Als er meinen lieben Voltaire schmähen wollte, wurd' ich etwas böse und sagte ihm, meiner Ueberzeugung nach seien Christus und Voltaire die besten Freunde. Doch lenkt' ich wieder ein, um den guten Mann nicht zu sehr zu ärgern, obschon die pfäffische Anmaßlichkeit, mir Gewissen und Urtheil stimmen zu wollen, einige Strafe wohl verdient hätte. Der Regen hielt den Mann bei mir fest, ich litt sehr an dem erzwungnen Gespräch, sah es aber endlich als eine englische Sprachstunde an und dauerte aus, so gut ich konnte.

Um sieben Uhr wieder zu Tettenborn's, wo Könneritz, die Gräfin von S., die ganze Familie Wimpffen, der Graf von Lynar. — Mit Könneritz und Wimpffen neue Staatsverhältnisse besprochen, die Religionsunruhen — in Leipzig und Halberstadt gewaltsame Auftritte —, das Adelswesen, die Ranganspruche, die Hoheit, Durchlaucht und Erlaucht, die Freiherrnschaft! Merkwürdig war mir die Aeußerung, daß die Ahnenprobe der Kammerherren, die noch in Dresden und Wien besteht, bald abgeschafft werden müsse, denn in Sachsen könne sie bald niemand mehr leisten, und die Kammerherren würden aufhören müssen; in Oesterreich aber sei der Mißstand auffallend, daß nun schon mehrere Fürsten sie nicht machen können, der junge Fürst Richard von Metternich, der junge Fürst Esterhazy, sogar, wenn ich mich recht erinnere, ein junger Fürst von Liechtenstein nicht. Solche Einrichtungen sterben wirklich natürlichen Todes, aus Erlöschen der Lebenskraft, man braucht sie nicht abzuschlachten!

Kissingen, Sonntag, den 17. August 1845.

Herbstlich kalt, ein paar Sonnenblicke früh, doch der kalte Wind führt gleich wieder schwere Wolken herbei und der ganze Himmel ist trüb' umzogen.

Besuch bei Fräulein von Wrede, die noch unwohl ist, Frau von Tettenborn und Gräfin Gudowitsch. Von hier auf's neue auf den Kurplatz und in das Lesekabinet. Nachrichten über die Vorfälle in Dresden, Herr von Küstner theilt einen Brief mit, der sehr genaue Umstände giebt und sehr gegen den Prinzen Johann von Sachsen spricht. Die Erbitterung scheint groß, und keine solche, die schnell vorübergeht oder örtlich beschränkt bleibt. Herrn von Kön=

neritz ist sehr übel bei diesen Sachen zu Muth; er möchte gern die Schärfe gutheißen, obwohl er zugiebt, daß sie hauptsächlich die Unschuldigen getroffen habe.

Fräulein von Wrede wieder mit bei Tisch. — Nach dem Essen kam die Gräfin von S. in schönstem, geschmackvollstem Anzuge. Es war vom Paradies die Rede, „dort hätten Sie das schöne Kleid nicht an!" — Herr von Könneritz, Frau von Bartholomei &c.

Ich wurde gerufen, Herr Grote war zum Besuche bei mir. — Er ist ein gründlicher Gelehrter und in allen Stücken wohldenkend. Er hat „Hans von Held" gelesen und fragt gescheidt nach den heutigen Zuständen Preußens, die ihm sehr bedenklich scheinen. „Der König hat den ganzen Staat aufgewühlt, das ganze Volk unruhig gemacht, der ist ein Agitator, gegen den kein andrer aufkommt, O'Connell selbst muß ihm nachstehen."

Nach fünf Uhr, bei etwas Sonnenschein, mit Tettenborn's, mit Gräfin von S., Fräulein von Wrede, Graf von Wimpffen unter den Bäumen. Um die Sonne besser zu genießen, geh' ich allein eine Strecke zur Lindles-Mühle hin und habe zwischen Feldern und Wiesen gleich ganz andre Gedankenfolge. Zurückgekehrt, find' ich Herrn Grote, den ich aber Herrn Professor Hotho überlasse, und gehe lange mit Mrs. Grote, die mit großem Verstand und vieler Herzenswärme spricht; sie scheint mit den ersten Männern Englands in Verkehr gestanden zu haben; von Herrn Grote, sagte sie mir, werden jetzt eben zwei Bände einer Geschichte von Griechenland gedruckt, Niebuhr schätzte ihn und Böckh schreibt ihm.

Freiherr von Hallberg, der Eremit von Gauting, ein elender Possentreiber für den vornehmen Pöbel. — Frau von Lauer redet mich an und ich gehe eine Weile mit ihr.

Staatsrath von Reissig. — Frau von Bartholomei im Rollstuhl und in Pelz eingehüllt. Es bleibt kalt, ungeachtet der Sonne.

Abends zum Thee die Gräfin von S., die Familie Wimpffen, Graf von Lynar, Herr von Küstner, Herr von Könneritz, Frau von Bartholomei, Fürstin Tschernüschoff (geb. Sotoff) und Tochter rc. Die Gräfin von W. weiß noch recht gut, daß sie als Kind in mich verliebt war und darüber geneckt wurde; aber auch späterhin, als ich in meinen „Denkwürdigkeiten" gesagt, sie habe als Kind sich mir angeschmiegt, ist sie darüber sehr geneckt worden. Ich glaubte, das alles wäre bei ihr längst vergessen. Eine sonderbare Frau; sie hat Gesichtszüge wie eine Heldin, und ist übermäßig weich; jetzt weint sie, weil der Mann nicht auf ihre Bitten länger bleiben will —, sein Urlaub ist schon lange abgelaufen, und doch will sie allein nach den Niederlanden und Paris reisen.

Man sprach davon, daß wir am Mittwoch Alle fortreisen, die Gräfin von Wimpffen dann sehr allein bleiben wird; es wurde sehr beklagt. „Ich könnte allenfalls noch bleiben." — Ja? Nun so thun Sie's doch! — „Ich muß vorher wissen, was man für mich thun will." — Für Sie thun? O alles! — „Dann bleib' ich." — Tausend Scherze mit der Gräfin, die man, ohne Wien und Wiener Leben und Art zu kennen, gar nicht verstehen kann.

Kissingen, Montag, den 18. August 1845.

Bedeckter Himmel, doch zerreißen die Wolken bald und die Sonne bricht hervor. — Im Bette gefrühstückt um halb sieben Uhr, aber gleich nachher aufgestanden und geschrieben. — Um neun Uhr bei Tettenborn, dann unter die

Arkaden zur Gräfin von S., die mich noch zum zweiten Kaffee besonders geladen hatte. Graf von Wimpffen und seine Söhne, Graf von Lynar und ein Herr von Bredow schlossen sich an. Alles gut und angenehm, es wurde einiges gesprochen, man freute sich der Sonne, die doch bald zu heiß brannte. Nach einigem Schlendern auf dem Kurplatze — Bello hatte schon durch seine Sprünge Ehre eingelegt — wurde ein Spazirgang zur Lindles-Mühle gemacht. Man erörterte und genoß die kleinen Vorzüge der Gegend, alles sah frisch und heiter aus. Die Gräfin erzählte natürlich von ihren Gegenden bei Ischl und machte mit lebhafter, doch bequemer Rede die anziehendste Schilderung der dortigen Schönheiten, beschrieb Spazirgänge, die Herrlichkeit der Vegetation, des Himmels, die nach der Verschiedenheit der Jahreszeit wechselnden Eindrücke. Sie liebt das Landleben und findet es auch im Winter schön. Sie hört die Lawinen an ihrem Schreibtisch! Sie schildert mir ihr durch Haushaltung, durch die Sorge für den Mann und sechs Kinder genugsam beschäftigtes Leben, sie wünscht kein anderes. — Wir kamen nach zehn Uhr zurück und trennten uns, um jeder seine Briefe zu schreiben. Der Spazirgang, lang entbehrt, that uns Allen wohl.

Mittags mit Tettenborn's, Wimpffen's, Könneritz und der Gräfin von S. unter den Bäumen, geschlendert, geplaudert, — mir alles zu viel Müssiggang. Manche gute Bemerkung und Angabe fällt doch ab; ich zeichne mir folgende auf: Gentz kam eines Tages zu Tettenborn und fragte ihn vertraulich, ob es denn wahr sei, daß man ihn eines unnatürlichen Geschmacks beschuldige? Und als jener versetzte, gesagt werde es allerdings, so brach Gentz in Thränen aus und rief: „Sie wissen aber doch gewiß,

wie fern ich von solchem Abwege, wie sehr ich auf dem rechten Wege bin!"

Nach dem Essen mit Frau von Tettenborn und Fräulein von Wrede das musikalische Album der Gräfin Wimpffen durchgesehen. Ich hätte die Blätter von Mozart, Haydn, Paganini und einigen Andern gern herausgeschnitten. Die Damen wollten es nicht erlauben.

Besuch von Herrn Grote, er lud mich zu einem Spazirgang ein; ich mußt' es ablehnen, weil ich versprochen hatte mit unsrer Gesellschaft zur Saline zu gehen. Als ich dazu auf dem Kurplatz mich einstellte, waren die Damen andern Sinnes geworden, und man ging und saß, trat in Läden, ging wieder. Ich wurde dessen überdrüssig und ging für mich allein umher, meinen Gedanken nachhängend, die ziemlich schwermüthig waren. Nachher entdeckte sich's, daß Wimpffen's, Lynar und Andre, die nach Trimberg hatten fahren wollen, dies aufgegeben hatten, und in der Hoffnung, uns dort zu finden, nach der Saline gegangen waren. Alles schlug heute fehl.

Als ich wieder zu meinen Leuten kam, rief mir Tettenborn sogleich die „Hiobspost" entgegen, daß er, anstatt am 20., erst am 26. abreisen werde, und hoffe, ich werde nun auch nicht eher abreisen wollen. Unter den waltenden Umständen konnt' ich nur zusagen; aber die Sache selbst verursacht mir große Störung. Ich muß wieder meine Ordnung und Beschäftigung zu Hause haben, ich entbehre zu viel!

Grote's und Smithwick freuen sich meines längern Bleibens. Mrs. Grote ist eine ausgezeichnete Frau, von großem Verstand und Sinn, und wie den tiefen Ernst versteht sie auch leichten Scherz. Ich erzählte ihr, in Smithwick's Gegenwart, wie derselbe mich neulich habe auf den

Tod vorbereiten wollen, und einen anders Gestimmten, als ich grade war, dadurch hätte zum Tod erschrecken können. Daß ich behauptete, an Bello's Seelenheil nicht zu zweifeln, war mehr als spaßhaft.

Tettenborn erzählte mir lachend, als er mit Herrn von Könneritz Arm in Arm gegangen, sei derselbe für mich angesehen worden; ein Vorübergehender habe zu seinen Gefährten hastig gesagt: „Der da mit dem General Tettenborn geht, das ist der berühmte Varnhagen!" worauf Alle auf Könneritz gesehen! Der Spaß war für die Gesellschaft eine große Ergötzlichkeit. — Wie erbärmlich war dem berühmten V. grade zu Muth! Er hatte vergangnes Glück, vergangnen Lebensreiz überdacht und sehnte sich nach neuen Belehrungen, großen Aufschlüssen, wie er in lehrreichen Jugendjahren sie so reich empfangen.

Abends zu Graf und Gräfin Gudowitsch, wo große Gesellschaft. Die Wirthe sehr zuvorkommend, auch ihre Tochter, Schwiegertochter des Generals Dochtoroff. Fürstin Tschernüschoff und Tochter, Fürstin Kallimachi aus der Moldau, eine glänzende Schönheit, Herr Strukoff, ein eleganter russischer Offizier, der französische Konsul aus Stettin ꝛc. Bücher lagen umher; der Graf prüfte mich gleich im Russischen, voll Verwunderung, er meinte, ich sei der einzige Deutsche ꝛc. Er fragte mich „indiskret", wie er selbst es nannte, ob die Russen bei uns wirklich so verhaßt wären? Ich antwortete gelassen: Allerdings! — „Aber warum?" — Weil uns von ihnen nur schlechte, despotische Einrichtungen kommen. — „Ein Oberst, der hier war und den ich das Gleiche fragte, meinte, nur einige erhitzte liberale Köpfe seien es, die wider uns eiferten! Tettenborn! Wie hieß doch der Oberst, der hier war aus Preußen? Heister! Richtig, so hieß er. Aber

ich seh' wohl, der war nicht aufrichtig, und Sie sagen die Wahrheit!" — Gegen zehn Uhr gingen wir nach Hause, im schönsten, kältesten Vollmondschein!

Kissingen, Dienstag, den 19. August 1845.

Eine fast schlaflos hingebrachte Nacht, Gedanken und Träume gleich peinlich. — Der Himmel sehr umzogen. Ich lehne die Einladung zum Kaffee auf der Oelmühle, wo die Damen uns bewirthen wollen, standhaft ab und bleibe bis neun Uhr im Bette, doch ohne den versäumten Schlaf einbringen zu können. — Noch sind Alle dort beisammen, da rauscht plötzlich strömender Regen vom Himmel, und es hat ganz den Anschein, als sei es mit dem bessern Wetter schon wieder vorbei. — Das wird eine traurige Woche werden.

Bis zum Mittagessen auf meinem Zimmer geblieben, dann mit Tettenborn's, Fräulein von Wrede und Herrn von Könneritz gegessen. Große Unterredung über Deutschlands politischen Zustand, die Stellung des Fürsten von Metternich dabei, dessen Ansichten und Erwartungen. Er hat schon einmal gesagt, er könne die Verantwortung, dem Könige von Preußen Rath zu ertheilen, nicht auf sich nehmen, er wisse aber auch keinen, und erkläre sich für den Augenblick bankerott, er könne nur den weitern Entwicklungen aufmerksam zusehn und die Gelegenheiten, wo mit Erfolg einzugreifen sei, abwarten. Er hat sich schon oft in diese Zuschauerrolle zurückgezogen. Den Anträgen auf Preßfreiheit, denen man am Bundestag entgegensieht, wird er nie für Oesterreich beistimmen; dem Könige von Preußen jedoch, meint man, sei weniger am Erfolge gelegen als am Vorschlage, und das dürfte wohl richtig sein.

Metternich hatte Vertrauen zu Canitz, aber zu Radowitz würde er es nicht haben, vielleicht zu Liebermann; übrigens ist sein Grundsatz, einen vorgeschlagenen Gesandten nie bestimmt abzulehnen, wohl aber ihn, wenn er ihm nicht gefällt, gänzlich bei Seite stehen zu lassen und alle wichtigen Geschäfte an dessen Hofe selbst durch den österreichischen Gesandten zu betreiben. Wichtigkeit des Wiener Hofes in diplomatischer Beziehung, Schwierigkeit der Stellung eines Gesandten dort, dem nichts mehr schadet als zu eifrige Thätigkeit. Ueber Radowitz viel Ungünstiges, von Wien und von München her, an beiden Orten wollte er imponiren und ist durchgefallen. Ueber Bunsen auch viel Ungünstiges, man wisse recht gut, daß er den König zu Phantastereien zu verleiten suche. Canitz wurde gelobt. — Ob ich den Fürsten nicht auf dem Johannisberg besuchen wolle? Es kann weder mir nützen, noch der Sache!

Den Damen gefällt es, in's Theater zu gehen; Tettenborn und Könneritz wollen die Spielbank besuchen. Ich gehe auf mein Zimmer. Die Luft ist plötzlich ganz warm geworden, aber furchtbar strömt der Regen vom Himmel. — Einschläferndes Wetter. Trostlos!

Nach sechs Uhr bei wahrer Scirocco-Luft unter die Arkaden gegangen. Frau von Lauer gesprochen, Wimpffen's, Eichhorn, Professor Roß, Staatsrath von Reissig, Herr von Hohenhausen. — Frau von Rommel aus Kassel, die mir Grüße von ihrem Manne bringt und sein Bedauern, nicht mit hier zu sein; Reverend Smithwick unterrichtete mich auf's neue wegen des Erlösungswerkes. — Ich setzte mich auf eine Bank mit Herrn Matthießen, der mir erzählte, mein junger Freund Skatschkoff, der in Berlin den Buchhandel studirte, habe dieses Fach verlassen, weil dabei in Rußland

zu viele Schwierigkeiten vorkämen, und sei jetzt in Archangel als Lehrer bei der Handelsschule angestellt; über Bakunin und sein Geschick.

Unerwartet zeigt sich der wunderbarste Lichthimmel, die Sonne uns durch eine ungeheure durchscheinende goldglänzende Wolke entzogen, aber zauberisch fällt ihr Glanz auf die Ruinen der Bodenlaube und der nächsten Bergabhänge, während zugleich ein Regenbogen in hellen Farben prangt. Hunderte von Menschen standen am Brunnen still und staunten das herrliche Schauspiel an, dessen duftige Schimmer und schwebende Farbenzüge — von eilendem Gewölke hingetragen — gewiß alles übertrafen, was am Rhein in den letzten Tagen mit bengalischem Feuer geleistet worden, — mit bengalischem Feuer, ohne das schon keine Majestät mehr erscheinen kann, es ist das „Heil dir im Siegerkranz" der Dekorateurs! — Ich saß nachher mit Tettenborn, Wimpffen, Gudowitsch, Frau von Bartholomei, auch Küstner kam heran.

Den Abend zum Thee bei Gräfin von S., ich zuerst bei ihr allein, und mache ihr eine Szene, bei der sie anfangs völlig getäuscht war, nachher sehr mit mir lachte, dann in ernste Freundlichkeit überging. Tettenborn's kamen, alle Wimpffen's, Fräulein von Wrede, Könneritz, Herr von Bredow, Gutsnachbar von Nennhausen, mit der Fouqué'schen Familie genau bekannt. — Frau von Tettenborn und ich mit Flechten beschäftigt. — Ueberreiche Bewirthung, der Brunnenkur nicht angemessen! — Mancherlei Erzählungen, Könneritz in bester Laune.

Der König von Baiern hat dem Könige von Preußen gute Rathschläge geschrieben, wie er sich in seinen Verwicklungen benehmen solle, hat dabei seine längere Erfahrung angeführt und dem Könige, wenn er nicht darauf einginge

und sich warnen ließe, Unheil prophezeiht. Dazu braucht man nicht erst die Erfahrung des Königs von Baiern! „Und was glauben Sie", fragte dieser, als er seinen guten Willen für seinen Schwager jemanden erzählte, „was darauf erfolgt ist? Er hat mir gar nicht geantwortet." Die süddeutschen Regierungen fürchten alle den Gedanken preußischer Reichsstände wie ein gräßliches Gespenst, das ihnen Angst und Noth verursachen muß.

Es bestätigt sich, daß die Festlichkeiten am Rhein und besonders die Theilnahme des Volks weit geringer waren, als die Zeitungsnachrichten es angeben. Der Toast des Königs, auf den letzten großen Sieg gegen Frankreich anspielend und dazu den Namen der Königin gebrauchend, soll dieser etwas mißfällig geworden sein, nachdem sie darauf gebracht worden, daß dergleichen dem Freundnachbar Louis Philippe unangenehm klingen müsse.

Kissingen, Mittwoch, den 20. August 1845.

Furchtbarer Sturm wüthete die Nacht hindurch und dauerte etwas schwächer auch in den Morgen hinein fort. Es war kaum Donnerschlag und Windstoß zu unterscheiden. Wenigstens trocknet dabei der Fußboden! Heute war früher die Abreise bestimmt. Nun steht sie auf den 26. angesetzt. Ich für mein Theil bleibe auch nicht länger.

Besuch bei Smithwick, bei Grote, mit letzterm die kirchlichen Bewegungen im nördlichen Deutschland, der Katholiken und der Protestanten, ausführlich besprochen, er stimmt meinen Ansichten bei. — Einen Spazirgang konnt' ich bei dem unfreundlichen Wetter nicht machen. Als ich wieder

auf meiner Stube saß, kam Graf Gudowitsch, der lange bei mir blieb und viel sprach.

Die Nachrichten vom Rhein lauten matt; der König scheint mit allen großen Anstalten und Beeiferungen wenig Wirkung gethan und wenig Dank verdient zu haben. Außerdem hat auch der Fürst von Metternich von seiner Reise wenig Befriedigung, ihm ist nicht die erwartete Auszeichnung widerfahren, und verwöhnt wie er ist, empfindet er das fast als Beleidigung; die Königin scheint ihn ganz auf den Fuß andrer gewöhnlichen Minister behandelt zu haben. — Wir flechten, erzählen, lachen; Könneritz guter Laune.

Unter den Arkaden eine Weile bei Frau von Lauer und Tochter gesessen; Frau Geheimräthin Köls giebt sich mir zu erkennen, ich hatte sie in fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen! — Besuch bei der Gräfin von S., die unwohl auf dem Sopha liegt; Tettenborn's, Könneritz, Wimpffen ꝛc. Große Munterkeit und guter Scherz über des Herrn von Könneritz Uebereilung, uns gemeinschaftlich mit der Gräfin einen Abschiedsschmaus zu geben. Die Gräfin sucht die Kosten immer höher hinaufzutreiben, Könneritz hingegen sie möglichst niederzuhalten, mit bester Laune und Art, es kommt viel Komisches an den Tag.

Mit Tettenborn und Könneritz beim Brunnen. Gespräch über Freimaurerei und des Prinzen von Preußen Verhältniß zu derselben. — Mit Hotho gegangen und mit Konsistorialrath Thilo aus Halle, der noch in Leipzig nach den dortigen Vorfällen war und sie ganz zum Nachtheile des Prinzen Johann erzählt. — Smithwick. — Der griechische Pope aus Weimar, und Professor Stepanoff aus Charkoff, der aber nur russisch kann; Professor der Staatswirthschaft und des Völkerrechts. — Grote's nicht gesehen, Mrs. Grote

ist sehr leidend, wie ich höre. — Artige Engländerin, die auf einer Bank den übrigen dritten Platz neben Tettenborn und Könneritz ohne Umstände einnimmt, auf deren Ansprache frank antwortet und sogar scherzt; edles Selbstbewußtsein und Vornehmheit und Unschuld, die den besten Eindruck machten; sie ist eine Tochter des Generals Hamilton.

Bei Tettenborn's zum Thee sehr lebhaft, alle Wimpffen's, Fräulein von Wrede, Frau von Bartholomei, Herr von Bredow, Herr von Könneritz, Fürstin Tschernüschoff und Tochter 2c. Die Fürstin sprach mit mir sehr freundlich und angelegen, als mit einem alten Bekannten und Kriegsgenossen des Fürsten, nicht ahndend, daß derselbe mir stets fremd und in manchen Zeiten gradezu feind gewesen; ich war wenigstens so ehrlich, keinerlei Schein anzunehmen, als sei das anders gewesen, und ließ das Gespräch auch bald abgleiten. — Unterhaltungen aus der Kriegsgeschichte mit Tettenborn. — Herrlicher Mondschein, gestirnter Himmel, kühle Luft.

Kissingen, Donnerstag, den 21. August 1845.

Der Wind kämpft mit den Wolken und macht der Sonne Raum, doch ist es noch äußerst rauh, und erst gegen Abend wird es milder; von den Wiesen aber kommt kalter Dunst.

Den Grafen Gudowitsch besucht. Die Fürstin Kallimachi. — Unter den Bäumen mit Tettenborn's, Könneritz, Fräulein von Wrede und Gräfin von S.; kleine Spannungen und Zwiste wegen des beabsichtigten Gastmahls; die Gräfin hat die Einladungen ausgedehnt. Könneritz

droht, nun auch * einzuladen! Der Scherz überwiegt und die kleine Verdrießlichkeit verzieht sich ohne weitere Störung. — Ich gehe mit der Gräfin etwas allein spaziren. Ihr Schwiegervater war in hoher Gunst bei der Kaiserin Maria Ludowika, gebornen von Este, auch bei dem Kaiser Franz selber; er las der Kaiserin oft Abends vor, hatte ihr volles Vertrauen und sie schrieb ihm auch häufig. Die Gräfin weiß von den Sachen, die mir Hormayr erzählt hat, daß die Mutter der Kaiserin, durch das Beispiel ihrer Tochter, der Kurfürstin von Baiern, erschreckt, die zweite Tochter für das Kloster bestimmt. Ueber die Geschichte, welche Schiller in den „Räubern" bearbeitet, als auch in der Familie Sickingen wurzelnd; hievon wußte die Gräfin nichts. Ueber Franz von Sickingen, seine Plane, Verdienste, seinen Karakter.

Miß Bethell, Kousine von Mrs. Grote, redete mich an, ihre Mutter kam dazu und wir gingen eine Weile auf und ab; Mrs. Grote hat auch geschrieben, über Musik — sie soll eine große Kennerin und Meisterin sein —, über Staatswirthschaft, Polizei ꝛc. Sie hat eine starke Richtung zur Politik und ist äußerst thätig in der freisinnigsten Weise.

Ich führe Herrn Professor Roß zu Tettenborn. — Herr von Bredow.

Mittags viel Scherz über die Zwistigkeiten. Könneritz aß mit uns. Daß in Tivoli bei Berlin der Brief Uhlich's, der nicht gelesen werden durfte, gesungen wurde, macht vielen Spaß.

Nachmittags, nachdem ich eine Weile geruht, ging ich allein zur Lindles-Mühle, den artigen einsamen Weg zwischen Feld und Wiesen. Dieser Weg ist meinen innigsten Gedanken besonders günstig, fast immer giebt er mir eine

erhöhte Stimmung, wenn auch eine meist schwermüthige. Manche Spannungen und Eindrücke fallen weg und geben einem Gefühl von Befreiung Raum, wie es ein Müder hat, der die Kleider abwirft. Es war zu kalt, um zu sitzen, und ich ging gleich wieder zurück. Auf dem Kurplatze gesellte sich Herr Grote zu mir, wir gingen und saßen abwechselnd, und hatten gutes Gespräch; Mrs. Grote noch krank und zu Bette. — Hotho, Frau von Bartholomei, Professor Roß. Zwei Engländerinnen, befreundet mit Grote's, Misses Maberly, von denen die eine vortrefflich singt. — Fräulein Hamilton, Tochter des blinden Generals, wieder auf der Bank ausruhend, und Tettenborn setzt sich zu ihr, hernach die Fürstin Tschernüschoff, die schon längst mit ihr bekannt ist. — Graf Gudowitsch, Strukoff, der Professor Stepanoff und der Pope aus Weimar. — Ein großes, verblühtes, gedrückt aussehendes Fräulein geht vorüber, noch Schönheit verrathend, aber keine mir angenehme, man sagt mir, es sei Fräulein von *, die letzte Geliebte unsers Prinzen August; ihr Begleiter scheint ein völlig gleichgültiger Mensch zu sein. — Ich setze mich zur Fürstin Tschernüschoff, die mir allerliebste Geschichten vom klugen Hündchen der Miß Hamilton erzählt.

Abends beim Thee große Munterkeit mit Gräfin S., das Lachen will nicht aufhören. Tollheiten, Probe von: „O lieber, lieber Varnhagen!" Sie macht aus dem Scherze die liebenswürdigste Artigkeit, indem sie betheuert, sie sage nie etwas, was sie nicht meine. — Spät kamen noch Wimpffen's, die nach Trimberg gefahren waren. Die Gesellschaft blieb sehr lebhaft, und besonders wurden Wiener Verhältnisse verhandelt, auch die Prozeßsachen von Wald-

stein, Windischgrätz ꝛc. Um halb elf Uhr trennte sich die Gesellschaft. — Heller Mondschein.

Kissingen, Freitag, den 22. August 1845.

Frühmorgens empfindlich kalt und dicker Nebel, langsam vergeht er und die Sonne dringt durch. Herbstlich. — Gegen elf Uhr auf dem Kurplatz, anfangs ganz allein; Bello lustig. — Der weimarische Pope Sabinin erzählt mir mancherlei von der griechischen Kirche, unter andern ein artiges Geschichtchen von einem russischen Bauer, der zur Beichte geht: „Ach, lieber Vater", sagt er, „ich habe Tauben gestohlen!" — Tauben? Und was hast du damit gemacht? Wo sind sie? — „Dort in der Ecke liegen sie." — Laß sie liegen! — Und der Beichtvater legt ihm eine Buße auf und nimmt dann die Tauben mit. Das nächstemal beichtet der Bauer auf's neue: „Ich liebe ein schönes Mädchen, und sie war mir schon oft zu Willen." — Was, ein schönes Mädchen? Wie heißt sie, wo ist sie? — „Ach nein, lieber Vater! Das ist nicht wie die Tauben!" — Professor Stepanoff, Graf Gudowitsch, Strukoff, Herr von Bredow. — Frau von Tettenborn, Fräulein von Wrede, Gräfin von S.; letztere hat eine Porzellanfigur zugesandt erhalten, die einen knieenden Herrn vorstellt, es war geschickt eingerichtet, so daß sie das Päckchen annehmen und eröffnen mußte, Frau von Tettenborn hatte den Scherz veranstaltet, nun sinnt die Gräfin, von wem es herrühren und wie sie sich rächen könnte; jedem wird der Verdacht anprobirt, auch mir. Herr von Könneritz, Graf und Gräfin von Wimpffen. Einladung zu heute Abend bei Wimpffen's.

Mittags Könneritz bei uns. Mancherlei diplomatische Gegenstände besprochen, der Fürst von Metternich ist immer ein Hauptthema, auf das man stets zurückkommt. Es ist gewiß, daß den Fürsten die Reise der Königin nicht erfreut. Auch der König von Preußen soll mit dem Verlauf des Besuches wenig zufrieden sein.

Fürstin Tschernüschoff hat Briefe vom Fürsten aus St. Petersburg, daß die Russen im Kaukasus einen großen, blutigen Sieg erfochten, zwei Generale sind geblieben, viele Offiziere. Ob es ein Sieg ist? ein blutiges Treffen war es ohne Zweifel.

Nachdem ich zu Hause eine Weile gelesen, ging ich mit Tettenborn's um acht Uhr zu Wimpffen's, wo Könneritz, Küstner rc. Die Gräfin von S.

Kissingen, Sonnabend, den 23. August 1845.

Man beschuldigt den jetzigen Badekommissair und Landrichter Herrn von Zu Rhein, daß er die Badegesellschaft ganz sich selbst überlasse, nichts anrege oder veranstalte, sich um niemanden bekümmere; und rühmt dagegen den vorigen Badekommissair Herrn von Rotenhan, der sehr thätig gewesen sei. Ich aber finde, daß es jetzt weit besser ist, und sogar die Geselligkeit eher gewinnt, als verliert; denn der unselige Rotenhan dachte nur an die Vornehmen, beförderte aristokratische Absonderung, war augendienerisch gegen die Großen, hoffährtig und grob gegen die Geringen; seine Aufsicht auf dem Kurplatze war auch mehr verdrießlich als gedeihlich, alle Augenblicke schritten die Gendarmen ein, wiesen jemanden zurecht oder weg, verjagten die Hunde — nämlich diejenigen, die nicht hohen

Herrschaften gehörten —, jetzt geschieht nichts der Art, und es findet doch keinerlei Unfug Statt; die Reunion ist nicht anders wie damals, auch damals war sie gewöhnlich leer und steif, und niemand wollte tanzen, als die Kissinger Einwohner, die aber gewöhnlich warteten, bis die vornehmen Fremden und Rotenhan weggegangen waren.

Um elf Uhr auf dem Kurplatze traf ich Herrn Grote und wir saßen lange zusammen auf einer Bank. Er gab mir wichtige Aufschlüsse über englische Aristokratie und englische Kirche, den engen Zusammenhang beider, und sprach die Ueberzeugung aus, daß das englische Volk beiderlei Gebilde noch lange festhalten und sorgsam bewahren würde. Herr Smithwick unterbrach uns auf kurze Zeit. — Miß Bethell.

Nach ein Uhr fing die Gesellschaft zum Mittagsmahl in der Oelmühle sich zu versammeln an. Könneritz, Tettenborn's, Fräulein von Wrede, die Gräfin von S., Küstner, Bredow, Wimpffen's, mit Ausnahme der Gräfin, die uns spät auf dem Weg einholte. — Der Wimpffen'sche Hofmeister, Herr Werowa, ein steirischer Wende, gefiel mir gut, ein ernster, fester, wohlunterrichteter junger Mann. Könneritz erzählte manches Angenehme, unter andern, daß er den Fürsten von Metternich wohl dreimal den Hergang des berühmten Schwarzenbergischen Festes habe erzählen hören, und immer sehr übereinstimmend mit meiner Darstellung; auch andre Zeugen, namentlich die Schwarzenbergische Familie, erklärten meine Schilderung für wahr und treu, — welches ich doch hier angemerkt haben will!

Nachdem ich zu Hause etwas geruht, traf ich auf dem Kurplatze Mrs. Grote und blieb anderthalb Stunden mit

ihr in lebhaftem Gespräch von unerwartetem Inhalt; ich brachte sie dann nach Hause, als es schon dunkelte und nebelte, und der weite Rückweg wurde mir etwas ängstlich, wegen meines Schwindels, doch kam ich ohne Unfall glücklich an.

Bei Tettenborn's zum Thee große Gesellschaft, Graf und Gräfin Gudowitsch, alle Wimpffen's, Könneritz, Bredow, Frau von Bartholomei, Gräfin von S. ꝛc. Ich sprach viel mit Gudowitsch, Wimpffen, Tettenborn, dann mit der Gräfin von S. Wiener Gesellschaft verhandelt; ehmals und jetzt verglichen; große Klagen; den Tod von Gentz bedauert; seinesgleichen nicht vorhanden; auch solche Männer nicht mehr, wie Wallmoden, Neipperg, Nugent waren; kein Fürst von Ligne, kein Graf Trogoff, kein Fürst Kosloffskii! Der Baron von H. zum Sterben langweilig, Hammer gemieden, Marmont deßgleichen, Zedlitz ohne Eigenthümlichkeit, Grillparzer'n sieht man nirgends. — Berlin gepriesen. — Alle Stimmen vereinigen sich für Paris, als den besten Ort für Leben und Geselligkeit.

Die Kaiserin von Rußland wird nach Italien reisen.

Kissingen, Sonntag, den 24. August 1845.

Morgennebel und sehr kalt, nur fünf Grad Wärme. — Abschiedsbesuch bei Herrn Grote, die Frau schon im Bade; er begleitet mich zum Kurplatz, wir setzen uns unter den Bäumen und haben ein ernstes Gespräch über die Religionen, ihren jetzigen Zustand, ihr Verhältniß zum Staate, zur Vernunft. Das Christenthum ist größtentheils in das Heidenthum zurückgefallen, und in solcher Gestalt schlimmer als das Heidenthum, doch liegt in ihm die Fähigkeit, aus

jeder Verderbniß wieder rein emporzusteigen. — Mit Tettenborn's bei der Gräfin von S., sie zu ihrem Hochzeitstage zu beglückwünschen. Als wir dort waren, kam ihre Schwägerin Frau von Speth, geborene S., mit ihrer Tochter aus Würzburg zu gleichem Zweck, nur auf Einen Tag; die freudigste Ueberraschung. — Ich saß dann lange mit Tettenborn und Wimpffen unter den Bäumen; Professor Roß; Könneritz.

Mittags mit dem Würzburger Besuch, acht Personen. Toast auf die Hochzeit der Gräfin von S., auf die Geburt Alexander's von Tettenborn. Große Munterkeit. Könneritz in guter Laune. Nachher auf dem Balkon. Die Luft schwer und dunstig.

Nachdem ich etwas geruht, ging ich zu Gudowitsch und Wimpffen, um Abschied zu nehmen. Mit Tettenborn und Könneritz auf einer Bank gesessen, in ernsten Gesprächen über Metternich, den Krieg im Kaukasus rc. Küstner trat hinzu, er reist morgen nach München ab. — Ich ging mit Frau von Lauer eine Strecke. — Dann redete mich eine Dame an, ich kannte sie nicht, sie mußte ihren Namen sagen, es war die Gräfin von Rechteren, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Kirchberg, die ihre liebliche Tochter so grausam verloren hat! Ich sprach in großer Rührung mit ihr, sie war sehr ergriffen. — Herr Grote kam und benachrichtigte mich, daß Mrs. Grote gekommen sei, mir Lebewohl zu sagen; ich wurde aber von der Fürstin Tschernüschoff und ihrer Tochter aufgefangen, und ehe ich mit ihnen fertig war, hatte ich Grote's aus den Augen verloren. — Endlich fand ich Mrs. Grote, wir saßen wohl eine Stunde beisammen. Ernstes, inniges Gespräch; viel Persönliches, und dann wieder ganz Allgemeines. Sie freute sich, eine geborne Lewin zu sein, so nahe dem Namen Rahel's,

obschon der ihre nicht gleichen Ursprungs, sondern altsächsisch ist. Jetzt hab' ich ihr auch von Autographen gesprochen und große Zusagen empfangen. Als es dunkelte, begleitete ich sie in das Haus, wo die Gräfin von S. wohnt, und wo sie eine Freundin zu besuchen hatte, dann ging ich zur Gräfin, wo wir zum Thee waren.

Beleuchtung des Kurplatzes, Fackelzug, alles unter den Fenstern der Gräfin, bengalisches Feuer, Musik, Gesang, Böllerschüsse, zu Ehren des morgenden Ludwigstages. — Frau von Speth erinnert mich an Fräulein von Bode aus Karlsruhe, jetzige Frau von Gebsattel, die gewöhnlich in Würzburg lebt. Sie gedenkt oft meiner, besonders aber Rahel's und der schönen geselligen Abende bei uns, preist Rahel's Güte und Geist mit den lebhaftesten Ausdrücken, freut sich innigst jeder Erinnerung! Ich lasse ihr vielerlei sagen, was sie an die alte gute Zeit — jetzt scheint sie's, damals war sie's nicht — noch mehr erinnern wird. — Fräulein von Speth sieht auffallend der verstorbenen Toni von Schönfeld ähnlich, in Gesichtszügen, Wesen, sogar die Sprache klingt ähnlich sanft; eine prächtige Erscheinung! Frau von Bartholomei, Wimpffen's, Bredow. — Ich sitze mit Tettenborn und Könneritz beiseit. Merkwürdigkeiten aus der diplomatischen Welt; über Geschäftsverfahren, Depeschen, Leichtsinnigkeiten, Pozzo di Borgo's trauriger Ausgang, er hatte in kindischer Alterschwäche alles vergessen, sogar seine Sprachen alle, verstand und sprach in den letzten Zeiten nur noch Italiänisch. — Lob der Memoiren Lord Malmesbury's. Der jetzt zweiundsiebzigjährige Graf von der Schulenburg-Klosterroda hat, bloß um sie lesen zu können, jetzt noch Englisch gelernt. — Gräfin von Wimpffen von ungemeiner Freundlichkeit; sie fragt mancherlei wegen Paris, freut sich, daß sie eine Empfehlung

an den Maler Gudin bekommen hat. — Um zehn Uhr nach Hause.

Kissingen, Montag, den 25. August 1845.

Nebel und Kälte, aber die Sonne dringt durch und der Tag verspricht schön zu werden. — Gepackt, bezahlt. Sehr bald fertig; unter die Bäume gegangen, bald kamen auch Tettenborn, Könneritz, Wimpffen; alles ist noch mit dem Ludwigstage beschäftigt, großes Mittagsmahl im Kurhause, Abends Ball. — Die Gräfin von S. hat ihre Schwägerin und Nichte von Speth bis Poppenhausen begleitet, ist aber eilig zurückgekommen, um uns zum Abschiede zu bewirthen. — Ehe wir zu ihr gehen, kommt noch Herr Grote, bringt mir ein Briefchen von seiner Frau und eine Bestellung für Berlin, und wir wechseln noch viele gute Versicherungen. Das sind in kürzester Frist für die längste Dauer gewonnene Freunde! — Bei der Gräfin, die schon zum Mittag prächtig angezogen ist, das auserlesenste Frühstück, ein völliges Mittagessen, sogar mit Suppe, Champagner ꝛc. Ich hatte gestern eine Schäferin von Porzellan Abends auf meinem Tische gefunden, die ein Zettelchen in der Hand trug, worauf stand: „Liebster Herr von Varnhagen.“ Das sollte die Antwort sein auf den knieenden Herrn, den sie empfangen hatte, der aber nicht, wie sie glaubte, von mir, sondern von Frau von Tettenborn kam; ich half mir mit Goethe's: Irrte die Schöne? Wohlan! Laß mir des Irrthums Gewinn!“ was allgemein sehr schön gefunden und mir angerechnet wurde, als hätte ich's erfunden. Dergleichen Geschenke und andre Kleinigkeiten des Benehmens sind für die Geselligkeit wichtiger, als man denkt; sie befestigen nicht nur das Vorhandene,

sie bringen auch Neues hervor, und das französische Sprichwort hat über und über Recht! Es zeigt sich darin auch, wie in den größten Hauptsachen, die seltne Gabe des Geschmacks und der Feinheit des Sinnes in günstigstem Lichte; das erkenne ich an, der selber in diesen Dingen, ich gestehe es, oft ganz rathlos ist! Aber nicht sowohl aus Mangel an Sinn für die Personen, als vielmehr aus nicht geläufiger Kenntniß der Sachen, weil ich von früher Zeit her nicht gewohnt war, etwas zu kaufen, als Bücher. — Als wir gehen wollten, kam noch Wimpffen und seine Söhne. Der Abschied von der Gräfin von S. war voll Herzlichkeit und Ernst, von den dringendsten Einladungen nach Ischl begleitet, von den lebhaftesten Versicherungen dauernden Andenkens. — Zu Hause wieder angekommen, sahen wir noch Frau von Bartholomei, Gräfin von Wimpffen, Könneritz, Doktor Balling und seine Frau, endlich stiegen wir ein, erst Frau von Tettenborn, die tief gerührt war, dann der General, endlich zuletzt ich, und so fuhren wir nach drei verschiedenen Seiten ab, nach Lohr, Bamberg und Meiningen.

Meiningen, den 25. August 1845.

Ich kam bei gutem Wetter nach rascher Fahrt Abends um acht Uhr in Meiningen an, aß etwas und ging zu Bette. Als ich das Licht gelöscht hatte, sah ich aus dem Nebenzimmer durch die Thürspalten hellen Schein, und bald auch wurden Stimmen vernehmlich, eine Engländerin, welche dazwischen mit unruhigen Kindern sprach, sang Bravourarien bis tief in die Nacht, und bei diesem Gesang, der mich lange wach hielt, mußt' ich doch zuletzt einschlafen! „Sie lieben wohl nicht Musik?“ fragen

dann die Leute noch, und bemitleiden mich, nicht wegen der Musik, die ich höre, sondern wegen der, die ich nicht höre!

Sondershausen, Dienstag, den 26. August 1845.

In Meiningen immer Verdruß mit den Postpferden, immer kommen sie zu spät; schlechte Postanstalt, alle Klagen, sagt auch der Wirth, fruchten nicht. Ich war froh, in Benshausen eine preußische Postanstalt zu finden. Hier sammelten sich schon Postillone und Pferde zur nächsten Durchreise der Königin Victoria nach Gotha. Man wußte schon, daß die Königin sich überall sehr unfreundlich und gar nicht freigebig gezeigt habe. In Würzburg hatte sie sehr geringe Geschenke gegeben, die sorgfältigste Aufnahme kaum beachtet, um Mitternacht alle Leute in Allarm gesetzt, weil sie eine Klingel auf ihrem Tische haben wollte, und man schickte noch spät in die vornehmsten Häuser, um eine silberne aufzutreiben! Kein freundliches, kein gutes Wort von ihr ist in Umlauf. — In Oberhof mehrten sich Pferde und Postillone. Die Königin berührt auf ihrer Fahrt drei preußische Posten, auf jeder braucht sie gegen 200 Pferde, die zum Theil von Nordhausen, Erfurt und noch weiter geholt werden, also beinah 600 Pferde, deren jedes im Durchschnitt auf zwölf Thaler zu stehen kommt; der König hat alle diese Kosten übernommen, was die Königin von England ihm nicht einmal danken, ja kaum erfahren wird!

In Gotha zu Mittag gegessen; Ehrenpforten, Tanngewinde mit Vogelkirschen untermischt an allen Häusern, viel Fremde in der Stadt. „Die Königin wird unsre armen Anstalten belächeln, was können wir thun? wir können nur den guten Willen zeigen, und aus dem scheint

sie nicht viel zu machen.“ Man hat von Koburg nicht viel Tröstliches gehört; einzig an dem Kinderfest, das dort gehalten worden, scheint sie einiges Vergnügen gehabt zu haben. — Ich war froh, weiterzureisen und der Unruhe aus dem Wege zu gehen. — Immerfort begegneten mir noch Postzüge. — Selbst bei dem trocknen Wetter war der Weg hinter Langensalza höchst beschwerlich, und mein Wagen oft in Gefahr zu brechen. Glücklicherweise war ich wieder auf Chaussee, als die Nacht einbrach und ein Gewitter heranzog. Blitz und Donner waren so heftig, daß die Augen erblindeten und die Pferde ausreißen wollten. Wir traten in ein ärmliches Haus, wo eine junge Frau mit zwei Kindern — eines auf dem Arm — uns fast erschrocken aufnahm, eben kam auch der Mann nach Hause, der den ganzen Tag auf der Chaussee Steine geklopft hatte, sie wollten ihr Abendbrot verzehren und der ältere Knabe wartete ungeduldig darauf; aber sie leisteten uns zuerst alle Hülfe, strängten die Pferde ab, führten sie an die geschützte Seite der Hütte, gaben Auskunft über Entfernung, Wetter 2c., alles in einem fast unverständlichen Harzdialekt. Als wir nach einer halben Stunde weiterzufahren wagten, gab ich der Frau einen neuen blanken Gulden, den sie aber unter freundlichen Versicherungen ablehnte, sie hätte ja gar nichts für uns gethan, das sei ja erschrecklich, daß ich das bloße Eintreten bezahlen wolle; indeß hatte das Kind auf dem Arme schon nach dem blanken Stücke gegriffen, und so ließ es die Frau denn auch geschehen und behielt das Geld, das den Arbeitslohn mehrerer Tage betrug und sie wohl locken durfte. Welche Anstrengung müßte ein Reicher machen, die dem Edelmuthe dieser armen Frau sich gleichstellen dürfte! — In Sondershausen unter Donner und Blitz eingekehrt, in dem besten Gasthof. Ich

hatte den dummen Einfall, hier Thee zu begehren, und bekam welchen mit Zimmt! Auf meine Klage hieß es, die Köchin habe es recht gut zu machen gemeint, die Kellnerin klagte dann, die Köchin wolle es immer besser wissen, und streite ihr alles ab, ich wurde aufgefordert, gegen diese Parthei zu nehmen und ihr für immer im Hause eine Niederlage beizubringen, entzog mich aber diesem bürgerlichen Kriege und suchte zu schlafen, wogegen eine klappende Thür noch lange Einspruch that. Ganzmann mit mir in demselben Zimmer.

Berlin, Mittwoch, den 3. September 1845.

Um sieben Uhr gestern Abend in Berlin angekommen. Die Stadt machte mir den gewohnten Eindruck: öde und ruppig, aber ich begrüßte sie doch mit größter Freude, als Heimath, als Berufsort.

Heute früh der erste Besuch, der mir gemeldet wird: *! Ich will mich retten und gehe aus. Bei Dümmler treff' ich den Minister von Kamptz, der freundlich scherzen will; neue Flucht! — Als ich wieder zu Hause war, kam Bettina von Arnim, sie wollte fragen, ob ich schon angekommen sei. Sie giebt mir zu meiner Verwunderung den unerwarteten Aufschluß, daß nicht ihr Bemühen beim Könige die Freilassung Schlöffel's erwirkt hat, sondern das Kammergericht selber sich dazu veranlaßt gesehen. Der König hat ihr sehr ausführlich und freundlich geschrieben, die Schuld des Mannes sei erwiesen, derselbe habe ihn und die Königin ermorden wollen 2c. Bettina sei durch falsche Angaben hintergangen 2c., aber das Gericht werde demselben doch nichts thun, sie solle nur ruhig sein. Der Vertheidiger Schlöffel's, Gräff aus Breslau, hat das ganze

Verdienst, die Freilassung jetzt schon erzwungen zu haben, er hat entdeckt, daß ein aktenwidriger Bericht erstattet worden, und drohte dies zu veröffentlichen, wenn man Schlöffel nicht augenblicklich freiließe. So erzählt Bettina. Sie bedauert die Befangenheit, die völlige Verblendung des Königs.

Neuigkeiten: Des Konsistorialpräsidenten Göschel's Erlaß gegen die Lichtfreunde ꝛc. Starke Eingabe des hiesigen Magistrats an den König, daß die Prediger sich weigern dürfen, eine gesetzlich erlaubte Ehe einzusegnen, wenn der eine Theil geschieden worden. Stille Gährung herrscht, die Regierung erscheint ohnmächtig und rathlos.

Freitag, den 5. September 1845.

Geheimrath Bunsen ist hier, eilt aber nach London. Der König hatte ihm beim Abschied am Rhein gesagt: „Lieber Bunsen, Sie müssen Ihre Rückreise über Berlin nehmen, ich muß Sie noch sprechen.“ Bunsen's Buch über Aegypten ist erschienen, auch eines über die Verfassung der Kirche der Zukunft, er soll in letzterem sagen, die Verfassung sei wichtiger als die Lehre; das ist ein harter Tadel gegen Christus, denn dieser gab nur Lehre, keine Spur von Verfassung.

Sonntag, den 7. September 1845.

Der König wollte am Rhein die Königin Victoria zu einem glänzenden Konzert abholen, aber findet sie zu seiner Ueberraschung im Negligee, sie gähnt ihm entgegen, sagt, sie sei müde, habe Kopfweh, er möge es ihr erlassen. Der König kam zu seiner Gemahlin zurück und sagte: „Ich

habe eben in einen tiefen englischen Schlund hineingesehen!“ Das Konzert war verdorben.

Mittwoch, den 10. September 1845.

Heute die Geheimräthin S. besucht. — Bunsen — der nur anderthalb Tage hier war — hat sie besucht und ihr vielerlei erzählt, unter andern, daß die Königin Victoria ihm gesagt, ihr Mann habe den Rang vor dem österreichischen Erzherzog, und Bunsen möge dem Könige sagen, daß die Königin mit Unrecht dem Erzherzoge den Arm gegeben habe; der König ging darauf zur Königin Victoria und entschuldigte das Geschehene, er habe es nicht besser gewußt, das Versehen solle aber nicht wieder vorkommen; man habe darauf auch den Anlaß vermieden, und beide Prinzen seien nicht wieder so zusammengetroffen, um dem einen oder dem andern einen Vorrang anweisen zu müssen.

— Indem ich aus dem Hause trat, stieß ich auf Canitz, der eben hineingehen wollte. Ich sprach ihm von Tettenborn, Könneritz ꝛc. Er versicherte, noch sei er nicht Minister, sondern nur einstweilen beauftragt. Doch scheint er an seiner nahen Ernennung nicht zu zweifeln.

Freitag, den 12. September 1845.

Unsre Zeitungen sind voll von religiösen und kirchlichen Plänkeleien, das beständige Knallen, wobei seltnes Treffen und vieles Fehlschießen, unterhält die Aufregung und jederman glaubt seine Weisheit dabei vorbringen zu dürfen! — Die Mißstimmung des Publikums, besonders der

eigentlichen Bürgerschaft, ist sehr groß. — Man sieht mit Widrigkeit auf die vielen Reisen des Königs, man fragt, ob denn gar nichts zu thun sei? — Der Victoria-Besuch am Rhein bringt dem Könige auch nur üble Nachrede, man beschuldigt ihn der übertriebenen Beeiferung, des unmäßigen Prunkes, und grade dadurch sei alles kalt und unerquicklich geworden, eine ganz einfache Aufnahme und Bewirthung hätte weit besser gewirkt; anderthalb Millionen Thaler seien nun ganz nutzlos vergeudet. Man hat ein Bild, wo eine Schaar verhungerter Weber sich an den Feuerwerken wärmt! — Daß die Königin Victoria den Fürsten von Metternich zu besuchen versäumt hat, wird als eine Kränkung für diesen angesehen, und er soll es bereuen, daß er der Einladung des Königs gefolgt ist. Daß die Königin nun noch den König Louis Philippe in Eu besucht, mißfällt hier überaus.

Dahlmann's „Geschichte der französischen Revolution" (Leipzig 1845). Ein Buch, das nicht ohne Wirkung bleiben wird. Er nimmt, wie auch Rahel that, die Antwort Mirabeau's an Brézé für den Wendepunkt der Dinge an und sagt, nachdem er den Hergang erzählt: „Das war die Revolution!"

Sonntag, den 14. September 1845.

„Leipzigs Todten!" ein Gedicht von Freiligrath, fliegendes Blatt, mir zugesandt.

Die Staatsgeschäfte, klagt man, stocken, die nothwendigsten Sachen harren umsonst auf Erledigung. Was sich bewegt, schreitet deßhalb noch nicht, und am wenigsten in übereinstimmender, fester Richtung, alles folgt großentheils der Laune, dem Zufall, die Behörden haben keinen leitenden

Grundsatz mehr, sie schwanken zwischen Freiheit und Gewalt, und verkümmern alles durch ihre Einmischung. Die Frömmler haben jetzt im Staate, das ist unläugbar, die Macht, aber sie wissen sie nicht zu gebrauchen und vieles mißglückt ihnen. Der Sieg, daß es dem Prediger überlassen bleiben soll, ob er Geschiedene zu zweiter Ehe trauen will, ein Sieg, dessen sich Otto von Gerlach rühmt, kommt ihnen theuer zu stehen, er hat die starke Forderung der bürgerlichen Ehe hervorgerufen, die eine große Niederlage des Pfaffenthums wäre. Die öffentliche Stimme gegen Hengstenberg, Tholuk und das übrige Gesindel verstärkt sich mit jedem Tage; zwar versucht man es von manchen Seiten, auch in den Zeitungen, ihm das Wort zu reden und die Unterzeichner der berühmten Erklärung, Dräseke und Eylert an der Spitze, anzugreifen, aber bis jetzt ohne Erfolg, nur geistlos und gemein. Und dabei sind doch Dräseke und Eylert auch noch nicht die rechten Leute, man traut ihnen nicht, denn sie selber sind auch noch Pfaffen, — welchen Erfolg und Beifall würde ein Führer haben, der frei und klar in voller Geistesfreiheit aufträte!

In Fichte gelesen, in Goethe; „Le Meunier d'Angibault", von Frau von Dudevant.

Heute ist Humboldt sechsundsiebzig Jahr alt geworden. Bleibe er noch lange rüstig und thätig!

Montag, den 15. September 1845.

Ich höre von guter Seite her, daß der König ernstlichst an Reichsstände denkt und schon Entwürfe für deren Kostum gezeichnet hat; man weiß aber nicht, ob die verschiedenen Stände in den Reichsständen verschiedene, oder alle die gleiche Kleidung bekommen sollen. — Der König

ist jetzt durch den Besuch der Kaiserin von Rußland ganz in Anspruch genommen, sie soll durch Feste, Schauspiele, Fahrten unterhalten werden, ihr Zustand ist bedenklich und selbst gefährlich, hindert sie aber nicht an äußerer Beweglichkeit, im Gegentheil, macht ihr diese nothwendig.

Den Besuch der Königin Victoria in Eu sieht man hier mit scheelen Augen an. Die Höflinge haben Schadenfreude, daß dem Könige auf seinen Toast solche Erwiederung gegeben wird, und sie übertreiben absichtlich den Tadel, den sie auf die Königin von England häufen.

Wenn ich Abends ausfahre und wieder heimkehre, sehe ich gewöhnlich den General von Canitz in seiner Stube unten bei der Arbeit sitzen; wenn ich bedenke, welche Arbeit dies ist, zu welchem Zweck, in welchen Formen und zu welchem Erfolg und Ruhm, — dann preis' ich mich jedesmal glücklich, mit all diesem nichts zu thun zu haben und in freiem Geiste meine Abende hinzuleben!

Bülow soll fast ganz in den früheren Zustand hergestellt sein, aber auf seinem Abschiedsgesuch beharren. Ich kann es ihm nicht verdenken.

„Canitz wird früher mit dem Könige in Zwiespalt gerathen, als mit den andern Richtungen seiner Thätigkeit; er wird nach oben verfitzt sein, ehe er es nach unten wird.“

Das glauben wir Alle. Doch — wenn wir uns nun Alle irrten? — Canitz hat zu spät erlangt, was er längst anstrebte, er wird vor allem seinen Posten festhalten und gegen den höchsten Einfluß geschmeidiger sein, als sein sonstiger Karakter erwarten ließe. Als Vierzigjähriger, als Fünfzigjähriger noch, da hätte er die Ministerschaft leicht wieder fahren lassen, als Uebersechzigjähriger hat er sie zu lieb.

Ich finde diese Meinung eines guten Kenners von Canitz und den Verhältnissen gar nicht abzuweisen! Wollen sehen!

Donnerstag, den 18. September 1845.

Vorgestern bekam ich einen Brief von dem gewesenen Divisions-Auditeur Gustav Nicolai, dem wegen seines Buches über Italien berüchtigten Nicolai, und von dem ich auch sonst nur Uebles gehört hatte. Sein Brief aber flößte mir schmerzliche Theilnahme für ihn ein, und ihm scheint ungeheures Unrecht geschehen, besonders auf Betrieb des General-Auditeurs Friccius, der persönlichen Argwohn gegen ihn zu bitterster Verfolgung gesteigert. Der Eindruck dieser Sache und das Gefühl der Unmacht dabei lag mir den ganzen Abend schwer auf der Seele.

Gestern am 17. gleich an Nicolai geschrieben. — Bald darauf kam ein Brief und eine Denkschrift vom gewesenen Justizrath Wiese aus Rathenau, dieser klagt ebenfalls über Ungerechtigkeit, die ihm durch Minister und König zugefügt worden sei, er will mich sprechen. Ich antworte ihm, er möge kommen. Es scheint, meine Held-Schrift führt mir solche Bedrängte zu! Ja, wer ihnen helfen könnte! Aber durch die Rechtspflege und durch die Gerichte Verunglückte, deren Schicksalen ist am schwersten beizukommen!

An den Minister von Kamptz, der mich um Konstitutionsbücher angegangen hatte, schrieb ich zur Antwort, ich hätte die verlangten nicht, und fügte ein Wort hinzu, ihm zu sagen, wie ich mich in jetziger Zeit zu unsren Konstitutionserwartungen verhielte.

Freitag, den 19. September 1845.

Von elf bis gegen zwei Uhr war der Justizrath Wiese bei mir und trug seine Sache umständlich vor. Wenn nicht große Irrthümer in Angabe der Thatsachen Statt finden, so ist ihm allerdings das größte Unrecht widerfahren, vom Kammergericht, den Justizministern, vom Könige selbst (dem vorigen nämlich). Es scheint Grundsatz bei den Gerichten zu sein, die Anklage gegen höhere Staatsbeamte fürerst als Injurien zu behandeln und zu bestrafen, nachher aber auf die Erörterung der Sache selbst gar nicht einzugehen! Und der König selbst scheint auch diesem Grundsatz beizupflichten. Schrecklich! Hier heißt es also: „Sehe ruhig zu, daß Staat und König betrogen und verrathen werden, halt's Maul und kümmere dich nicht darum!" — Mitten in diese Verhandlung kam Herr Oberlandesgerichts-Assessor Schnitger aus Münster und nahm an dem Gespräche lebhaft Antheil; er kam von Töplitz zurück, hatte Pfuel's gesprochen, den Grafen von Kleist-Loß, Herrn von Langenn, Herrn von Ammon; sie stimmen alle überein, daß die öffentlichen Sachen in der jetzigen gräuelhaften Verwirrung, bei der Schwäche und Rathlosigkeit der Regierungen, sich nicht mehr halten lassen, daß Verfassungen zur Stütze der Fürsten nöthig sind. Schnitger ist ein heller und geschwinder Kopf, von bester Gesinnung, der es mit der Regierung redlich meint, die Zeiten erkennt ꝛc.

Montag, den 22. September 1845.

Die Kaiserin war gestern im Opernhause und sah die „Hugenotten". Morgen reist sie ab, der König begleitet sie bis Halle. Immer unterwegs! Die Berliner machen

den Witz, ein Postkondukteur könne nicht stärker die Landstraße befahren!

Der König war sehr unzufrieden mit den Manövern, besonders heute mit den Gardedükorps, er spie aus, warf mit „Eseleien", „Hornviehdummheiten", „dummen Eseln" um sich, fertigte auch den Prinzen von Preußen schnöd' ab, sagte, wenn es Ernst wäre, würde der ganze Truppentheil in dem Engwege verloren sein, schrie: „Wollt ihr heraus, ihr Pack!" Die Sachen sollen wirklich den möglichst schlechten Verlauf gehabt haben, die Generale ganz rathlos gewesen sein. Der Prinz von Preußen wird sehr getadelt, als unfähig eine größere Truppenstärke zu befehligen. Man tadelt den Kriegsminister von Boyen, als welcher alle alten dienstunfähigen Generale wieder anstelle 2c. Auch hier, im Militair, greift die Auflösung um sich.

Dahlmann's „Geschichte der französischen Revolution" ist noch furchtbarer, als seine englische Geschichte. Er rückt diesmal der Sache näher, die Beziehungen auf unsre Zustände sind deutlicher, absichtlicher, einschneidender. Das Buch ist als politische Erscheinung wichtig, es gebraucht, wie Rotteck, die Geschichte zu bestimmtem Zweck. Mich setzt in Erstaunen, wie revolutionair der Mann geworden. Er urtheilt wunderbillig über Voltaire, hochanerkennend über Mirabeau.

Dienstag, den 23. September 1845.

Die Kronprinzessin von Hannover hat einen Prinzen geboren. Also ist die Erbfolge gesichert! Viele meinen, es wäre besser, das Geschlecht stürbe aus.

Musterung unserer deutschen Regentenhäuser, die mei-

sten schwach oder gar verächtlich! Vergleich mit denen vor der Revolution, viele vortrefflich und ausgezeichnet, wie Baden, Dessau, Weimar, Braunschweig, Neuwied, einige geistliche Fürsten; Friedrich den Großen und Joseph den Zweiten ungerechnet!

Mittwoch, den 24. September 1845.

Unser politischer Zustand beschäftigt mich mehr als billig; da mir keine eingreifende Thätigkeit mehr dabei zugewiesen sein kann, so sollt' ich mich davon abwenden, aber es ist ein schauervoller Reiz, der mich nöthigt immer hinzusehen, wo und wie sich etwas ereignet. Ich sehe nach oben schreckliche Verblendung, die jeder sogleich theilt, wie er hinaufkommt; was man thut, führt zum Uebel, und eben so schlimm und verhängnißvoll ist, was man versäumt! Ich komme dabei stets auf's neue auf die Betrachtung zurück, daß Preußen auf das übrige Deutschland und dieses auf Preußen einwirkt, hiedurch werden alle Fragen ungemein verwickelt und der Spielraum der Möglichkeiten unabsehbar erweitert. Aber langsam, langsam geht alles, obschon das Einzelne oft sehr zu eilen scheint.

Heute früh brachte mir der Justizrath Wiese sein Buch über Moral und Religion in der Gerechtigkeitspflege (1825), eine Schrift, welche der General von Thile und der Minister von Kamptz revolutionair nannten. Herr Sougey kam und empfahl mir einen Neger aus Guadeloupe. Besuch eines jungen Mannes aus Wien, ein großer schlanker Mann voll Entschiedenheit und Begeisterung, hat in Halle den Prediger Wislicenus und in Pömmelte den Prediger Uhlich besucht, versichert mich lebhaft seiner Anhänglichkeit, geht nach einer Viertelstunde befriedigt fort;

er ist katholisch und heißt Wirth, kennt niemanden von meinen Wiener Freunden.

In Dahlmann's neustem Buch ist alles zum Tagesgebrauch eingerichtet, Kürze und Ausführlichkeit einzelner Absätze ist ganz darnach bemessen. Das Buch ist ein der jetzigen Ansicht und Richtung des Königs und seiner Vertrauten durchaus feindliches, auf allen Seiten stehen Warnungen, Schelte, Drohungen. — Ich seh' es täglich mehr, ohne Stöße geht es nicht ab.

Freitag, den 26. September 1845.

Der Minister von Kamptz, dessen frühere Kritik gegen des Stadtgerichtsrathes Heinrich Simon Buch über das preußische Richterverhältniß von diesem mit grimmer Schärfe in Staub getreten worden, hat die Polemik nochmals aufgenommen, recht böse nach seiner Art, aber schwerfällig und auch unwahr, er möchte sich weißbrennen gegen die Vorwürfe in Betreff der plumpen Verfolgung sogenannter Demagogen, er verschanzt sich hinter die gesetzlichen Behörden, aber man weiß doch, daß er das Triebrad war, und er bleibt schwarz.

Besuch des Fürsten von Solms-Lich.

Sonnabend, den 27. September 1845.

Unsre Staatssachen gehen schlaff und trübe. Der König hat seit seinem letzten Anlauf zu Reichsständen schon wieder ein Jahr verloren, und wer weiß, wie viele Zeit er noch verliert, ehe er damit an den Tag treten kann, während sein Wollen doch nicht gewechselt hat. Aber freilich hat er durch das Säumen allen Glanz und alle Frucht

der frischen That verloren! Das fühlt er auch, und darum hat er an der Sache nicht mehr die frühere Lust. In der Verwaltung ist alles schlaff, unschlüssig und verdrießlich; nur die einstweilige Verfolgung der Deutschkatholiken und der Lichtfreunde setzt den knechtischen Eifer mancher Behörden etwas in Schwung. Und das grade taugt am wenigsten.

Die Depesche Aberdeen's an Westmoreland, von der augsburger „Allgemeinen" ganz und von unsern Blättern theilweise gegeben, greift des Ministers von Bülow früheres Schreiben an Westmoreland über die Handelssachen bitter an. Die Hofleute thun, als wenn Bülow dadurch ganz niedergeworfen wäre, sehen den abtretenden Minister gern als einen schuldbeladenen an, und werfen ihm auch vor, daß er das Verfassungswesen begünstigt und die Absichten des Königs zu früh habe in's Publikum gelangen lassen. Bei dem letztern Vorwurf hat man auch mich im Auge, man weiß in den höheren Kreisen, daß eine Folge von Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" voriges Frühjahr von mir geschrieben worden. Aber ich habe der Sachen nicht eher erwähnt, als bis sie in Berlin stadtkundig geworden, ich stellte nur das bis dahin wenig Geglaubte als Glaubwürdiges fest und suchte alles zur Ehre des Königs zu richten, wobei ich zugleich auf manches Unstatthafte aufmerksam machte. Letzteres hat mehr Mißfallen als das Erstere Gefallen erregt; natürlich, der Hofkreis will sich nichts einsprechen lassen, der König hat seine gefaßten Vorstellungen lieb, die ihm Vertrauten wollen auch nichts andres wissen, verblenden sich über ihre Geistesmacht und Staatsmacht, und denken, sie werden schon mit allem fertig werden. So ging es von jeher und so wird es immer gehen, so lange ähnliche Verhältnisse walten.

Alter Staatssekretair Antonio Perez: „Wenn Gott der Monarchieen müde wird“... welch ein Wort!

Besuch beim Fürsten von Solms-Lich (Meinhard's Hotel), wo ich den Grafen von R. traf; ich störte die beiden Aristokraten sichtlich, sie mochten von ihren höchsten Anliegen gesprochen haben; die Rede kam bald auf Zeitungen, der Fürst empfahl den „Rheinischen Beobachter“, von Doktor Bercht redigirt, ich sagte, daß ich das Blatt nicht kennte, aber wüßte, daß niemand es lesen wolle. R. that schmeichlerisch und anschmiegend zu dem Fürsten, der aber, was den Stand betrifft, den Grafen tief unter sich stellt.

K. H. Hermes über sein Verhältniß zur preußischen Staatszeitung; eine Schande für die preußischen Minister Graf von Arnim, General von Thile ꝛc., für den Geheimrath Bitter ꝛc. Gegen diese Leute alle ist Hermes im größten Rechte!

In Dahlmann gelesen, in Mirabeau's „Memoiren“.

Sonntag, den 28. September 1845.

So steht jetzt die Sache bei uns: Die Hofpolitiker wollen Reichsstände, dazu bequemen sie sich, weil ja doch die Macht der Zeitstimme und sogar nun auch der Wille des Königs dergleichen verlangt; aber dabei soll alles bleiben wie es ist, besonders der Adel, und dieser noch neuen Glanz und neue Festigkeit erlangen; der vornehme Adel rechnet auf hohe Unterscheidungsstufen für sich, der reiche hofft auch auf diese zu treten, der geringere wähnt sich mit in erster Reihe, der Bürger und Bauer soll nur so mitgehen, weil er doch nicht abzuweisen ist. Die sogenannten „Herren“ wollen das Ruder behalten und alle Vor-

theile. Und auf „Stände“ legt man den größten Werth grade im Augenblicke, wo sie schon in Auflösung begriffen, gar nicht mehr recht zu finden und zu sondern sind! — Nein, an dem, was diese Leute wollen, kann ich keinen Antheil nehmen; wenn mich etwas reizt und belebt, so ist es nur die Bewegung, welche entstehen muß, und deren unhemmbares Fortschreiten ganz andre Ergebnisse bringen wird, als jene Leute sich träumen lassen.

Schon hört man auf allen Seiten an den Fähigkeiten von Canitz, an seinem Karakter zweifeln; der Prinz von Preußen und sein Anhang betrachtet ihn als einen Mann der Falschheit und der Ränke, des maßlosen Ehrgeizes; als hochfahrender Kriegsmann war er so willkommen, warum mischt er sich jetzt in Verfassungskram! Eines wird als löblich anerkannt, daß er Bunsen haßt! — Daß Bülow jedoch fortkommt, ist den Widersachern der Reichsstände lieb; jemehr es bekannt wird, daß er für Reichsstände war, desto höhnischer sieht man ihn in seinem geschwächten Zustande, findet diesen eine gerechte Strafe.

Daß sich nur niemand einbilde, auf unsre Staatsleute, auf die Lenker, oder gar auf den König selbst, einzuwirken, andren Sinn dort aufzuschließen, andre Ideen rege zu machen! Bettina von Arnim hat es erfahren, wessen man sich da zu versehen hat, was für Antwort ist ihr geworden auf ihre schönen Zuschriften, die noch dazu die schmeichelndste, unterhaltendste, begeistertste Form hatten! Diese Leute sind in sich selber ganz fest und sicher, abgeschlossen jedem Zweifel, der ganze Zuschnitt aller Dinge spricht noch für sie. Und was könnte man dem Könige sagen? Gar nichts Neues, nichts Geistreiches, Tiefes, nur Allbekanntes, ganz Gewöhnliches, die gemeinsten Wahrheiten, man kann den Propheten, der solche Weisheit bringt, gradezu auslachen.

Dagegen wird sie sich einst von der Tribüne herab hören lassen, und dann wird man nicht mehr lachen.

Es macht einigen Lärm in der Stadt, daß die Opernaufführung im Königstädter Theater, mit Madame Viardot-Garcia, zu morgen in den Zeitungen angekündigt, vom Könige plötzlich nach Potsdam gezogen worden ist. Der vorige König, heißt es, würde gegen die Berliner nicht so rücksichtslos verfahren sein.

Die Abführung Bauer's zu Fuß nach der Festung ist noch nicht vergessen, man rechnet sie der Regierung als eine russische Rohheit an. Schon aber heißt es auf's neue, auch Wehl solle auf neun Monate zur Festung wandern, wegen geringfügiger Scherze, die das Gericht für Beleidigungen des Königs ausgiebt. Und der Verurtheilung von Prutz wegen seiner „Wochenstube“ sieht man auch entgegen.

Montag, den 29. September 1845.

Schlechte Nacht, unruhiger Morgen, stärkende Vorsätze.

Wir haben große Freiheit, das ist wahr, aber keine, auf die wir rechnen können, die nicht von Zufall und Willkür abhinge, mit Einem Worte, keinen Freiheitsboden, und den werden wir nicht eher haben, bis er der Macht durch ein Parlament abgerungen ist. Diese Thatsache darf nicht vergessen werden, ohne daß sogleich sich die Folgen des Außerachtlassens zeigen. Ich sage nicht, daß man nicht bisweilen absichtlich vergessen solle, aber man muß wissen, woran man ist. Es geht ein Schreiben umher, das Unterschriften zu einer Erklärung sammeln soll, worin die politischen Wünsche der Zeit ausgesprochen werden; dieses halt' ich für ein eitles Beginnen, da solche Wünsche noch gar nicht feststehen können, alles Grund und Bodens entbehren, und

die Regierung dergleichen Unternehmen als ein Verbrechen ansieht. Möge man dergleichen immerhin thun, aber man wundre sich nicht über die Folgen! Das ist Muth am unrechten Ort! Ich und meinesgleichen stehen im Nachhalt, der muß die Plänkler ihr Spiel treiben lassen; und die Ausdauer abzuwarten, bis es Zeit ist, ist auch Tapferkeit.

Herr Professor Hillebrand in Gießen schickt mir den zweiten Band seiner „Deutschen Nationallitteratur“.

Die „christliche Ehrerbietung“, mit der Herr Bunsen sich unterschreibt, besprochen! — Des Bischof Eylert's Auftreten gegen den Regierungs- und Schulrath Striez in Potsdam; wie weit ist es gekommen, wenn ein Eylert — selber doch ein Pfaff — unsre Sache gegen die Pfäffischgesinnten führen muß! So war die konstitutionelle Sache in Frankreich, während der letzten Jahre der Restauration, von Hyde de Neufville vertheidigt, von Martignac und Chateaubriand! — Unsre Polizei, hohe und niedre, wird immer kleinlicher, beengender und quälerischer gegen die kirchlichen Bewegungen, und erlangt in der Sache selbst doch nicht den geringsten Vortheil!

Die italiänische Vorstellung mit Madame Viardot-Garcia war nun dennoch hier, der König und die Königin — eben von Ischl zurückgekehrt — zogen es vor, hieher zu kommen. In der Bestellung der Plätze herrschte die größte Verwirrung. Im Königstädter Theater hatte man alle Anmeldungen zurück und nach Potsdam verwiesen, nach zwölf Stunden nahm man deren wieder an, und so sind viele Leute genarrt worden.

In Thiers gelesen und in Hillebrand's zweitem Theil, wo über den zweiten Theil des „Faust“ leider wieder die alte Leier gespielt wird, über das Greisenalter, die symbolische und gelehrte Dichtung ꝛc. Niemand will das

natürlich und einfach anschauen, jeder bringt einseitige Forderungen. Man will den Dante erklären, aber Goethe'n nicht. Manche Stücke des zweiten Theils glänzen so hell von reinster, lebensfrischer Poesie wie nur die besten des ersten Theils, manche haben dieselbe Herzenswärme, ja stammen sogar aus derselben Zeit, was die Leute wissen, aber immer nicht beachten. Und was die klassische Walpurgisnacht betrifft, so ist sie das Erzeugniß eines Mannes, der, von allen jenen Anschauungen und Kenntnissen erfüllt, auch ihnen seine Dichtergabe widmet, widmen muß, und dabei wahrlich so herrliche Einzelheiten bringt, wie nur irgend ein Dichter.

Dienstag, den 30. September 1845.

In der „Staatszeitung" steht endlich der Austritt Bülow's, der Eintritt von Canitz. Ich las die wenigen Zeilen mit innerer Bewegung von sehr gemischter Art!

Der Minister von Thile hatte dem hiesigen Magistrat geschrieben, er habe die Eingabe wegen der Frömmlinge, der Zivil-Ehe rc. dem Könige noch nicht vorgetragen, die Sache habe dadurch, daß inzwischen Stücke der Eingabe in den Zeitungen veröffentlicht worden, eine unangenehme Gestalt bekommen, auch dürfte es nicht schicklich sein, dem Könige schriftlich Dinge zu sagen, die man ihm in's Angesicht auszusprechen doch nicht wagen werde, er trüge auf Zurücknahme an. Dem Bürgermeister Krausnick soll er in diesem Sinne noch besonders geschrieben haben. Der Magistrat aber, Krausnick an der Spitze, hat geantwortet, er beharre auf seiner Eingabe, und jedes seiner Mitglieder werde den Inhalt auch mündlich gegen den König zu vertreten wissen. Hierauf soll nun die Antwort erfolgt sein,

der König bescheide den ganzen Magistrat zum Donnerstag Morgen um neun Uhr hier auf das Schloß. Man sieht daher übermorgen einem merkwürdigen Auftritt entgegen. Ohne Zweifel wird der König den Magistrat das Uebergewicht seiner Beredsamkeit fühlen lassen, wahrscheinlich gar keine Entgegnung annehmen. Aber dabei bleibt auch die Gefahr des Mißlingens! Bedauerlich, wenn der König sich erfolglos bloßstellt, bedauerlich, wenn der Magistrat sich demüthigt und verblüffen läßt! Der einzig denkbare gute Gang wäre, wenn der König erklärte, die Petition sei gewährt! — Krausnick ist immer der Mann des Hofes, diesmal aber muß er der Mann der Stadt sein, denn er selbst bedarf nächstens wieder der Stimmen der Bürger.

In Thiers die Katastrophe des Herzogs von Enghien gelesen; dieser vielbelobte Abschnitt gefällt mir nicht, er ist viel zu sachwalterisch und rhetorisch-sophistisch für die Ehre der Franzosen. So wird Moreau von seinem Adjutanten verrathen, und nichtsdestoweniger es der allgemeinen Ehrenhaftigkeit der Zeit angerechnet, daß Georges nicht verrathen wird!

Mittwoch, den 1. Oktober 1845.

Der Graf von Kleist-Loß besuchte mich und blieb eine gute Stande. Er war in Karlsbad und Töplitz, ist voll muntrer Geschichten und scharfer Mißreden, seine Laune und sein Witz über gewisse Gegenstände sind unerschöpflich, die Frommen besonders sind ihm ein Dorn im Auge. Er spricht aber auch sehr ernst und sorgenvoll. Was soll aus den Dingen werden? Les rois s'en vont! Das ist wahr, auch wenn sie noch lange bleiben. — Er liest Dahlmann's „Französische Revolution".

Es ist ganz richtig, der Magistrat ist morgen auf das Schloß beschieden; er besteht in etwa dreißig Personen, sie wollen in fünfzehn Wagen feierlich auffahren. Die Bürger wollen ihnen auf dem Wege rauschenden Beifallsruf zur Begleitung geben. Die Sache nimmt ein bedeutendes Ansehen, und wird dem Könige zum Verdruß ausschlagen. Ganz Berlin ist in gespannter Erwartung. —

Ich habe heute zufällig ein älteres Blatt gelesen, worin ein Rezensent, unter großen Lobsprüchen, doch mit der Art meines Auftretens gar nicht zufrieden ist; er will mich heftiger, schonungsloser, polternder, er möchte mich in Gefahr sehen, ja am liebsten schon auf der Festung, und sollt' ich für meine Kühnheit mit dem Leben büßen, so soll ich, ihm zu Gefallen, wie ein Held mit Trotz und Hohn sterben! Das ist eine Art von Wahnsinn unter den jungen Schreiern, daß sie Andern die Rollen, den Karakter, den Gebrauch der Talente sogar, bestimmen und vorschreiben wollen. Freilich, sie selber können nichts, als solche Artikel schreiben, und unfähig etwas Tüchtiges zu leisten, möchten sie Andern befehlen! Wenn ich das nun auch thun wollte? Wenn ich dem naseweisen Rezensenten auch seine Rolle vorschriebe, und ihm sagte, er sei zum Gassenkehren, zum Stiefelputzen bestimmt, er solle seinen Beruf doch erkennen und erfüllen?

Mich hat es nie gereizt, meine Sachen in's Französische, in's Englische übertragen zu sehen, oft waren mir deßhalb Anerbietungen gemacht, und ich habe sie stets nachlässig behandelt. Ich fühle ganz den Sinn Goethe's, wenn er sagt:

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt;
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt.

Wenn meine Sachen hier bei uns gedeihen, dann mögen sie als solche auch auswärts gelten. Aber auswärts ein Gedeihen zu suchen, damit sie darauf auch hier gelten, das dünkt mich sehr verkehrt. Mit geringer Nachhülfe von Betreibung könnte ich meinen Blücher französisch und englisch gesehen haben, Oelsner und Doktor Lappenberg boten sich an; es ist mir nicht leid, daß es unterblieben ist. Aber das Anerbieten einer Dame in Kiel, welche Rahel's Sachen in's Französische übersetzen wollte, nicht thätiger aufgefaßt zu haben, reut mich etwas.

Freitag, den 3. Oktober 1845.

Gestern war der Vorgang auf dem Schloß. Als der Magistrat vom Könige herunterkam, empfing ihn von dem dort am Portal versammelten Volk ein lebhaftes Hurrah, aber es waren nicht über vierhundert Menschen beisammen, die Polizei hatte absichtlich verbreitet, erst um elf Uhr würde die Audienz Statt finden. Die Magistratsmitglieder sahen niedergeschlagen aus, und einige winkten abwehrend, man solle nicht rufen und jubeln. Sie begaben sich unmittelbar auf das Rathhaus und hielten eine lange Sitzung, in der sie eine zweite Eingabe beschlossen. Heute steht in der Zeitung ganz kurz, daß die Audienz gewesen, von ihrem näheren Inhalte jedoch wisse man noch nichts. Der König soll indeß gesagt haben, daß er solche Eingaben mißfällig ansehe und daß sie unmächtig seien, den geringsten Einfluß auf seine Ansichten und Entschließungen zu haben; zuletzt gab er dem Oberbürgermeister Krausnick die Hand. Im Ganzen ging es glimpflich genug her, der König schien etwas matt. Sein persönliches Auftreten scheint ganz vergebens gewesen zu sein, er hat damit nichts bewirkt.

Heute Besuch von Theremin, der mir seinen „Demosthenes und Massillon" und die neuste Auflage seiner „Abendstunden" bringt. Er erzählt von seiner Schweizerreise, von den Predigern in Genf 2c. Er liest Humboldt's „Kosmos" mit Eifer und Belehrung, verabscheut die Verketzerungen des Buches, klagt überhaupt die Lieblosigkeit an, die jetzt unter den Geistlichen herrscht, und meint, er könne im Dogma wohl der „Evangelischen Kirchenzeitung" beistimmen, aber in ihrem Verfahren nimmermehr, denn das sei ganz ohne Liebe, hart und bitter, und deßhalb auch wirke sie so wenig zum Guten. Er sagt, er stehe kirchlich ganz allein, habe keine Parthei für sich, werde von jeder angefeindet; kürzlich habe sogar sein sonstiger Freund Tholuk, der ihm früher einen Band Predigten zugeeignet, von ihm drucken lassen, „zum Glauben habe Theremin es nie gebracht", welches ihn doch auf's äußerste betroffen mache, da er sich bewußt sei, seit mehr als dreißig Jahren den Glauben an Christus rein zu predigen und zu lehren; es sei ihm unbegreiflich, wie man so absprechen, einem Prediger so das Vertrauen der Seinen wankend machen könne 2c. Natürlich, lieber Theremin, das ist schwer zu verdauen; aber bedenke, daß du selber über Andre auch schon so abgesprochen hast, und noch heute absprichst, in einem Gebiete, wohin der Blick nur unsicher schweift!

Abends las ich in Theremin's Gedichten und Reflexionen. Er hat unläugbare Gaben der Poesie und der Betrachtung, aber auf allen Seiten hemmt ihn der Theolog, der Prediger. In seinen Gedichten und Reflexionen ist mir merkwürdig, daß er den Stil der besten Schlegel'schen Zeit, des „Athenäum's" 2c. glücklich festgehalten hat, aber auch dabei stehen geblieben ist. Ueber Goethe hat er viel Verdrehtes, über den zweiten Theil des „Faust" die alten

Wirren und ein theologisches Gericht dazu! Er spricht von der „Oede seines Greisenalters", aber Goethe selbst empfand diese weit weniger, als Theremin selbst — obwohl noch lange nicht so alt, wie Goethe geworden — diese Oede empfindet, seinen eignen Klagen nach, und dann wieder die unchristliche Hoffahrt auf das Christenthum! — Diese Leute meinen immer, Goethe hätte seinen Genius in den Dienst der Kirche stellen sollen — wie auch Sieveking so dünkelvoll von Bettinen verlangte —; ich meine, Schleiermacher und Theremin hätten nicht Schwarzröcke werden sollen, denn im schwarzen Rock erstickte der beste Theil ihrer Gaben.

Sonnabend, den 4. Oktober 1845.

Der Magistrat wird es bei seiner gehabten Audienz nicht bewenden lassen; in einer Sitzung unmittelbar nachher ist die Rede des Königs aus dem Gedächtniß zu Papier gebracht worden, um darauf zu antworten. Der König hat dem Magistrat sorgsam bemerklich gemacht, wieviel er thue, daß er ihn persönlich vorlasse, das sei ganz unerhört, und ganz Europa sehe auf solche Handlung. Er war mild und scharf, alles durcheinander, der Eindruck war peinlich. Der Minister General von Thile war seinerseits auch gar nicht zufrieden, er warf dem Könige vor, daß er ihn und Eichhorn durch seine Worte doch gewissermaßen bloßgestellt habe! Thile wollte zuletzt den Magistrat zur Geheimhaltung des ganzen Hergangs verpflichten, ihm wurde geantwortet, man werde sehen, was zu thun sei. Verdrießliche Geschichte!

Sonntag, den 5. Oktober 1845.

Für Canitz läßt sich in seiner neuen Stellung und Wirksamkeit nur Eine Weise des Ruhmes und Gelingens denken, wenn er nämlich frank und offen sich auf die Seite der Freiheit und des Fortschritts wendete, hier an die Spitze träte und alles Entgegenstehende kräftig niederwürfe. Er müßte freilich grade das bekämpfen, was er bisher gehegt, die Standesvorurtheile, die Frömmelei, aber solcher Wechsel ist schon oft vorgekommen, und der seltne Fall, daß er vom Schlechten zum Guten geschähe, würde nur den Lobpreis aller Guten hervorrufen. Ist zu solchem Beginnen irgend Aussicht? Ich zweifle ganz und gar. Canitz hat große Eigenschaften, aber er wird sie in einer Richtung gebrauchen wollen, in der sie nutzlos verwendet werden, in der sie den Sachen und ihm selbst zum Schaden gereichen. Was kann er von Freunden und Gefährten, wie Leopold von Gerlach, Radowitz, Voß, Hassenpflug rc. für Beistand erwarten? Sie sind dem Volke verhaßt, und mit Recht! Bunsen überflügelt ihn in den Kirchensachen und in der Gunst des Königs, und der ihm eine Hülfe sein sollte, ist ihm verhaßt! Warum? In den Sachen stimmen sie doch ganz überein! Aber man sieht, nicht die Sachen sind das Erste, sondern das persönliche Dünken, die Selbstsucht, welche Neid und Eifersucht in sich schließt. Aus diesem Punkte droht Canitzen die größte Gefahr. Ich kenne ihn von jeher als stolz und ehrgeizig; aber die Leute versichern, daß diese edleren Eigenschaften längst in die kleinlichste Eitelkeit zusammengeschrumpft seien, daß er sich in seinem neuen Amte wohlgefällig spiegle, gleich dem geringsten Parvenu, daß er sich prunkend aufblähe und Schmeichelei nicht nur anhöre, sondern fordere. Ein trauriges Bild, ich wünsche, daß es sich als ein übertriebenes erweise!

Ich arbeitete in meinen Papieren, merkte an, machte Zusätze 2c., las dann in Theremin, mit großer Wärme und vielen Betrachtungen; auf allen Seiten bestätigt sich mir, was ich schon aufschrieb: Schade, daß er ein Prediger geworden! Wenn er mitten in der Bewunderung Demosthenischer Reden plötzlich auf Predigten einlenkt, wird es gradezu komisch, und seine beständige Erinnerung, daß man es doch nur mit einem Heiden zu thun hat, ist mir jedesmal widerlich. Er hätte, wäre er kein Prediger, nicht Massillon, sondern Mirabeau zur Vergleichung mit Demosthenes herangebracht, aber als Prediger wagte er das nicht. Sonst hat er viele schöne Stellen und gerechte Urtheile, zum Beispiel über den Zorn, über Oeffentlichkeit 2c.

Montag, den 6. Oktober 1845.

Die Verblendung und Thorheit unsrer Regierenden sind sichtbar, sie arbeiten an ihrem eignen Untergang. Wie unredlich, wie schlaff und selbstvergessen sie handeln, sieht man zumeist am deutschen Bundestag; welche Versprechungen sind von ihm erfüllt, was leistet er? Er ist ein Werkzeug der Unterdrückung in der Hand der Mächtigen, das ist alles! Seine eigne Oeffentlichkeit, seine eigne Permanenz hat er abgeschafft. Und im übrigen, wie sieht es aus? Ist es nicht, als ob alle Regierungen sich verschworen hätten, irgend Freies, Selbstständiges, Schwungvolles, im größeren Sinne Vaterländisches, sogleich zu hemmen? Die edle deutsche Gesinnung für Schleswig-Holstein, wie scheel wird sie angesehen, wie mürrisch ruft man den Badnern, den Sachsen zu, was sie das angehe! Und ist wohl unter allen deutschen Fürsten einer so freisinnig, so großmüthig,

so staatsklug dürfte man sagen, sich offen als Beschützer der Deutschkatholischen, der Lichtfreunde aufzustellen? Nein, sie arbeiten insgesammt für den Sieg der Pfaffen, der Fanatiker, und welche Freunde sie an diesen haben, ist ihnen durch den Erzbischof von Köln noch nicht gehörig eingetränkt! So werden sie's denn auf's neue erfahren! —

Man sagt, der General Leopold von Gerlach sei als Canitzens Nachfolger zum Gesandten nach Wien bestimmt. Abscheuliche Wahl! Und doch wird er dort unschädlicher sein, als er hier am Hof ist. —

Von der Rede des Königs an den Magistrat wird viel erzählt und gesprochen. Sie soll unglaubliche Blößen geben und hat niemanden imponirt. Viele Bürger behaupten, wenn die nächste Eingabe nichts fruchte, so müßten Magistrat und Stadtverordnete ihre Stellen niederlegen, und wenn auch die ganze Städteordnung darüber zum Teufel ginge; Berlin würde die Schande davon nicht tragen, sondern die schlechten Minister, die den König irrleiten.

Donnerstag, den 9. Oktober 1845.

Vorgestern Brief aus München von Hormayr, eine sehr ungünstige Schilderung von Metternich's jetzigem Erscheinen enthaltend.

Prächtiger Trinkspruch vom Geheimenrath Böckh in der Philologenversammlung zu Darmstadt; er kleiner Mann habe mit einem großen, mit Perikles, das gemein, nicht gern unvorbereitet zu sprechen, und dann rede er auch nicht gern allein, sondern lieber in dialogischer Form, womit jetzt an gewissen Orten große Gunst zu erwerben sei; —

man freut sich hier der guten Maulschelle für den Minister Eichhorn.

Herr von Küstner hat wieder eine Kabinetsordre des Königs zu Gunsten Meyerbeer's erhalten und will wieder seinen Abschied fordern. Der Fürst von Wittgenstein sagt ihm: „Das müssen Sie so genau nicht nehmen, mein Lieber! Dieser Herr ist immer wie im Nebel, sieht und hört nicht recht, thut was der Augenblick ihm eingiebt, und denkt nicht an den Zusammenhang. Seine Umgebung nennt das geistreich und genial, ich aber sage Ihnen, es ist nur Zerstreutheit, alles geschieht wie im Nebel, und morgen das Gegentheil von dem heute Befohlenen. Lassen Sie das alles ruhig an sich vorübergehen."

Freitag, den 10. Oktober 1845.

Besuch vom General von Pfuel; er ist in seinem Eifer für die Deutschkatholischen standhaft, bedauert, daß man den König gegen sie gestimmt, betheuert, daß die Sache keinen politischen Bestandtheil habe, sondern ganz innerliche religiöse Ueberzeugung dabei die ursprüngliche Triebfeder sei, der Staat aber nehme die Sache als eine politische und mache sie erst zu einer solchen. Ob denn der Graf von Sedlnizki nicht dafür zu gewinnen sei? Was der für eine große ruhmvolle Laufbahn betreten könnte, sein Name würde in der Geschichte glänzen! „Ach, der fragt viel nach einem Namen in der Geschichte! Der hat seinen Ehrgeiz auf einen Rothen Adlerorden erster Klasse in Brillanten gestellt." Ueber unsre Reichsstände; „nur bald, nur bald!" sagt Pfuel. Der König lechzt nach Ruhm und den schon über ihm fertig schwebenden läßt er sich wieder verziehen!

Mein alter Waffengefährte, der österreichische Feldmarschallieutenant und Obersthofmeister des Erzherzogs Ferdinand von Este, Freiherr von Droste-Vischering, in Olmütz gestorben! Pfuel meint, er müsse achtundsechzig Jahr alt geworden sein. Wie schnell beseitigt man das Andenken eines solchen Todten! Dieser Droste war sehr eigenthümlich, ein tapfrer Offizier und guter Kammerad!

Sonnabend, den 11. Oktober 1845.

Heute früh ein Billet von Frau von Gemmingen, die seit kurzem wieder hier ist; sie schickt mir einen Brief vom achtzigjährigen Kabinetsminister von Reizenstein aus Karlsruhe, der mir auf die freundlichste, schmeichelhafteste Art schreibt, von dem Genuß, den er aus meinen Schriften schöpft; von seinem Alter und seiner Krankheit, ja von seinem wie er meint ganz nahen Tode spricht er mit Seelenruhe und scherzender Grazie, höchst ehrenwerth und liebenswürdig! Der Brief erregte mich ungemein, und ich antwortete auf der Stelle, alles zusammenfassend, was den alten Mann vor dem Tode vielleicht noch freundlich ansprechen kann!

Besuch von Doktor Ludwig August Frankl aus Wien, Verfasser des Gedichts „Colombo" ꝛc. Er bringt mir einen Brief von Kuranda und erzählt mir vielerlei von Wien. Der Fürst von Metternich hat die Petition wegen freierer und gesetzmäßig bestimmter Zensur sehr übel aufgenommen und kleinlich gesagt, er selbst habe dergleichen im Sinne gehabt und schon bearbeitet, die Petition komme ihm sehr ungelegen, denn nun könne nichts geschehen, weil es ja sonst aussehen würde, als ließe die Regierung sich etwas

abtrotzen! Welche Schwäche und Armseligkeit liegt in dem Bekenntniß! Fühlt das der eitle Greis denn nicht? — Doktor Frankl gefällt mir, er hat ein offnes und festes Wesen, feinen Sinn.

Sonntag, den 12. Oktober 1845.

Bei der entschiedenen, festen Vorliebe des Königs für die Leute, die einmal seine Gunst haben, ist es ein Wunder, daß er die Richtung, in der sie ihn bestärken, nicht leidenschaftlicher verfolgt, nicht heftiger wider die Gegner verfährt. Freilich sind diese Leute auch untereinander nicht einig, sondern in geheimem, bisweilen auch in offnem Kriege wider einander. Immer jedoch bleibt es ein schöner Freisinn des Königs, neben jenen Leuten auch Humboldt, Pfuel, Willisen ꝛc. zu schätzen und zu hören. Die Eingenommenheit für Bunsen, Radowitz, Gröben, Thile, Gerlach, Hassenpflug ꝛc. soll jede Vorstellung übersteigen.

Die Rede des Königs an den Berliner Magistrat wird fürchterlich durchgemustert, berichtigt, zerfetzt, man läßt keinen ganzen Faden an ihr. Sie giebt in der That viele Blößen, und ist im Ganzen nur eine Blöße, die er sich nicht hätte geben sollen! — Französische und englische Blätter haben sich darüber hergemacht. Ein französisches Blatt soll prophezeihen, der König werde sich auf seinem Throne nicht halten können.

Canitz ist nach Wien gereist, um seine Abberufungsschreiben zu übergeben und seine Familie zu holen. Man fürchtet, Metternich werde ihm schlimme Einflüsterungen mitgeben.

Die Annahme des nach Rom ernannten Gesandten von Usedom soll bei der päbstlichen Regierung durch Versicherungen und Versprechungen hiesigerseits bewirkt worden sein, über welche die Altpreußen als über eine Herabwürdigung seufzen, — wenn sie auch geheim bleiben soll, sie wird immer bekannt genug!

Montag, den 13. Oktober 1845.

Herr Konrad Meyer aus Zürich bringt mir einen Brief von dem dortigen Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau, der vor mehr als zwanzig Jahren hier war und mir damals eine Empfehlung von Schlosser in Heidelberg brachte. Jener ist ein frischer, muthiger Jüngling, regsamen Geistes und liebenswürdigen Gemüthes, mit welchem ich sogleich in rascher Art die Schweizersachen besprechen kann; ich vertheidige zu seinem Erstaunen den Grundsatz, aus dem die Freischaaren hervorgehen — nicht diese selbst, da mir das Oertliche gar nicht bekannt ist —, denn die Gewalt der Schufte und Heuchler, welche die Jesuiten berufen, ist auf jede Weise zu stürzen, durch Aufruhr und Ueberfall, die Vernunft darf sich ihr Gesetz nicht unter dem Vorwande, daß es der Gesetzlichkeit entbehre, rauben lassen; hier sind Harmodios und Aristogiton am Platze, hier das Schwert unter Myrthenzweigen! — Großer Wohlstand in der Schweiz, Gedeihen Zürich's 2c.

Nachrichten vom Minister von Bülow in Tegel, er ist doch noch sehr schwach und spricht langsam und angestrengt. Der Geheime Justizrath Voß im Kabinet des Königs, gemeinhin der rothnasige Voß genannt, hat neulich einen Schlaganfall gehabt. Sterblich sind diese Leute denn doch auch, indeß durch die Folgereihe der Nachrückenden scheinen

sie gleichwohl nicht auszusterben, und jeder Wechsel ist vor der Hand eine Verschlimmerung.

In der „Staatszeitung“ steht heute der ganze Handel mit dem Magistrat ausführlich, die Petition an den König, des Königs Antwort, alles wieder ungeschickt spät, nachdem man erst versucht hat, aus der Sache ein Geheimniß zu machen! Die Petition ist stark, die Antwort schwach und in manchem Sinne bedenklich, zum Beispiel, daß der König gesteht, die Kirchengewalt sei in seinen Händen nicht in den rechten, — und dabei will und muß er sie doch noch behalten! Man sieht jetzt im ganzen Umfange, wie unklug dem Könige von denen gerathen worden, die ihn zu dieser umständlichen und mündlichen Antwort verleitet haben! Daß der Minister Eichhorn „Oeffentlichkeit und Licht will“, glaubt dem Könige kein Mensch, das Lob klingt wie eine Derision, und der „elende“ Eichhorn, wie ihn Humboldt nennt, wird schwer daran tragen.

In Goethe gelesen, im Neuen Testament. — Betrachtungen über das was bleibt, und das was vergeht, in der litterarischen Welt, das heißt in der Welt des Gedächtnisses. Das Gehässige, Hemmende, Gemeine vergeht am schnellsten, ganze Massen desselben sterben ohne Spur dahin; doch galten sie im Augenblick immer etwas, und oft mehr als das gleichzeitige Edle, Geniale; aber die Zeit, welche dieses auf ihre Schwingen nimmt, läßt jene fallen.

Dienstag, den 14. Oktober 1845.

— Dann ging ich vor das Potsdamer Thor zur Konsistorialräthin Ilgen, ich fand sie zu Bette, sie erzählte mir schön und sinnig von ihrem Sommeraufenthalt bei Meißen, ihrem Leben dort, eine Reihe wohlthuender Bil-

der! Sie war darauf in Leipzig, wo sie Verwandte und zahlreiche Bekannte hat. Sie meint, das Wahre der Leipziger Vorfälle sei genug ermittelt, werde aber zum Theil verschwiegen bleiben. Die Patronen waren sehr alt, das Blei schon etwas verkalkt, daher die Wunden der Getroffenen nicht heilen wollten; die Aerzte sagen, daß viel mehr Menschen verwundet worden, als angegeben wird, manche haben sich geschämt und ihr Unglück verheimlicht.

Als ich durch den Thiergarten nach Hause ging, begegnete mir der Fürst von Solms-Lich. Er nahm einen zufälligen Anlaß, mir mit Bedeutung die Worte zu sagen: „Man muß nie eine Sache heftig anfangen!" Ein Wink in Betreff der Verfassungsfrage, ohne Zweifel ist ein Versuch mit Reichsständen nah. Ich ließ es bei dem Winke bewenden, fragte nicht weiter und wir schieden. Diese Geheimnisse werden früh genug an den Tag kommen — und schlecht genug! — Fürst von Carolath versäumt.

„Memoirs of the Lady Hester Stanhope" (London 1845, 3 Bände). Das Buch ist sehr anziehend und unterhaltend. Der Arzt der Lady ist ihr Eckermann geworden. Sie war offenbar etwas verrückt, aber höchst begabt und genial. Alle Krankheiten europäischer Verwöhnung waren in ihr, gebieterische Herrschsucht, Geistesstolz, Tollkühnheit, Eitelkeit, Empfindsamkeit. Sie hatte die größte Härte, ein bischen türkischer Pascha, ein bischen englischer Missionair, ein bischen Bettine, Schlabrendorf und wer weiß was noch alles! Das weiß ich, mich hätte sie weder bezaubert noch unterworfen, ich wär' ihr anders gekommen! Doch wahrscheinlich hätte sie mich nicht vorgelassen, oder doch nicht zum zweitenmale. Bei aller Genialität, bei allem Unglück und Unrecht, das sie erfahren, muß ich zuletzt doch sagen: Ein abscheuliches Weibsbild!

Freitag, den 17. Oktober 1845.

Vorgestern Geburtstag des Königs, schönes Wetter, aber dessen ungeachtet keine Volkslustbarkeit; außer den herkömmlichen Reden in der Universitätshalle, in den Theatern 2c. und außer den amtlichen Gastmählern — alles still. — Die neuen Kostüme der Universität waren schon zuvor besprochen, man sieht sie mit Gleichgültigkeit.

Der Magistrat hat dem Könige wirklich schon geantwortet und ganz tüchtig; er beweist durch thatsächliche Angaben, daß die Vorwürfe, die der König ihm gemacht, völlig grundlos sind, daß seine Eichhorn und Thile ihm Falsches gesagt und ihn Falsches haben sagen lassen, wegen der englischen Kirche, der Vermehrung hiesiger Kirchen und Prediger 2c. Des Königs Rede, schon außerdem übel glossirt, wird nun gänzlich zu nichte gemacht. Und dazu so großes Gepränge, zu solchem Erfolg? Es ist wahrlich zum Bedauern!

Ich habe zwei Bände der Memoiren über Lady Esther Stanhope durchgelesen, mit großer Spannung. Außer den schon erwähnten Aehnlichkeiten fand ich auch eine gute mit Rahel und trug einige Worte darüber in das Buch „Rahel" ein; dann eine andre Aehnlichkeit mit der Gräfin von Schlabrendorf, der Freundin Rahel's, eine andre mit der Gräfin Luise zu S., mit der Frau von Arnstein 2c. Lady Esther hatte sich auf dem Libanon freiwillig eine Existenz geschaffen gleich der von Napoleon auf St. Helena durch Zwang erduldeten, und der Doktor war ihr Lascases. Ihre Rückblicke auf ihr früheres Leben, die Züge von Pitt und dergleichen sind mir besonders willkommen. Mit ihr selbst hat man großes Mitleid, aber ihm hält der Widerwille die Wage.

Diese beiden Abende, von gestern und heute, waren

ganz von Saint-Martin erfüllt, ihn zu lesen und auszuschreiben. Eine edle, trostreiche, erhebende Beschäftigung!

Sonntag, den 19. Oktober 1845.

Im „Militairwochenblatt“ soll „auf allerhöchsten Befehl“ eine Berichtigung eingerückt stehen, wonach die Gefangennehmung Blücher's, im Siebenjährigen Kriege, nicht wie ich es erzähle geschehen sein soll, sondern durch einen Husaren Landeck. Eine rechte Misere „auf allerhöchsten Befehl“! Und ich halte mich dennoch für ganz berechtigt, meine Angabe so zu lassen, wie sie dasteht. Der König hat Macht, die werdende Geschichte ein bischen mitzubestimmen, aber gar nicht, die vergangne festzusetzen. Das Stückchen geht übrigens vom Hofmarschall von Schöning aus; sollt' ich mit dem Schächer streiten?!

Dienstag, den 21. Oktober 1845.

Gestern in meiner Arbeit fortgefahren; auf die Dauer macht mich doch Saint-Martin verdrießlich, so wie Fenelon und sogar Tauler; die edelste Weisheit und reinste Liebe immer aus Aberglauben und willkürlicher Annahme heraus, und davon triefend empfangen zu müssen, das belästigt und erzürnt am Ende; nimmt man einzelne Sätze und läßt die anhängende Feuchtigkeit erst ablaufen, so fährt man unstreitig besser.

Ungeachtet des Regens war ich Vormittags in die nahe Ausstellung von Sachen gegangen, die zum Besten der Deutschkatholischen verkauft werden. Ich kaufte mancherlei, auch Ronge's Bildniß, und gab mehr als den Kaufpreis.

Die Damen rühmten den glänzenden Fortgang ihres Unternehmens.

Der Magistrat von Königsberg hat erklärt, er trete der Berliner Petition mit voller Gesinnung bei. Was will der König nun machen, will er auch diese Leute vor sein Antlitz rufen und ihnen eine Rede halten? — Hier ist allgemein das Gerücht verbreitet, der König wolle seine Unzufriedenheit dem Magistrat hier auch damit bezeigen, daß er für das Schloß und alle Königlichen Gebäude das Gaslicht nicht von der Stadtanstalt, sondern von der englischen Gesellschaft beziehen werde. Die Sache ist ohne Zweifel ungegründet, zeigt aber, was man dem Könige zutrauen will.

Der Herzog von Anhalt-Köthen hat mit seinen Staatsschulden eine Art Bankrott gemacht. Der König, heißt es, will ihm durch beträchtliche Summen aus der Klemme helfen.

Unsre Stadtverordneten wollen den König durch eine Deputation um bedingte Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen angehen; alle stimmberechtigten Bürger sollen Zutritt haben. Der König wird sie, behauptet man, hart abweisen.

Der Minister Eichhorn hat sich ein neues Schanddenkmal bereitet, die Absetzung des Konsistorialrathes David Schulz in Breslau, wegen seiner Unterschrift gegen die Hengstenbergische „Kirchenzeitung". Der Minister wollte ihm Rang, Titel und Besoldung lassen — Professor an der Universität bleibt er ohnehin —, aber Schulz hat sogleich auf diese Niederträchtigkeit geantwortet, ohne das Amt wolle er keine Besoldung. Diese Geschichte wird noch viele Folgen haben. Eichhorn brandmarkt sich stets auf's neue, und an den Bischöfen Eylert und Dräseke sich zu vergreifen, ist er doch zu feig! Schulz hat nur gethan was diese.

In Lord Brougham gelesen, über Chatham und Pitt. Alles von Gans hervorgesucht, zum Ueberblick und zur Prüfung. — In meinen Papieren gearbeitet.

Donnerstag, den 23. Oktober 1845.

Gestern vor meinem Bette früh ein Herr aus Königsberg, dessen Namen ich weder bei der Anmeldung noch von ihm selbst verstand, er sieht aus wie Friedrich Perthes und Peter Friedrich Röding zusammen; Grüße von Doktor Jung und Professor Rosenkranz; über die Unzufriedenheit in Preußen, den Muth, die Festigkeit der Leute dort. — Nachher kam der Prinz Ludwig von Carolath und saß zwei Stunden, für mich ermüdend, aber doch fruchtbar, er sagte mir alles von Schlesien und darunter viel Bedeutendes; seine Sonderbarkeiten treten immer mehr zurück, er zeigt Verstand und macht satirische Bemerkungen.

Nachricht, daß der Erzbischof Freiherr von Droste gestorben. Der alte Mann hat viel Unfug angezettelt! — Der Fürst von Solms-Lich abgereist.

Der König hat dieser Tage den Minister Bülow in Tegel besucht und soll ungemein freundlich gewesen sein.

Man verbreitet, der König wolle den Winter diesmal gar nicht nach Berlin ziehen, um die Stadt seine Unzufriedenheit fühlen zu lassen, er wolle in Sanssouci bleiben, oder auch in Charlottenburg wohnen. Da strafte er am meisten die vornehme Gesellschaft, die nicht gegen ihn gesündigt hat. Ein Bürgersmann sagte bei dem Gerücht: „Das hält die Stadt wohl aus, aber der König nicht.“

Es heißt, der Prinz von Preußen habe seine Zustimmung gegeben, daß die Freimaurer den Deutschkatholischen die Maurerlogen zum Gottesdienst einräumen.

Hiedurch, meint man, werde neuer Zwist mit dem Könige entstehen, Andre besorgen dann von Oesterreich her eine große Verfolgung der Maurerei.

Die Prinzessin Albrecht hat sich bitter beklagt, daß sie die russische Kaiserin habe aufnehmen müssen; nie sei ihr eingefallen, ihre reiche Villa am Comosee den Russen zur Verwüstung preiszugeben; sie habe, ohne daß von ihrer Seite ein Anerbieten geschehen sei, ein Schreiben bekommen — von wem wurde nicht gesagt —, die Kaiserin nehme eine Wohnung dort an 2c.

In Thiers gelesen, mit vielem Unwillen und Bedauern, der Mann ist zum Schmeichler und Zurechtmacher hinabgesunken; in großen Umrissen verträgt man allenfalls noch solche absichtliche Einseitigkeit, aber bis in's kleinste Einzelne verfolgt, bei solcher Ausführlichkeit, wird der Fehler riesengroß und gar nicht zu dulden. Eine Partheischrift von zehn Bänden, das geht nicht! Und alles so kühl, so berechnet, so klar, — und so offenbar unredlich und gleißnerisch!

Sonnabend, den 25. Oktober 1845.

Besuch von Doktor Julius Altmann, ein erfahrner kluger junger Mann, von schönen Kenntnissen und frischer Arbeit. Aus dem kann etwas Tüchtiges werden.

Heute wird in den Zeitungen erklärt, das Gerücht, der König habe für die Königlichen Gebäude mit der englischen Gaskompanie abgeschlossen, sei unwahr. Man weiß aber nun ganz bestimmt, daß alles bis zur Unterschrift fertig war, der Bürgermeister Naunyn hat den Vertrag gesehen, und die Unterschrift würde ohne das schlimme Gerücht wahrscheinlich erfolgt sein.

In der „Bremer Zeitung“ steht die zweite Eingabe

des hiesigen Magistrats, durch die er sich gegen die Rede des Königs rechtfertigt, nun auch abgedruckt. Es macht einen häßlichen Eindruck, daß der König, der seine Rede und die erste Petition in die Zeitungen gegeben, diese zweite Petition bisher von der Veröffentlichung zurückgehalten hat. Die ganze Sache wird immer übler für den König, jedermann kritisirt die Rede, und mit den härtesten Ausdrücken. Die Bürger sind erbittert, der gemeine Mann schimpft unverhohlen. Man hat eine rechte Schadenfreude an den Blößen, die der König giebt. Wohin führt das alles? Ohne eigentliche Stöße, ohne erhebliche Vorfälle, in lauter Armseligkeiten, in lauter ungeschickten und trüben Wendungen, kommen wir ganz herunter, bis alles im Kothe steckt und dann doch zuletzt am gefährlichen Abgrunde hängt!

Der Königsberger Jacoby hat ein Buch drucken lassen, das nichts enthält, als Königliche Kabinetsordren, Reden, Briefe 2c. des jetzigen Königs, und in dieser bloßen Zusammenstellung die bitterste Satire sein soll, so arg treten die Widersprüche und Unklarheiten, sagt man, daraus hervor. Die Polizei ist scharf dahinter her und nimmt das Buch überall in Beschlag. Das ist wieder eine Satire! — Dem gewesenen Konsistorialrath David Schulz in Breslau sollte ein Fackelzug gebracht werden nach seiner Absetzung, die Polizei verbot es; „ein beabsichtigter, ein verbotener, — das ist so gut wie zwei Fackelzüge“.

Der junge Graf von Reichenbach in Schlesien gilt als großer Demagoge, der einen Anhang von vielen Tausenden hat, er ist ein Freund Itzstein's, Ronge's; mehr als genug, um der Regierung verhaßt zu sein! Der Regierungspräsident Graf von Pückler bekam aus dem hiesigen Ministerium den Befehl, über Reichenbach einen

umständlichen Bericht zu erstatten; wider alles Verhoffen fiel der Bericht sehr günstig aus; dafür ist Pückler nicht Oberpräsident geworden. So gehen diese Sachen!

In Thiers gelesen, in Lord Byron, und viel in Rahel.

Dienstag, den 28. Oktober 1845.

Brief aus London, von Carlyle. — Besuch von Herrn Thomas, Erzählung beiderseits über Herrn Thiers, Einladung zur Mitarbeit an der „Revue des deux mondes“, ich lehne sie jedoch ab, wenigstens jede bestimmte Verpflichtung. Herr Thomas hat hier Schelling'en besucht, und hat sich etwas von ihm imponiren lassen; Schelling hat den von Cousin Empfohlenen bestens aufgenommen, ihn versichert, er sei freisinnig, wolle keinen Rückschritt, verlange Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, freie Verfassung! „Das sagt er Ihnen, damit Sie ihn deßhalb in Frankreich rühmen, während er hier mit den Frömmlern und Finsterlingen verbunden ist, die Hofgunst genießt und den verderblichsten Minister, den Preußen je gehabt hat, zu partheiischer Gehässigkeit anreizt! Er will, der Charlatan, Beifall von allen Seiten und um jeden Preis!“ Von Leroux's Aufsätzen über Schelling sagte ich, sie seien die dickste Verwirrung, der Mann rede in's Blaue, ohne alle Kenntniß; da versetzte Herr Thomas lächelnd, grade diese Aufsätze habe Schelling für das Beste erklärt, was über ihn erschienen sei! „Sie sehen, es ist ihm nur um das Lob zu thun, das freilich hier maßlos verschwendet ist, auf die Grundlage kommt es ihm nicht an!“ Wie muß er in der That Cagliostro'n beneiden, der doch ganz andres Staunen erregte! Mir fällt hiebei wieder ein, was ich lange vergessen hatte, daß schon 1806 Schleiermacher von

Schelling zweideutig sprach und ihm geniale Blicke, aber keine ständige Klarheit zugestehen wollte.

Der Graf von Kleist sandte mir das „Journal des débats", worin sehr ehrenvoll von dem Berliner Magistrat und seiner Eingabe die Rede ist. Die Sache nimmt sich französisch sehr gut aus.

Die Eingabe des Königsberger Magistrats, ähnlich der des hiesigen, steht nun auch in der „Staatszeitung", so wie des Königs schriftliche Antwort; diese letztere aber befriedigt wenig, und man sagt, der König stelle sich, als habe er die Eingabe nicht recht verstanden, indem er nur belobt, was der Beschwerde zur Seite gestellt ist, die Beschwerde und Anklage dagegen übersieht.

Die Terrasse vor dem Schlosse, die der König hat bauen lassen, wo die russischen Pferde stehen, wird hier jetzt der „Hengstenberg" genannt. Der König habe seinen Hengstenberg, heißt es, ganz nahe haben wollen! — Ein Vorgang, daß ein Handwerker mit Gewalt zu Hengstenberg habe eindringen wollen, wird verschiedentlich ausgebeutet; der Mann soll eine Forderung gehabt haben, sagen die Einen, die Andern möchten es als eine Verfolgung darstellen, die aus der Eingabe des Magistrats entstanden sei.

In Thiers gelesen, in Uhland's „Volksliedern", in Prutz' Abhandlung über die politische Poesie der Deutschen.

Donnerstag, den 30. Oktober 1845.

Der König ist auf der Jagd. Humboldt sagt, in Sanssouci sei man jetzt ausschließlich mit der Frage beschäftigt, ob die Israeliten an einem Dienstag oder Mittwoch durch das rothe Meer gegangen; man höre gar nichts andres,

es sei dies der wichtigste Gegenstand, hinter den alles andre zurückträte; was in der Welt jetzt vorgehe und andringe, falle daneben ganz weg! (Bunsen hat über Aegypten geschrieben, Lepsius kommt von dort zurück, Berichte, Zeichnungen 2c.) — Großes Aufsehen und Mißfallen erregt es, besonders unter den Offizieren, daß der König dem Minister Grafen zu Stolberg am 23. Oktober mit der Ernennung seines jüngsten Sohnes zum Offizier ein Geburtstagsgeschenk gemacht hat, ohne Examen oder vielmehr gegen das Examen. Kurz vorher hatte der König in einer Angelegenheit ähnlicher Art streng erklärt, er wolle vom Buchstaben der Vorschriften niemals abweichen; es war freilich kein Sohn eines Günstlings, den die Sache betraf. Am meisten nimmt man es dem frommen Grafen übel, daß er sich solche Gunst zu Nutze macht. — Canitz ist von Wien zurück.

Sonnabend, den 1. November 1845.

Besuch von Herrn Thomas, er wird nach Potsdam fahren, die erste Aufführung des „Oedipus auf Kolonos“ mitanzusehen, wozu Humboldt ihm ein Billet gesandt.

Der Reiz der griechischen Aufführungen in Potsdam ist schon großentheils erloschen; selbst Reumont wollte heute nicht hinüber, die Ehre und der Genuß halten nicht vor. Ludwig Tieck ist durch Krankheit zurückgehalten, da mag Friedrich auch nicht hin. Von den Schauspielern spricht man gar mit Verachtung.

Sehr verbreitet ist das Gerücht, der Prinz von Preußen werde auf lange Zeit nach Italien reisen, wegen Zwistigkeit mit dem Könige, dem er die Reichsstände und die Pietisterei täglich als den Untergang des Landes vorstelle. Eine zweite

Auflage des Prinzen Heinrich in Rom, mit dem Unterschiede, daß dieser nicht der Nächste am Throne war. — Der pensionirte Generallieutenant Graf Henckel von Donnersmarck, der in Dessau lebt, bekannt wegen seiner Heftigkeit und schreienden Stimme, hat hierüber ausgerufen: „Natürlich kann der König das nicht aushalten! Er hat seinen Bruder aufgefordert, so oft er ihn einen dummen Streich machen sehe, ihn zu warnen, nun aber habe der König noch nichts gethan, als lauter dumme Streiche, und wenn der Bruder nun seine Pflicht thue, so werde das freilich unerträglich.“ Solche Reden hört man immerfort, bald gröber, bald feiner, immer derselbe Inhalt!

Montag, den 3. November 1845.

Bei dem Könige wechseln auffallend die heftigste Lebhaftigkeit und die matteste Verfallenheit; seine Nerven sind sehr zerrüttet und bedürfen starker Reizungen; Volksjubel, Aufzüge, Feste, vor allem das Bewußtsein persönlichen großen Eindrucks, starker Anregungen, erweckter Bewunderung, aber auch Körperbewegung, Ortswechsel, Besichtigungen und Befehlgeben sind ihm nöthig.

Die kirchlichen Bewegungen wollten schon etwas einschlafen, da weckt man sie auf's neue durch Quälereien, Verhöre, Absetzungen, und im Großen durch Berufung von Abgeordneten der deutschen Regierungen nach Berlin, wo man einen sogenannten „Kirchentag“ einsetzen will. Nicht alle Regierungen stimmen dazu, einige geben dem Wunsche des Königs nur ungern nach, und Geistliche und Laien erklären im voraus, daß dergleichen Abgeordnete nicht die geringste Macht in Glaubenssachen haben, daß ihre Beschlüsse für keinen Menschen bindende Kraft ausüben können.

Der sächsische Landtag bringt die Minister in's Gedränge, diese haben die Auflösung in Antrag gebracht, der König aber will davon nichts hören.

„Beschränkung der Redefreiheit. Eine Provokation auf rechtliches Gehör von Dr. Johann Jacoby" (Mannheim, Bassermann, 1846). Eine neue scharfe Schrift, mit bündigen Folgerungen. Der Königsberger muß in Mannheim seine Druckpresse suchen!

„Lady Hester Stanhope." Aufsatz des Fürsten von Pückler. Sehr gut zu lesen; im Ganzen mehr als man hoffen durfte übereinstimmend mit den Memoiren des Arztes, den der Fürst hier bei Namen nennt: Dr. Merion.

Mittwoch, den 5. November 1845.

Gestern den halben Vormittag war Eberty bei mir mit seiner Uebersetzung aus dem Englischen. Darauf kam Dr. Arens, wir sprachen über Zeitungswesen, Zensur, Politik, dann ausführlich über Hormayr's Karakter, seine Leidenschaft, Unruhe, Heftigkeit, sein wildes Toben, Umherstürmen, Schimpfen und Fluchen — wenn es möglich ist: Stoßen und Schlagen! Es ist ein Prediger Kapuziner an ihm verloren, das ist gewiß. Aber gegen andre Vorwürfe nehm' ich ihn in Schutz; er ist ohne Eigennutz, ohne Ränke und sogar ohne eigentlichen Haß; er haßt nur bedingungsweise, weil er gereizt worden, weil man ihn nicht gelten läßt, weil er betrogen worden; das ist sein Fall mit Oesterreich, mit Metternich. Dr. Arens findet ihn sehr unbequem mit seinem Vielthun und Auffahren, und ich kann ihm das gern glauben.

Herr Geh. Obertribunalsrath G. macht mir mehrere Mittheilungen über die Gerichte; manche unsrer Urtheils-

sprüche, sagt er, sind nicht besser, als ob sie durch Würfel erloost wären! Er sagt mir heimlich, bei einer Untersuchung in Posen wegen Umtrieben habe der verruchte Tzschoppe in die weggenommenen Papiere falsche einschieben lassen, um die armen Verfolgten einer Schuld überführen zu können! Der Gräuel!

Freitag, den 7. November 1845.

Canitz fängt schon an bitter zu klagen, daß die Geschäfte ihn überwältigen, daß seine Nerven leiden, daß seine Fassung und Laune sich verlieren. Er klagt besonders über die Zersplitterung seiner Zeit und Arbeit, über die unaufhörlichen Unterbrechungen und Beschickungen, meist durch den König selbst, oft auch durch andre Minister. Die nöthigste Sache wäre, die Geschäftsweise zu ändern; allein wer vermag das? Es ist schon viel, wenn Canitz andre Gehülfen gewinnt, als die jetzigen, die allerdings großentheils schadhaft sind und daher auch schädlich. Zuerst hat er den Geh. Rath Philipsborn zur Ausscheidung bestimmt und ihm schon jetzt die freie Hand genommen.

In Malcolm's „History of Persia" gelesen, in Ferischta's „Geschichte von Hindostan". Französische Zeitschriften, deutsche Flugblätter. — In Goethe gelesen, in Friedrich Heinrich Jacobi, in Friedrich Schlegel.

Sonntag, den 9. November 1845.

Der plötzliche Tod des Kommissionsraths Cerf, Eigenthümers und Direktors des Königsstädter Theaters, wurde besprochen — man fand den alten Mann Abends im Thiergarten vom Schlage getroffen —; daß er seinen Namen

nicht habe schreiben können, ist eine Fabel, ich habe ein Autographon von ihm; er soll in frühester Zeit einmal von einem Gerichtshandel dadurch losgekommen sein, daß er versicherte, nicht schreiben zu können, was er denn nachher viele Jahre fortbehaupten mußte.

Sendung des Diploms eines Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste von der Universität Tübingen, — große Ehre, und von Tübingen her wirklich willkommen!

Ich hatte aber in diesen Tagen, trotz des heitern Wetters und meines rüstigen Einherschreitens, ganz andre als litterarische und wissenschaftliche Gedanken, sehr schwere und düstre politische. Wie ich mir so die offne Welt ansah, zeigte sie mir erschreckend ihre vielen argen Schäden, und namentlich unser hiesiges Wesen seine trostlose Verkehrtheit. Unsre Regierung erscheint ganz gottverlassen. Ueberall wimmeln Lumpe, Wichte, Narren. Wenn diese Wirthschaft nicht zur Revolution führt, so muß die Vorsehung ein Wunder thun. Wenn noch Kraft des Bösen in dem Hanthieren wäre, aber es ist die pure Jämmerlichkeit, Phantasterei, blinde Schwäche!

Der „Neue Reineke Fuchs", von Adolf Glasbrenner (Leipzig 1846). — Unsre Polizei hat wieder den Aberwitz gehabt, nicht nur das Buch zu verbieten, sondern auch vierzehn Tage lang einen Späher in Leipzig darauf passen zu lassen, um es gleich beim Erscheinen wegzunehmen. Das Buch ist überall zu haben und man lacht die Behörden aus.

Dienstag, den 11. November 1845.

Betrachtung, daß das Beste in der Welt doch stets das Allgemeine ist, daß man aber Glück und Unglück, Ver-

gnügen und Unlust, fast immer nur nach den näheren Bestimmungen dieses Allgemeinen abschätzt. Die Entbehrungen höherer Art werden gewöhnlich zu hoch angeschlagen. Naturgenuß ist unermeßlich reich vorhanden; Sonnenlicht, Frühlingsluft, Himmelsbläue, Wasserfrische, Wald, Wiese, Blumen — wie hoch steht dieses Elementarische über allem Besondern seiner näheren Bestimmungen! Eben so ist es mit der Wirksamkeit nach außen, jeder Mensch hat sich selber als unendliches Gebiet des Herrschens, Waltens, Ordnens, ja selbst des Genießens. Trost für Menschen in beschränkten Verhältnissen. — Was ist alle Verfeinerung der Geschmacksfreuden gegen einen frischen Trunk Wasser, gegen den Biß in einen schönen Apfel? Was alles Entzücken an der herrlichsten Oper gegen die Freude an Musik und Drama überhaupt? Das heißt, die Verfeinerung ist allerdings eine Steigerung, aber in ihr ist das eigentlich Wirksame doch hauptsächlich der Stoff, der gehoben worden, das Ursprüngliche.

Heute bekam ich den Besuch des Herrn von *, er sagte mir, der alte General von dem Knesebeck habe geäußert, er sähe die Revolution unvermeidlich hereinbrechen, sie werde mit aller Anstrengung bewerkstelligt und könne nicht ausbleiben; er sieht nämlich die jetzige Regierungsweise als das Werkzeug dazu an. Er liest Dahlmann's „Englische Revolution"; wenn er nun erst an die französische kommt! Vor zehn Jahren hätte Knesebeck eine solche Aeußerung als eine revolutionaire Bosheit gerügt.

„Preußen im Jahr 1845. Von Dr. Johann Jacoby" (Mannheim, Bassermann). Nur 16 Seiten, aber von schwerem Inhalt! Eine Zusammenstellung von Thatsachen, die eine furchtbare Anklage bilden! Bravo, edler Jacoby! Muth und Maß in schönem Verein.

Donnerstag, den 13. November 1845.

Gestern den ganzen Tag fieberig im Bette, nichts genossen, niemand gesehen.

— Später fiel ich in düstre Gedanken, die es vorzüglich dadurch waren, daß ich zu ihrem Gegenstande persönlich in schwachem Verhältnisse stand. Ich betrachtete die Lage der Welt und die Befürchtungen der nächsten Zukunft. Ich fühlte mich zu alt und kränklich, um in den uns bevorstehenden Veränderungen noch eine thätige Rolle haben zu können, für mich kommen die Ereignisse zu spät! Ueberdies kommen sie in keiner annehmlichen Gestalt, sondern in widerwärtiger, trostloser, als höchste Verwirrung! Mein Sinn und meine Geistesart sehen für sich keine Bahn, jeder in dieser Verwirrung zu gehende Weg ist nicht der meine, überall ist etwas Falsches, Einseitiges, Verderbliches eingemischt, überall müßte ich noch heucheln oder mich einengen, auch für das Thun kein offner Raum, kein freier Kampfplatz, wo Muth und Ansicht klar hervortreten könnte. Das ist alles sehr betrübt. Und dann seh' ich so vieles, was mir theuer ist, was ich sichern möchte, unrettbar dem Untergange zueilen! Soll denn Unsinn und Dummheit wiederum alles zum Aeußersten bringen? Es scheint, uns soll nichts erspart werden! — Ich möchte den Urtheilsspruch verhüten, nicht aber, ist er einmal gesprochen, seine Ausführung. Im Gegentheil! Thut es noth, so kann auch ich zum Aeußersten stimmen, und ich weiß, kommt es dazu, so werd' ich manches, was ich heute noch retten möchte, mit Freuden und Behagen in den Abgrund stürzen sehen. Aber bis dahin, welche Anhäufung von Wust und Thorheit!

Blum schreibt mir arge Dinge über den Zustand der russischen deutschen Provinzen. Auch hier stellen sich die Sachen nicht rein; das Deutsche wehrt sich dort, das wäre

gut, aber es ist zugleich Aristokratisches, und das ist schlimm! Das Russische dringt vor, das ist schlimm, aber die katholische Hierarchie und die Feudalzustände werden mitbekämpft, und das wollen wir uns gefallen lassen!

Sonntag, den 16. November 1845.

Am Freitag Abend wieder ausgefahren, zu Olfers. — Ich sprach den halben Abend mit Rauch, anfangs über den verstorbenen d'Alton, dann über das Denkmal Friedrich's des Großen, des Königs Thaten, Helden, Freunde, Zeitgenossen 2c. Er sagte mit liebenswürdiger Unbefangenheit manches Treffende, Wohlgesehene und Wohlgedachte, zeigte für seine Aufgabe den redlichsten Eifer. Mit Friedrich Tieck über seinen Bruder gesprochen, über Bernhardi und dessen Schriften. Ludwig Tieck ist über die Frömmler sehr aufgebracht, sieht großes Unheil durch sie kommen, weist alle Verbindung mit ihnen ab; auch Friedrich erklärt sich gegen sie und beklagt, daß nach Bülow's Austritt jetzt nur „Männer der Parthei" im Ministerium sind, mit Ausnahme Boyen's, der aber alt und auf sein Fach beschränkt sei. Immer viel von beiden Tieck's, denn eigentlich ist Opposition ihre Sache nicht.

Heute Besuch des Antiquars Raphael Friedländer, der mir ein Anliegen in Betreff des jüdischen Waisenhauses vorträgt, mit Redlichkeit und Klugheit, ich unterhielt mich gern mit ihm und versprach seine Wünsche zu berücksichtigen. — Besuch von Dr. Michael Sachs. Großes Gespräch über die jüdischen Besorgnisse, neue Beschränkungen abseiten der Staatsbehörde 2c. Der schändliche Minister Eichhorn auch hiebei sehr thätig und den Fanatikern gehorsam!

In der gestrigen „Spener'schen Zeitung" steht ein

Artikel vom Stadtgerichtsrath Simon in Breslau zur Erwiederung gegen den Minister von Kamptz, der in Staub zermalmt wird; ihm wird Verfälschung und Verdrehung der Buchstellen, Anführung erdichteter, verläumderische Anklage, unwürdiges Schimpfen, falsche Schlußfolgerung 2c. vorgeworfen, sein langwieriger unheilvoller Einfluß als Staatsbeamter beklagt u. s. w. Die Zensur hatte den Druck untersagt, das Oberzensurgericht aber gestattet ihn mit Gründen, die gleichfalls abgedruckt sind. Das ist ein großer Sieg, ein schöner Sieg, und lange hat mich nichts so gefreut. Freilich weiß ich, daß Kamptz ein abgesetzter Minister, daß er dem König und den Frömmlern zuwider, daß er besonders Savigny'n verhaßt ist, — das alles gab dem Oberzensurgerichte Muth!

Kleine furchtbare Schrift von Karl Heinzen: „Preußisches und Deutsches" (Bellevue bei Konstanz). Er will nicht einmal leiden, daß man sage, der König habe großen Geist! Uebrigens sagt er in seiner Schärfe tiefe Wahrheiten.

Niebuhr's „Vorlesungen über die Geschichte der französischen Revolution", von seinem Sohne Markus herausgegeben. Schwach und unreif. Durch Dahlmann im voraus abgewiesen.

Mittwoch, den 19. November 1845.

Mit X. besprach ich gestern ausführlich unsern hiesigen Zustand und das Ergebniß war sehr betrübt. Es ist keine Frage, daß bei einem scheinbar geordneten Verwaltungswesen das ganze Land voll Bedrückung und Scheererei ist, die dadurch, daß sie den Schein der Gesetzlichkeit haben, nur um so empörender werden; denn jedermann sieht, daß es nur um ein äußerliches Rechthaben zu thun ist, daß alles in Advokatenkniffe verwickelt wird, und Kniffe mit der Macht vereinigt, sind der größte Hohn; die

Regierung wird ganz und gar in praktische Sophistik aufgelöst. Und doch ist es nicht das Volk, das am meisten leidet, das zur Umwälzung drängt, sondern die Regierung selbst, sie leidet am meisten, sie kann es am wenigsten aushalten, sie macht die stärkste Opposition! Niemand ist unzufriedner, mißbehaglicher, als die Minister, den König ausgenommen, der noch schlimmer dran ist.

X. beklagt, daß er schon sechzig Jahr alt, aber freut sich seiner Gesundheit und Rüstigkeit. Jedoch rühmt er sich der letztern schon etwas zu viel, als müsse das Wort schon etwas aushelfen, und ich sehe mit Bedauern, daß er auf die Entbehrungen des Alters gar wenig vorbereitet ist, daß er, wenn sie erst mit Macht einbrechen, überaus unglücklich sein wird. Es ist allerdings eine eigne Sache, erst erfährt man die Jugend und denkt, es sei damit abgemacht, ist nachher sehr erstaunt, auch das Alter erfahren zu müssen, und zwar auch als etwas Neues. Das Letztere hat doch seinen Reiz! Das Gefühl übrigens kann sich von den Einwirkungen noch ziemlich frei halten; die Jugend, die Kindheit können darin noch frisch leben. Wäre nicht eine dämonische Stimme, die einem immerfort in die Ohren raunte: „Du bist sechzig Jahr, sechzig, gleich einundsechzig!" man fühlte noch anders!

Donnerstag, den 20. November 1845.

Umlauf einer Adresse an den Magistrat, um denselben wegen seines Schrittes beim Könige zu beloben und zu neuen Schritten zu ermuthigen; alles in höflichen Umschweifen, die man endlich unterlassen, oder doch mäßigen sollte! — Der Magistrat hatte auf Versetzung des Predigers Kunze wegen dessen unanständigen Eifers angetragen, der Minister Eichhorn hat aber den Antrag abgewiesen

und dem Prediger eine Art Belobung zufertigen lassen. Damit hat der Magistrat freilich nichts gewonnen, der Minister aber auch nichts, als erhöhte Feindschaft; der Kampf dauert fort, man wechselt Schüsse von hüben und drüben. — Dem Superintendenten Schmutter in Sonnenburg hat die Polizei eine Gesellschaft, wobei Personen verschiedener Stände betheiligt sein sollten, verboten. Der Hergang steht in der „Vossischen Zeitung", nachdem das Oberzensurgericht den Druck des Berichts erlaubt hat. — In Posen zahlreiche Verhaftungen wegen Umtrieben, die man jetzt immer kommunistische nennt. Seit dreißig Jahren dauert die Plackerei nun fort, die Regierung lebt in lauter Mißtrauen und Unruhe; aber ihr Mißtrauen einmal gegen sich selber zu wenden, fällt ihr nicht ein! Von solchen polizeilichen Aufwühlungen leben unsre Minister, und wenn dergleichen Nahrung vorliegt, lassen sie alles andre Fressen stehen! Dadurch bekommt dergleichen Zeug die verderblichste Wichtigkeit, man schüchtert den Hof, den König ein. Eine solche Polizeisache wird Ursache, daß man betheuert, es sei mit der Verfassung noch keine Zeit, oder daß man die Zensur verschärft rc. Eine recht lumpige Regierungsart!

In Shakespeare gelesen, in Raynal. Es war doch eine geistig hohe Zeit, als Bücher wie Raynal's Werk, Diderot's und d'Alembert's Unternehmungen, Rousseau's, Voltaire's, Montesquieu's, Buffon's rc. erschienen! Damals war alles in edlen und starken Geistern zusammengedrängt, jetzt ist alles in Mittelmäßigkeit verdünnt und ausgebreitet.

Freitag, den 21. November 1845.

Die Schrift von Gervinus verdient alles Lob, sie giebt die schlagendsten Wahrheiten, die besten Lehren und War-

nungen, allein ich kann ihren Gesichtspunkt nicht annehmen. Vergebens hofft er noch milde, friedliche Entwicklung, — es ist schon zu spät, die Sachen haben schon eine andre Richtung genommen, der Bruch zwischen Volk und Regierungen ist in Deutschland unheilbar geworden, und die letztern thun noch immer aus Leibeskräften alles, was ihn erweitern kann. Seitdem die großen Erwartungen und das unendliche Vertrauen, welche der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's des Vierten anfangs erweckt hatte, in Schaum und Dunst zerronnen sind, giebt sich das Volk keiner Täuschung mehr hin; Unlust, Widerwillen und Verachtung wachsen immerfort. Ein so schönes Emporsteigen, wie Gervinus es andeutet, wird uns nicht mehr beschieden, mit jedem Tage kommen wir weiter davon ab. Die Geschichte lenkt auf Revolution ein. Auch die Schrift von Gervinus wirkt unwillkürlich dahin; dadurch, daß er die Linie zeigt, welche die Regierungen gehen sollten, wenn sie aufrichtig, muthvoll, klug wären, zeigt er auch, wie sehr sie jeden Tag von dieser Linie abweichen, wie arglistig, feig und dumm sie sind. — Ich bin aber auch in Betreff des nationalen Gesichtspunktes mit Gervinus nicht einverstanden. Die Deutschen zu einem politischen Volk machen zu wollen, ist ganz löblich, aber es darf nicht auf Kosten der Eigenschaften geschehen, in denen sie bisher tüchtig waren. Ich will meine Deutschen behalten, wie sie sind! Dabei kann mächtige Einheit sehr wohl bestehen. Aber was soll uns eine politische Entwicklung, wobei wir nach außen geböten, wie die Franzosen unter Napoleon, Handel und Gewerbe führten, wie jetzt die Engländer? Wir bedauerten damals die Franzosen, wir bedauern jetzt die Engländer, trotz aller Macht und alles Ansehens, beide sind zu theuer erkauft. Ein deutsches Parlament wünsch'

ich, und ich bin überzeugt, wir werden es bekommen, — auf welchen Wegen, das weiß Gott, — aber nur wenn unsre Mannigfaltigkeit dabei besteht, ja sich in neuer Fülle zeigt, kann ich solche Einheit preisen; nie aber wünsch' ich diese als eine nach außen strebende, als eine erobernde sich ausbilden zu sehen.

— Der Abend war ganz angenehm, konnte aber doch die Verstimmung des Tages nicht überwältigen, die mir aus den politischen Betrachtungen erwachsen war und die ich nicht mehr los wurde.

Sonntag, den 23. November 1845.

Gestern Besuch von Direktor Baruch Auerbach; er ist ganz durchdrungen von Dank für mein gutgemeintes Wort; er sagt, er könne nicht zwei Schritte gehen, ohne Glückwünsche zu empfangen, ja ihm seien auch schon Gaben für seine Waisen um jenes Wortes willen zugeflossen. Der Mann ist an seinem Platz, und damit gut.

„Gleim's Leben und Schriften", acht Bände, eilig durchlaufen, wie auf der Jagd, und mit wenig Beute heimgekehrt. Schreckliche Leserei! Unglaubliche Armseligkeiten. Liebevolle Regsamkeit und Hülfleistung war es, durch welche Gleim sich dergestalt anschloß und hob, daß er sogar für einen Dichter galt. Die Anmaßung, mit der er Fichte'n weise belehren und anleiten wollte, erregt das tiefste Mitleid; der arme Fichte hatte sich diese Schmach zugezogen, indem er seine „Appellation" in seiner Noth auch an Gleim gesendet hatte, mit der Bitte, derselbe möchte seine vielgeltende Stimme mündlich oder schriftstellerisch für Fichte's Sache geben; Gleim gab ihm dafür den Rath, sich künftig vorsichtiger zu benehmen, seine

Philosophie mit der Gleim's zu vertauschen, wenigstens die eigne gemeinverständlich vorzutragen!

Die bevorstehenden Reichsstände werden wieder lebhaft besprochen. Man erwartet ihre Zusammenberufung nun im Februar; ein ganzes Jahr ist also seit der vorigen Erwartung verflossen! Etwas Gutes, Reifes, Angemessenes, erwartet eigentlich niemand; alles Vertrauen zu den Leuten, auf die der König hört, ist erloschen; von daher, meint man, könne nur Verkehrtes, Schlechtes kommen. — Die sämmtlichen Provinzialstände sollen berufen werden, nach Brandenburg, oder nach Schwedt, nur nicht nach Berlin!

Neue Dummheit, neue Schwäche: Der Minister des Innern hatte den Befehl erlassen, wenn Ronge wieder im Preußischen erschiene, solle er verhaftet werden; das wäre auch in Halle, Frankfurt a. d. Oder und andern Orten unfehlbar geschehen; nun kam er aber gradezu nach Berlin, da hätte das Ministerium selbst handeln müssen, und wagte es nicht! Der Präsident von Wißmann in Frankfurt sagt nun, da man Ronge'n in Berlin frei lasse, so würde es eine Albernheit sein, ihn in Frankfurt zu verhaften, und derselbe möge nur ruhig kommen. — Der Polizeidirektor Duncker sagt, so könne es mit unsern Sachen auf die Dauer nicht gehen, alles solle die Polizei leisten, alles was die Verwaltung versäume oder verderbe, und es werde ein Heer von Polizeimannschaft nöthig, das selber dann nicht mehr zu leiten sein werde.

Bei dem letzten Städteordnungs-Fest ist der Minister von Bodelschwingh mitten in seiner Rede, wo er dem Magistrat und der Bürgerschaft von Berlin seine weisen Lehren geben wollte, ausgescharrt worden. Anfangs wollte er sich ereifern, schrie laut und lauter, mußte aber bald

vor dem Lärm und Toben verstummen. Solcherlei melden die Zeitungen nicht!

Dienstag, den 25. November 1845.

„Die Thätigkeit der deutschen Bundesversammlung, von Karl Nauwerck“ (zwei Hefte, Berlin 1845). Hauptsächlich Aktenstücke, aber auch so schon lehrreich.

Unsre hiesigen Zustände verdüstern sich mehr und mehr. Alle Posten werden schlecht besetzt. Eichhorn ist eine Pest für alle Universitäten und Gymnasien! Der Lizentiat der Theologie Schwarz in Halle muß seine starkbesuchten Vorträge über Kirchengeschichte abbrechen, weil Eichhorn sie zu rationalistisch findet, natürlich auf partheiische Angebereien hin! Eichhorn würde seinem Freunde Schleiermacher jetzt gewiß das Predigen verbieten! Ein gräuelhafter Kerl! — Am Hofe hält man sich mit den geringsten Läppereien hin, mit byzantinischen Streitigkeiten, mit Vermehrung der Hofdamen, der Lakaien 2c.; man ahndet nicht, daß die Zeiten bedenklich sind, und daß man sie immer bedenklicher werden läßt!

Donnerstag, den 27. November 1845.

Gestern früh ein Brief aus Weinsberg von Justinus Kerner. Er schreibt unter andern: „Kürzlich war Herr Ronge bei mir. Ich erzählte ihm, was Du über den Deutschkatholizismus schriebest, die Worte in Deinem Brief. Er kennt Deine Werke. Er gefiel mir als Mensch wohl, aber wie man sich einen Reformator vorstellt, sieht er nicht aus. Das ist aber wohl auch nicht nöthig. Die Natur treibt dieses Wachsthum, es liegt in der Gesammtheit. —

Strauß läßt Dich herzlich grüßen. Er freut sich insgeheim der kirchlichen Bewegungen und Ronge's. Dieser wollte zu ihm, man hielt ihn aber ab. Ronge bedauerte es. Ich kneipte ihn oftmals in den Rücken und er schrie gewaltig. Ich aber sagte ihm, das müsse er als Reformator leiden können, ich spicke ihn nur, er müsse noch das Braten aushalten. Ich bat als Romantiker den Ronge, er soll doch nur die Jungfrau Maria lassen, er aber sagte: «Sie muß fort!» — Der arme Kerner klagt sehr, auch über die Augen.

Hübscher Zug vom Könige! Er sprach vor kurzem mit Humboldt darüber, daß die Frauen von Geist jetzt so selten wären, und Humboldt erwähnte der Hofräthin Herz; da erinnerte sich der König, daß er als Kind in die Lehrvorträge von Markus Herz über Physik mitgenommen worden, und daß die schöne Frau bisweilen zu den Versuchen hülfreiche Hand geboten, was ihm eines der angenehmsten Jugendbilder geblieben, und da er hörte, daß sie bloß von ihrer Pension aus der Wittwenkasse lebe, so beschloß er ihr seinerseits eine Pension zu geben; er sah nach und fand, daß nur dreihundert Thaler jetzt in seiner Pensionskasse verfügbar, sagte aber, er wolle zweihundert zulegen, die Frau sei ja ohnehin so hochbetagt und würde das Geld nicht lange beziehen. Das Beste aber ist, daß er sie durch ein eigenhändiges Schreiben und durch die angenehmsten Wendungen davon benachrichtigte, auch fünfzig Friedrichsd'or gleich beifügte.

Der König kennt Bettinen von Arnim, die Gräfin Luise zu Stolberg, Frau von Olfers, weiß von der Gräfin von Hahn, — die geistvollen Frauen sollten ihm nicht so selten dünken, und wenn er einmal die Hofräthin Herz

rechnet, so darf er auch die Majorin Paalzow, die Gräfin von Voß und hundert andre rechnen.

Der Genauigkeit wegen: Der König hat nicht eigenhändig noch überhaupt an die Hofräthin Herz geschrieben, sondern alles an Humboldt gerichtet und dem Schreiber in die Feder gesagt. Die Pension geht vom 1. Januar 1846, die fünfzig Friedrichsd'or sind ein Geschenk außerdem.

Sonnabend, den 29. November 1845.

Bei * sprach ich General von Rühle; er hatte wieder mancherlei über den Minister von Bülow gehört, es kämen immer mehr Ausplaudereien und Verstöße an den Tag, die er besonders in der Verfassungsfrage gemacht, und man führt darunter auch die Mittheilung an Metternich auf! Als ob er darin und in allem nicht auf Befehl gehandelt hätte! Die Vorwürfe sind grundlos, Rühle nimmt dergleichen ohne Kritik auf und sagt es ohne Kritik weiter; das wundert mich nicht, aber mich wundert, daß es Leute giebt, die noch den armen Bülow anfeinden und ihm etwas aufbürden wollen, da er doch niemanden mehr im Wege ist und allem Anschein nach für immer durch seinen Zustand beseitigt ist. Hassen ihn Savigny's, der „elende" Eichhorn, die Konstitutionsfeinde, die Feinde Humboldt's? Ach du lieber Gott, statt der Vorwürfe von diesen Seiten könnten eher Vorwürfe von den entgegengesetzten ihn treffen!

Mancherlei grundloses Gerede über die künftige Verfassung. Manche Leute bestehen darauf, daß der König einen Auftritt mit Humboldt über jenen Gegenstand gehabt habe, wobei es zu bittern Wahrheiten gekommen sei; Andre

lassen den alten General von dem Knesebeck dem Könige herbe Warnungen sagen; beides ist völlig grundlos, der König spricht mit Humboldt nie über dergleichen, so sagt Humboldt selbst, und Knesebeck ist jetzt gar nicht hier.

In Goethe gelesen, in Xenophon, im Neuen Testament.

„Geistliche Gedichte von Zinzendorf. Durch Albert Knapp" (Stuttgart, Cotta). Ein starker Band in größtem Oktav. Der Herausgeber preist diese Gedichte heftig an, macht mir und Tholuk und J. G. Müller den Vorwurf, sie nicht gewürdigt zu haben. Aber grade diese Sammlung beweist die Ungenießbarkeit dieser Poesie! Schwache Gedanken sind schwach und ungelenk ausgedrückt, die Empfindungen wiederholen sich und kommen nie zu rechtem Feuer. In dieser Masse wird mir ekel und angst, ich werfe das widrige Buch weit von mir!

Beförderungen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die Leute verdenken es dem Minister, daß er auch seinen Sohn in Rom gleich zum Legationsrath hat machen lassen. Ach warum denn nicht?!

Sonntag, den 30. November 1845.

Die Häkeleien mit dem Magistrat hören nicht auf. Der Minister von Bodelschwingh hat dem Bürgermeister Krausnick auf die zweite, rechtfertigende Eingabe eine derbe Zurechtweisung geschrieben, im Namen des Königs. Hierauf hat Krausnick eine Beschwerde an den König gerichtet, der König aber seine Verwunderung geäußert, daß man ihm eine dritte Eingabe sendet, bevor er die zweite beantwortet habe; er meinte, niemand sei von ihm dazu beauftragt worden, und die Kommission, welche die Angaben des Magistrats zu prüfen habe, sei mit ihrer Arbeit noch

nicht fertig. Man glaubt, der König habe Bodelschwingh heftig angeredet und seinem Unwillen gegen den Magistrat Luft gemacht, das habe der Minister denn als einen Auftrag angesehen. Die Bürgerschaft will übrigens ihre Sache standhaft behaupten.

Dienstag, den 2. Dezember 1845.

Man erzählt eine Geschichte, die ich gern bezweifeln möchte. Ein armes Fräulein mahlt sehr fein Blumen und Arabesken, und ließ, in der Hoffnung eines Geschenkes und förderlicher Empfehlung, eines ihrer besten Blätter zu Handen der Königin gelangen; außer den Blumen war aber auf dem Bildchen auch ein schnäbelndes Taubenpaar, und als die Königin dies erblickte, warf sie das Blatt mit Unwillen fort, sehr aufgebracht, daß man sich unterstehe, ihr solche „Unanständigkeit“ vor Augen zu bringen. Das arme Fräulein ist darüber in Verzweiflung.

In Byron und in Klopstock gelesen. Erster Band der „Werke von August Wilhelm von Schlegel“, Gedichte enthaltend; trauriger Eindruck! Diese mir einst so theuren, frisch duftenden, auswendig gelernten Blätter zeigen sich als welk und trocken, als kaum noch genießbar. Manche Strophe von Klopstock dagegen genügte mir noch vollkommen, sprach mir rührend an Sinn und Herz. — Schlegel's Sonett zu seinen eignen Ehren ist von wahnsinniger Eitelkeit, und er sagt meist Dinge, die man ernstlich bestreiten kann.

Die Vorstellung der „Athalie“ in Charlottenburg soll sehr kalt gelassen haben.

Sonntag, den 7. Dezember 1845.

Brief aus Wien von Frau von Tettenborn, traurigsten Inhalts! Der theure General ist sehr krank, die Aerzte geben wenig Hoffnung; auf Andringen der Fürstin von Metternich ist er mit den Sterbesakramenten versehen worden! Wäre ich gesund, ich eilte nach Wien! Die Generalin schreibt in schrecklichster Angst!

Der Minister von Canitz arbeitet fast alle wichtigen Sachen selbst und strengt sich über alles Maß an. Den Geh. Rath * hat er bei Seite schieben wollen, soll aber im Gegentheil ihn schon unentbehrlich finden und sehr auf ihn hören. „Wie eine Filzlaus hat sich der in das Ministerium eingefressen.“

Dienstag, den 9. Dezember 1845.

An unserm Hofe sollen die Hofdamen vermehrt und bisher nicht übliche Kammerjunker eingeführt werden. Große Neuigkeit! „Und die Reichsstände?“ Die werden wir auch kriegen!

Militairgewalt jagt in Mannheim die ganz gesetzmäßige Versammlung der Gemeindebehörden auseinander, und das Ministerium in Karlsruhe heißt das gut! Nebenius tritt in der eben zusammengetretenen Kammer auch schon als Verfechter der schmählichen Wiener Beschlüsse von 1834 auf! Schlimm! Und das bleibt nicht ungerochen, das kommt heim! Nebenius, Nebenius, werde kein Winter! Du hast nicht einmal die Stärke des Trotzes, die zu solcher Rolle nöthig ist!

In England die Lords Russell und Morpeth gegen die Korngesetze, Krisis; die Tories verlieren Boden, und wenn Peel bleibt, so ist es unter neuen Verhältnissen.

Hier werden Verhandlungen über neu zu gründendes Bankwesen ernstlich betrieben. Anstatt der jetzigen Königlichen Bank will man eine Nationalbank. * findet es entsetzlich, daß man eine Königliche Anstalt abschaffen will, meint, unter der vorigen Regierung sei so etwas nicht denkbar gewesen; in wenigen Jahren übrigens werde die neue Anstalt mit Schanden bankrott machen, er wolle sich zurückziehen ꝛc. Ich denke dagegen, die neue Sache wird gedeihen, und rathe ihm, anstatt sich zurückzuziehen, mit vollen Segeln in die neue Richtung einzugehen.

Sehr aufgefallen ist es, daß bei dem neulichen Begräbniß des Kammergerichtspräsidenten von Bülow kein Königlicher Wagen mitfuhr, ebensowenig die Wagen der Prinzen. Man sagt, der König sei auf den Verstorbenen schlecht zu reden gewesen, habe ihm mancherlei nachgetragen. Man tadelt allgemein diese Empfindlichkeit, und findet die Art, sie zu zeigen, so klein als unangemessen. — Dagegen haben Schützenabtheilungen über dem Grabe gefeuert, was selbst bei pensionirten Generalen nicht gestattet wird, wenn sie auch vor dem Feinde gedient haben. Bülow hat in den Befreiungskriegen tapfer mitgefochten.

Donnerstag, den 11. Dezember 1845.

Unsre öffentlichen Sachen lahmen so hin. Der König ist nach Boitzenburg zum Grafen von Arnim, dem gewesenen Minister, auf die Jagd gefahren. Die Weihnachtsausstellungen haben angefangen. Da haben Hof und Stadt genug zu thun, da ruht einstweilen Gesetzgebung, Verwaltungseifer, Landtagsabschied, Reichsstände, Nationalbank ꝛc.

Sonnabend, den 13. Dezember 1845.

Der Minister von Bülow ist aus dem Stumpfsinn nun in Irrsinn übergegangen, darum will man niemanden zu ihm lassen. Heute war er in einer Droschke entschlüpft, fuhr auf das Ministerium, that, als ob er noch dort wohne, fragte nach seiner Frau ꝛc. Der junge Graf von Pourtalès brachte ihn mit guter Art wieder nach Hause.

Den beiden Bischöfen Eylert und Dräseke ist nun auch von dem Minister Eichhorn auf höheren Befehl das Verbot zugegangen, an den kirchlichen Bewegungen durch öffentliche Bezeigung ferner Theil zu nehmen, daher keine Protestation mehr, keine Unterschrift ꝛc.

Prozeß in Köln gegen Herrn von Loe. Versammlung der badischen Kammern.

Von meinem geliebten Tettenborn heißt es in den Zeitungen, es sei keine Hoffnung mehr und man erwarte stündlich seinen Tod!

Montag, den 15. Dezember 1845.

Gestern Nachmittags die Trauernachricht aus Wien, am 9. früh starb der geliebte General; nach achtundvierzigstündiger Bewußtlosigkeit schlummerte er sanft hinüber. Mein Gemüth ist zerrissen, mein Gedächtniß bedrängt mich mit allen Lebenserinnerungen, die sich an den theuern Namen knüpfen, grausam und doch wohlthuend!

Heute unter vielen bittern Thränen an Frau von Tettenborn nach Wien geschrieben.

Die badischen Stände sehr lebhaft und kräftig; Nebenius erschrocken!

Dienstag, den 16. Dezember 1845.

Ich mochte nicht ausgehen und war unfähig zum Arbeiten, zwang mich zuletzt dennoch und brachte mancherlei Mühsames zu Stande.

Frühmorgens kam Weiher, erzählte von Heftigkeiten der hiesigen Polizeibehörde, vom Bankwesen, von des Ministers Eichhorn gewaltsamem Einschreiten gegen die nicht pietistischen Geistlichen, von seinen niedrigen Verfolgungen, seiner geheimen Vorschrift an die Direktoren der Gymnasien wegen des Religionsunterrichts — jeder aus den obern Klassen Abgehende müsse mit einer großen Zahl von Bibelsprüchen wenigstens siebzig geistliche Lieder auswendig wissen, und andre solche Niederträchtigkeiten!

In der „Allgemeinen Zeitung“ ist Tettenborn's Tod angezeigt, wahrscheinlich durch Zedlitz, mit großer Anerkennung und mit Hinweisung auf mich, der am meisten berufen sei, über ihn zu sprechen. Schmerzlich, immer der Leichenredner sein zu sollen! (Grade fallen mir auch die Schmähungen in die Augen, mit denen der elende Florencourt in der „Minerva“ von Bran das Andenken Tettenborn's verunglimpft, auf Leonhard Wächter sich stützend, der selber doch nur kritiklos niedrige Verläumdungen aufgriff! —)

Herr von Loe in Köln freigesprochen, wohl großentheils aus katholischem Partheisinn, unsern Beamten zum bittersten Verdruß.

Mit der Nationalbank wird es wohl nicht gelingen, wenigstens mit den bisher eingereichten Entwürfen nicht; Bülow-Kummerow ging auf eine förmliche Konzession aus, die er für seinen Nutzen zu verwerthen hoffte; es scheint, der Plan des Ministers Rother zur Erweiterung der Königlichen Bank wird wohl durchgehen.

Was am Hofe vorgehen kann! Prinz Karl und Hofmarschall von Waldenburg hatten an demselben Abend Ballgesellschaft; da letzterm viele Gäste wegen des Prinzen abtrünnig geworden und er die Leere wieder füllen wollte, so schickte er ein paar Leute aus und ließ die Gäste des Prinzen wissen, um elf Uhr würde bei ihm soupirt! Aber es half nicht, denn beim Prinzen fehlte das Abendessen auch nicht!

Neulich fuhr der König mit seinem Adjutanten von Bonin über Land. Der König fragte, ob jener Zeitungen bei sich habe, und welche? Darauf wollte er, derselbe solle im „Journal des débats“ nachsehen, ob sich etwas über Preußen fände? Grade der Artikel über des Königs Verhandlung mit dem Berliner Magistrat bot sich dar und Bonin mußte ihn vorlesen, nicht ohne Besorgniß und Verlegenheit wegen des Eindrucks auf den König; allein dieser, als das Lesen zu Ende war, fragte lebhaft: „Haben Sie noch Athem, können Sie noch mehr lesen?“ — O ja, recht gut. — „Nun, so lesen Sie mir den ganzen Artikel noch einmal vor!“ — Und es geschah.

Der Prinz von Preußen hat die verschiedenen Systeme der Freimaurerei hier zu einer Tafelloge zusammengebracht und bildet sich auf dieses Werk nicht wenig ein. Nun tritt ein Meister vom Stuhl dagegen auf, verwirft diese Gemeinschaft, klagt das eine System an, unchristlich zu sein, und eröffnet dem Könige seine Beschwerden. Man hält nun die ganze Freimaurerei bedroht; die Pietisten, vom Prinzen von Preußen gehaßt, können ihn mit seinem Protektorat jetzt arg bedrängen. Wenn man die Freimaurerei verfolgte, das würde die übelste Wirkung aufregen. Aber alles soll in Bewegung kommen, alles zum Streit gereizt werden, auch die harmlose, stockende, schlummernde,

träge Freimaurerei, die aber weit verbreitet und vielen Leuten eine heilige Sache ist!

Donnerstag, den 18. Dezember 1845.

Hofrath Dorow in Halle soll gestorben sein. Ich erwarte noch bestimmte Nachricht. Es ist ihm lebenslang schlecht ergangen, und zum Theil nur verschuldete er es; er hinterläßt wenige Freunde und zahllose bittre Feinde. Ich half ihm gern, aber liebte ihn nicht.

Der Bischof von Jerusalem, der getaufte Jude Alexander, ist auf dem Wege nach Aegypten gestorben. Alle Deutschen in Syrien klagten über ihn. Der König mag nun für einen neuen sorgen, an dem ersten hat er wenig Freude und keine Ehre erlebt. Das ganzs Bisthum ist eine unpraktische Phantasterei.

Das englische Ministerium dankt ab. Wir machen große Augen dabei; Sir Robert Peel war uns kein Vortheil, Lord John Russell wird es noch weniger sein. Wir haben keine Politik, wir stützen uns auf nichts und nichts stützt sich auf uns! Canitz kann das nicht ändern.

Der Zentralverein für die arbeitenden Klassen hat sich wieder einmal geregt; man glaubte ihn schon todt, allein er bedurfte noch einer Versammlung, um sich auflösen zu können, er brauchte seinen Todtenschein. Unerwartet hat sich dieses Absehn umgestellt, die Regierung selbst möchte, daß er fortdauerte, und möchte ihm auch die vom Könige geschenkten 15,000 Thaler anders zu verwenden erlauben, als es ursprünglich bestimmt gewesen. Stürmische Sitzung, man sucht Auswege. Professor von Henning allein dringt auf Auflösung, wird aber scharf zurechtgewiesen und fast hinausgeworfen!

Ein Major Hirsch, Betbruder und Duckmäuser, ist unter außerordentlichen Vortheilen zum Direktor des Charité-Krankenhauses ernannt worden. Großes Geschrei deßhalb.

Sonnabend, den 20. Dezember 1845.

Der Gedanke, daß es bei uns zur Revolution kommen müsse, ist so verbreitet und eingewurzelt in den Gemüthern, daß es fast schon eine Revolution, so zu denken. Aber die Thaten und Ereignisse, die werden noch anders sein, als die Gedanken!

Die Wittwe Benjamin Constant's in Paris, geb. Gräfin von Hardenberg, ist gestorben. In den letzten Jahren lebte sie eng verbunden mit Lerminier.

Tettenborn's Leichenbegängniß in Wien sehr prächtig, sechs Kompagnien Musketiere, vier Grenadierkompagnien, zwei Reiterschwadronen, vier sechspfündige Kanonen, befehligt vom Prinzen von Hohenzollern, rückten mit aus. Die Zeitungen rühmen Tettenborn's Liebenswürdigkeit, Auszeichnung, Glück; er sei im Alter wie in der Jugend, in den größten und kleinsten Verhältnissen, für alle Stände und in allen Beziehungen, immer ein „Löwe" geblieben. Unter den Generalen aus dem Befreiungskriege wird er, obschon er nie einen eigentlichen Oberbefehl geführt, in erster Reihe genannt. Gewiß, außer allem Zeug zu einem Blücher, trug er auch noch Andres in sich, was Blücher'n fehlte.

Montag, den 22. Dezember 1845.

Spontini hat an den König geschrieben, er könne nirgends leben als in Berlin, und wolle dahin zurückkehren, der

König solle ihm sein Amt wiedergeben, ihn seine Opern dirigiren lassen, mit Meyerbeer sei es doch nichts, „croyez-moi, Sire, tâchez de vous débarrasser de ce Juif errant!“ Der König hat diesen Ton übel genommen und Spontini'n durch Humboldt einen Verweis geben lassen, auch ihm seine Bitten abgeschlagen. Jedoch rief der König aus: „Wenn er aber doch kommt, wahrhaftig dann wird nichts übrig sein, als ihn doch gut aufzunehmen!“

Humboldt sagt, der König mache jedes Jahr regelmäßig drei Kuren durch, die drei Aerzte, von denen er sich nacheinander behandeln läßt und die ihm doch nie gründlich helfen, seien Bunsen, Radowitz und Canitz. So quacksalbere er sich hin!

Probe von der Geschäftsthätigkeit des Konsistorialpräsidenten Göschel. In der Nacht vor dem Tage, wo der Prediger Uhlich in Magdeburg sollte eingeführt werden, bekam Göschel eine Stafette vom Minister Eichhorn, die Einführung nicht geschehen zu lassen. Göschel läuft in seiner Angst zum Oberbürgermeister Francke, der ihn damit abfertigt, die Stafette sei an Göschel gekommen, er müsse wissen, was er zu thun habe. Ebenso trostlos entläßt ihn der Oberpräsident von Wedel. Nochmals zu Francke zurückgekehrt, bittet er diesen, ihm wenigstens zu sagen, was er thäte, wenn die Stafette an ihn gekommen wäre? Dieser meint, eine Stafette zurückzuschicken, sei schon zu spät, alles sei vorbereitet zur Einführung, und wenn sie unterbliebe, sei die Ruhe der Stadt gefährdet, die Leute würden die Kirche stürmen. Das berichtet denn der geängstete Mann wirklich, die Einführung findet Statt, und die Behörde muß nun ihr Gift hinunterschlucken, oder stärkeres kochen.

„Das enthüllte Preußen" (Winterthur, 1845). Ein heftiges Buch voll treffender Anklagen und falscher, übertriebener.

Dienstag, den 23. Dezember 1845.

Ich weiß recht gut, alle die Erbärmlichkeiten, die jetzt hier im Schwange sind, könnten eben so wohl von einem Parlament, von einem republikanischen Senat ausgehen, als sie jetzt in unbeschränkter Monarchie durch kriechende und verrückte Minister gethan werden. Allerdings ist es nicht so wahrscheinlich, daß eine große, freigestellte Versammlung schlecht wird, als ein Ministerhauf und Königskabinet, aber es kann vorkommen; und darum ist es mir weniger um solche Formen zu thun, als um das Wesen, dem sie dienen sollen. Ich will, daß das Rechte geschehe, und wenn dies durch einen König bewirkt wird, so soll mir sein Thun lieb und gepriesen sein. Darum lieb' ich Friedrich den Großen, darum fürcht' ich unsre verheißenen Reichsstände! Noch zögern sie zu kommen, aber sie kommen gewiß, und leider, je mehr ich von ihnen höre, desto mehr sinken meine Erwartungen. Wir werden eine Mißgeburt sehen, die für das Ideal der Schönheit wird gelten sollen, eine Mißgeburt, die man am ersten Tag auf das Streckbett wird legen müssen, und der man zugleich üppige Wuchergebilde wird abschneiden müssen. — Ich sehe jetzt hier bei niemand einen leitenden Gedanken, überall nur Wahn, Einbildung und zufälliges Aufschnappen heterogener Dinge. — Daß Canitz etwas Höheres leisten könne, diese Vorstellung laß ich nun auch fahren. — Was soll aus diesem Preußen werden? Zum Glück ist das übrige Deutschland nahe, vielleicht wird Preußen mit diesem zusammen-

gerührt, und aus der allgemeinen Auflösung erhebt sich etwas, das mehr ist als jetzt Preußen.

Donnerstag, den 25. Dezember 1845.

Gestern frühmorgens Brief und Buch von Rellstab: „Ludwig Berger. Ein Denkmal.“ Er hat Recht, daß er das Gedächtniß der Seinen ehrt und bewahrt; ich las das kleine Buch mit ernstem Antheil. Als wir in die Mauerstraße gezogen waren, kam Berger öfters zu Rahel und begleitete willig auf dem Klavier, wenn es etwas zu singen gab. Er fiel mir auf, als ein gediegner, feuriger Mann, aber mit dem Tonkünstler kam ich in wenig Verkehr.

Besuch des Assessors M. aus Posen. Nachricht über die dortigen Untersuchungen; durch russische Polizei kamen die ersten Anzeigen; man verfolgt Gesinnungen und Wünsche, Handlungen kommen wenig vor, außer in den untern Sphären. — Brief von Rosenkranz aus Königsberg; traurige Schilderung des dortigen Wesens der Späherei, Gewaltsamkeit, der Unruhe und Unlust ꝛc. Absetzung Rupp's, um den sich aber gleich eine Gemeinde sammelt.

Kerner schreibt mir, daß der König an Geistererscheinungen glaube, habe Radowitz öfters versichert. — Ferner sagt er: „Ich glaubte, ich schriebe es schon, daß Deine Ernennung zum Tübinger Doktor in Würtemberg allgemeine Anerkennung und Freude erregte.“

Freitag, den 26. Dezember 1845.

Lord John Russell hat kein Ministerium bilden können. Sir Robert Peel ist wieder zur Königin gerufen. Graf

und Gräfin Westmoreland freuen sich der Hoffnung, hier bleiben zu können, beide lieben Berlin und Berlin liebt sie, der Graf war zu Thränen gerührt, als er sah, wie ungern man ihn hier verlöre.

Die Gräfin von E. (die Russin) ist beinahe plötzlich überfromm geworden, ihr Mann mit, und auch ihre Freundin Gräfin von S. (die Kroatin). Alles evangelisch, und in größtem Eifer, durch den Prediger von Gerlach entzündet. Doch der Gräfin von E. größte Autorität ist der Legationsrath Reumont, und dieser streng römisch-katholisch. Ist der evangelische Pietismus hier nur ein Uebergang?

Der Kaiser Nikolai hat in Rom den Pabst umarmt; „l'Empereur russe a embrassé la religion catholique" sagt man hierüber.

Montag, den 29. Dezember 1845.

Abends der Vorlesung des Dr. Michael Sachs beigewohnt, endlich! Von sieben bis acht Uhr im Hotel de Russie. Vortreffliche Rednergabe, klare durchdringende Stimme, gediegner Inhalt. Ich sprach Herrn Zedner und Herrn Asher dort.

Die „Staatszeitung" sagt heute, es sei nicht wahr, daß Eichhorn an die Gymnasialdirektoren eine Vorschrift wegen der Bibel- und Liederkenntniß der abgehenden Primaner erlassen habe. Vielleicht war die Maßregel nicht allgemein, an einige Gymnasialdirektoren ist aber bestimmt eine solche Vorschrift erlassen worden, ich weiß es von Zeugen, die nicht lügen. Die Berichtigung selber ist — wenigstens theilweise — eine Lüge.

Landtagsabschied für die pommerschen Stände, in der „Staatszeitung"; mager und ärmlich!

Endlich, nach dreizehn Jahren, wird nun nachträglich erklärt, daß die Beschlüsse des Bundestags vom 5. Juli 1832 auch für Posen und Preußen gesetzliche Kraft haben sollen! Man hat eingesehen, daß dies bisher ungesetzlich behauptet worden war.

Dienstag, den 30. Dezember 1845.

Die Sache mit den Reichsständen liegt nun so: Die Entwürfe des Königs sind in letzter Zeit nochmals durch die Minister von Canitz und Uhden überarbeitet und mit Zuziehung Savigny's in schließliche Fassung gebracht worden. Diese Arbeiten sollen den nächsten Provinzialständen zur Begutachtung vorgelegt werden; der König hofft, daß man sie mit Dank annehmen wird, Canitz, Uhden, Savigny sind derselben Meinung. Andre freilich glauben, daß kein Stein auf dem andern bleiben und ein ganz neues Werk hervorgehen werde, das dann dem Könige nicht mehr gefallen könne. Bis zu den neuen Provinziallandtagen sind aber noch zwei Jahre! Das ist ein gefahrvoller Aufschub! Sind die Leute denn der Dinge für die Zwischenzeit so gewiß? — Auf's neue sagt man hier, sagt man noch stärker im Auslande, das Ganze sei ein arglistiges Blendwerk, um zu täuschen und hinzuhalten, die Regierung bewege sich in lauter Winkelzügen, in Lug und Betrug. Man sehe schon wieder in diesem auffallenden Beispiele, wie arglistig und wortbrüchig der König sei; er habe den letzten Provinzialständen sämmtlich durch die Landtagskommissaire oder Landtagsmarschälle vertraulich die Versiche-

rung ertheilen lassen, er werde ihnen noch im Laufe der Landtage ankündigen, daß er Reichsstände berufen wolle, sie möchten daher aber auch alle Fragen dieser Art ersticken oder glimpflich behandeln, nun aber sei nichts geschehen, und solle auch bis zu den nächsten Landtagen, also bis 1847, nichts geschehen; ob das Worthalten sei, ob das aufrichtiges Verfahren heißen könne?

Wenn nur sonst nichts vorfällt, ist der Aufschub nicht so sehr erheblich. In solchen Dingen zählt man ein paar Jahre nicht, ein solcher Zeitraum sieht nachher ganz klein aus. Aber wir leben die zwei Jahre in einem gespannten, mißlichen Zustand, der aus Heftigkeit und Schwäche zusammengesetzt ist; dieser macht den Aufschub bedenklich. Wir setzen eine schlimme Krisis unnöthig fort.

In der „Staatszeitung" der Landtagsabschied für Preußen. Ob man dabei noch Lust behalten kann, Landstand zu sein? Fast alles ist abgeschlagen, mit glatten, sich weise gebärdenden Worten zur Ruhe gewiesen.

Mittwoch, den 31. Dezember 1845.

Die Landtagsabschiede mißfallen hier höchlich, mehr noch werden sie in den Provinzen mißfallen. Daß der Minister Eichhorn in Schutz genommen wird gegen die Anklage aus Pommern, daß er einen dortigen Geistlichen für befugt erklärt, einen seiner Eingepfarrten öffentlich vom Abendmahl zurückzuweisen, erregt den größten Unwillen, und die Juristen sagen, die deßhalb angeführten Sätze des Landrechts seien hier gar nicht anwendbar, sondern in offenbar falschem Sinn gedeutet. Man spricht mit Verachtung von dieser Art, die Sachen zu nehmen, und meint,

die Regierung solle doch lieber die Spiegelfechterei mit dem Ständewesen aufgeben; dasselbe auf diese Weise fortsetzen wollen, heiße nur die Leute zwingen, den Schein endlich doch auf andre Art in Wahrheit zu verwandeln, denn täuschen ließen sie sich auf die Länge nicht mit so elenden Ausflüchten und Abweisungen.

1846.

Berlin, Donnerstag, den 1. Januar 1846.

Nachmittags kam der Fürst *. Er hat den Minister Uhden gesprochen, der sich über unser Regierungswesen grade so geäußert, wie ich neulich. Die Regierung gehe nicht mehr, nichts gelinge, nichts erfülle mehr seinen Zweck, überall stoße man auf Hindernisse, und wenn man endlich zum Thun komme, werde der Erfolg ein ganz andrer, als den man gewollt! Er spottet darüber, daß zwei Justizminister seien; er sagt, Savigny sei ein unpraktischer Pedant, der hätte Professor bleiben sollen, da sei er ein Fürst gewesen, jetzt sei er nichts als ein müssiges Rad in einer schadhaften Maschine, und andre solche Aeußerungen. Ich theile * den neusten Stand unsrer Verfassungssache mit.

Nachricht, daß der Oberst Graf von Reichenbach, Kommandant von Thorn, diese Stadt hat in Belagerungsstand erklärt, weil Aufständer aus dem Königreich Polen über die Gränze gegangen und mit Bauern diesseits der Gränze vereint gradezu gegen Thorn marschirten, um sich dieser Festung zu bemächtigen. Man ist sehr beunruhigt und erwartet nähere Berichte.

Als Uhlich in Geschäften des Gustav-Adolf-Vereins

neulich von Magdeburg hiehergekommen war, achtete er für schicklich, auch den Prediger von Gerlach zu besuchen. Dieser rief ihm gleich mit Heftigkeit und abwehrenden Gebärden entgegen: „Wir sind Feinde!“ Uhlich erwiederte, wohl wisse er, daß sie verschiedener Ansichten seien, aber er denke, dies könne ein freundliches Begegnen von Mensch zu Mensch nicht wehren. „Nein“, rief Gerlach zornig, „wir können nichts mit einander gemein oder zu thun haben.“ Als Uhlich darauf bestand, daß zwei in ihren Ansichten einander entgegenstehende Männer, sofern es beide redlich meinten, ja sogar ein Interesse hätten, den Versuch zu machen, wiefern einer den andern umstimmen könne, wies ihn Gerlach abermals zurück und erklärte bitter, einen Mann von Uhlich's Denkart müsse er verabscheuen und hassen, und wandte sich ab, als ob der Teufel vor ihm stände. So mußte denn Uhlich beschämt abziehen. Was meint wohl der Unchrist Gerlach, daß der Herr Christus zu seinem Benehmen sagt?

Der König erklärt den Rheinländern im Landtagsabschied, daß er nicht gesonnen sei, den Juden gleiche politische Rechte mit den christlichen Unterthanen zu gestatten, was auch der Mehrheit dieser letztern nicht genehm sein würde. Welche Erklärung! Und seit wann nimmt der König die Stimmenmehrheit so zur Norm?

Im englischen Journal „Punch“ heißt es: In Berlin sei nur noch ein einziges altes Weib (Bettina), das an die Versprechungen des Königs glaube!

Freitag, den 2. Januar 1846.

In der Neujahrsnacht war es unruhiger und lauter auf den Straßen, als sonst bei diesem Wechsel. Die Polizei

hatte diesmal durch Gendarmen aus allen geringen Wirthshäusern schon um elf Uhr die Musikanten vertreiben lassen und dadurch auch die Gäste verscheucht und aufgereizt; natürlich erging sich der sonst abgeschlossene Jubel und Lärm nun auf der Straße, und statt der bekannten Lustbarkeiten hatte man ungewohnte Störungen. Bei Kroll aber, wo auch der Prinz von Preußen war, blieb die Musik die ganze Nacht.

Sonnabend, den 3. Januar 1846.

Ich ging gegen Mittag zum Fürsten von Wittgenstein, wir sprachen über das Erbieten, das er mir machen ließ. Eine fortgeführte Erzählung getraut er sich nicht zu geben, nur Auskunft über bestimmte Fragepunkte; die Sache wird schwierig sein; doch giebt er mir aus den Herbsttagen von 1806 gleich einige Nachrichten, die ich nachher zu Hause niederschreibe. Er spottet über die Neujahrsbeeiferungen; ihm sei es noch nicht geglückt, sagt er, einen seiner Minister-Kollegen oder sonst angesehenen Mann zu bewegen, öffentlich von der Narrheit sich loszusagen, allein wolle er es doch nicht gern thun; sechshundert Visitenkarten lasse er einem Boten übergeben, der trage sie aus, zu wem er wolle, „meinetwegen auch zum Scharfrichter eine", alle eingehenden Karten werden gleich beim Portier ungesehen verbrannt. Herr von Küstner kam, der Minister von Ladenberg, der Geheime Hofrath Päasche; er ließ sie alle warten, jeden in einem besondern Zimmer, und erzählte mir seine Geschichten aus.

Der Landtagsabschied für Posen ist erschienen, der ist der elendeste von allen. Wär' ich Landstand, ich gäbe mir selbst den Abschied und sagte der Regierung, sie möge

regieren, wie sie könne, aber mich nicht zu solchem Possenspiele gebrauchen und in solche Halbheiten hineinziehen! Warum die Leute berufen, sie reden heißen, und so wie sie etwas vorbringen, das nicht gradezu eine Lumperei ist, ihnen auf's Maul schlagen? Seid ihr so weise, so umsichtig und sorgfältig, so regiert allein! — Der König ist schlecht berathen in diesem Verfahren. Er scheint seine vertraulichen Eröffnungen an die letzten Landtage wirklich vergessen zu haben. Den Leuten die Absicht einer Täuschung, eines Hinhaltens auszureden wird nicht leicht sein.

Durch den Eintritt von Canitz in das Ministerium ist bis jetzt nichts verändert, man sieht nirgends eine Wirkung seines Geistes, seiner Thatkraft. Auch die Landtagsabschiede sind durch ihn nicht besser noch schlimmer geworden. Das Ganze unsres Zustandes spiegelt sich in ihnen ab.

Es kam mir wie eine Satire vor, daß ich vor dem Schlafen noch in Voltaire's „Candide" las! In solchen Zuständen wie die unsern versteht man erst recht wieder die Stimmung und Art Voltaire's.

Ich erzählte des Predigers von Gerlach schändliches Benehmen gegen Uhlich, und rief: „Was für einen Hundsfott von Christus der Kerl sich vorstellen muß, daß er durch solches Benehmen bei ihm sich einzuschmeicheln meint?"

Montag, den 5. Januar 1846.

Unsichere Nachrichten aus Posen, die Sache von Thorn scheint übertrieben.

Die „Staatszeitung" meldet, daß zwei Regimenter in die Gegend von Bromberg gerückt, in Folge der Untersuchungen und Unruhen.

Dienstag, den 6. Januar 1846.

Der Schauspieler Beschort hier gestorben.

Die Frömmelei der Gräfin von S. trägt schnelle Früchte. Am letzten Sonntage wurde im Dom der Gottesdienst gestört, so daß Ehrenberg die Predigt aufgeben mußte. Ein Koch in seinem Amtskostüm stürzte gegen die Kanzel vor, schwang eine Bibel und schrie laut von dem Feuer des höllischen Pfuhls. Die Leute glaubten, es sei Feuer ausgebrochen, und drängten hinaus. Als man sich endlich des Menschen bemächtigt, ergab sich seine Verrücktheit; er war in Diensten der Gräfin von S., hatte die Bibel von ihr geschenkt erhalten, und war über seine Auffassungskräfte von ihr bepredigt und geängstigt worden. Er wurde auf die Schloßwache gebracht und predigte weiter. Die Soldaten fanden, daß er gar nicht verrückt predigte, sondern besser als mancher amtliche Prediger. Fräulein von K. hat den Menschen nach der Wache bringen sehen und alle Umstände sogleich erfahren. Die „Staatszeitung" erwähnte des Vorfalls in Kürze. — Der Graf von S. soll die Schwärmerei nicht ganz mitmachen, heißt es jetzt.

Mittwoch, den 7. Januar 1846.

„Der König hat nun schon einen ganzen Wust von Papieren angehäuft, die sich auf die künftigen Reichsstände beziehen, selbstverfaßte Entwürfe, Gutachten von allen Seiten, Einwendungen, Bemerkungen, Auseinandersetzungen, Briefe, Berichte, — der ganze Plunder liegt leblos da, und mich soll doch verlangen, ob aus der todten Masse noch etwas Lebendiges hervorgehen wird!" Als ich dies sagen hörte, konnt' ich nicht umhin zu erwiedern: „Von

Ständen spricht man nun schon lange in Preußen, lange von Provinzialständen, lange genug von Reichsständen, aber es giebt noch eine dritte Art, gebt Acht, ob die nicht an die Tagesordnung kommen wird!" — Und welche Art wäre das? — „Aufstände".

Freitag, den 9. Januar 1846.

„Warum, bei dem besten Willen, den der König für die fernere Ausbildung der Landstände hat, tritt er in dem Schein auf, als wolle er sie nicht? Warum läßt er sich in dieser Sache durch den Schein um alles Verdienst und allen Dank bringen? Warum nicht ein einziges Wörtchen in den abscheulichen Landtagsabschieden, daß er Reichsstände berufen will? Denn er will es doch noch immer?" — Allerdings. Aber seinen Willen hat er für sich, und seinen Ausdruck überläßt er den Behörden, die allem Ständewesen feind sind, und denen nichts daran liegt, ob der König vortheilhaft erscheint oder nicht, ja denen das Letztere meist lieber sein mag.

Sonntag, den 11. Januar 1846.

Die Besorgnisse wegen Polen scheinen größtentheils grundlos; man sagt schon, die Sache sei von den russischen Behörden in Warschau angelegt, um den Kaiser bei der Rückkehr aus Italien mit einem einschüchternden Ereigniß zu empfangen, derselbe habe besonders in Rom Eindrücke empfangen, die für die höchste Verwaltungsbehörde unangenehme Nachwehen bringen könnten, diese wolle man abschneiden oder schwächen; in's Preußische habe man die Sache hinübergespielt, damit man nachher, wenn nichts

Rechtes herauskäme, die Entschuldigung habe, den preußischen Behörden habe der rechte Ernst und Eifer gefehlt.

Unser öffentlicher Zustand ist und bleibt kläglich! Der König findet unter seinen Ministern keinen, der einen Ueberblick des Ganzen habe, auch Canitz hat ihn nicht, oder macht ihn nicht geltend. Zweierlei Richtungen werden von oben her immer auf's neue belebt und bestreiten einander auf das heftigste, die Beamtenrichtung und die Volksrichtung; die letztere würde noch lange schlummern, würde sie nicht auch von oben angeregt, oder wäre sie es nicht schon seit einigen Jahren; wie leicht sie, wenigstens für den Augenblick, zu unterdrücken ist, sieht man in Königsberg. Doch geht die religiöse Bewegung dort weiter; die Prediger Rupp und Detroit bilden neue Gemeinden, denen die Obrigkeit entgegentritt. Hier ist nun die neue Art Kirchenversammlung eröffnet!

Der alte General von dem Knesebeck, geschworner Feind aller Konstitutionen, ist nun dahin gebracht, eine zu wünschen, damit nur einmal das Schwanken aufhöre und wieder ein fester Boden sich finde. Er sieht mit bittrem Unmuth die steigende Verwirrung des Staates, die Zerrüttung aller Verhältnisse. Freilich wird die Verfassung, meint er, die der König uns geben mag, eine wunderliche Ausgeburt sein, eine Phantasie, die lange brauchen wird, um in taugliche Form zu kommen!

Dienstag, den 13. Januar 1846.

Fürst von Wittgenstein, zu dem ich ging, sagte, ich käme ihm zuvor, er habe eben zu mir kommen wollen; lobte mein Aufgeschriebenes, erzählte mir Neues. Den Grafen von Pourtales und Andre ließ er warten, endlich

aber, als auch der russische General Graf von Kreutz angemeldet wurde, brach ich auf, nachdem ich noch mit Kreutz eine Wiedererkennung gehabt, ich hatte ihn im Herbst 1814 in Rellingen bei Hamburg besucht.

Gegen Abend kam Doktor Prutz, ein liebenswürdiger, natürlicher, offner junger Mann. Er sagte, man habe ihm Muth gemacht, zu mir zu gehen, obschon er einige Sünden gegen mich auf dem Gewissen habe; ich lachte, und es war gut. Seine Sache wendet sich glimpflich, Humboldt hat sich für ihn beeifert, der Minister von Bodelschwingh dem König eine Vorstellung von Prutz unterlegt, der König darauf die „politische Wochenstube“ gelesen, und nachdem er die Stellen, die für ihn beleidigend hießen, näher angesehen, ohne Groll geäußert: „Das kann ich ihm schon verzeihen!“ worauf der Prozeß niedergeschlagen worden. Die ganze liebenswürdige Seite des Königs tritt hier hervor! Prutz will künftig hier leben und litterarhistorische Vorlesungen halten, der Minister hat schon die Erlaubniß ertheilt; da er sie nicht an der Universität halten will, so hat der Minister Eichhorn nicht mitzureden, denn dieser würde nie darein willigen, der rachsüchtige, klatschhafte Fanatiker!

Mittwoch, den 14. Januar 1846.

Die Maßregel, durch die der König den Unteroffizieren und Gemeinen eine Zulage bewilligt — im Betrag einer halben Million Thaler jährlich —, wird ihm wenig gedankt und außerdem vielfach mißgedeutet. Man sagt, er wolle sich für den Fall von Aufständen des guten Willens der Truppe versichern. Von der Möglichkeit, daß es zu Aufständen kommen könnte, wird leider im Volke schon

gesprochen! — Der Tadel gegen den König und seine Regierung äußert sich immer lauter.

Von den am 5. eröffneten evangelisch-kirchlichen Konferenzen, die auch als protestantisches General-Konzil bezeichnet werden, spricht man kein Wort. Niemand ist nur neugierig, jederman hält die Sache für eine Spielerei. Man wird einiges gegen die Deutschkatholischen und gegen die Lichtfreunde vorbringen, aber das thun die Regierungen ja schon ohnehin; für die Sachen des Glaubens ist die Versammlung unberechtigt und unfähig.

Des Mathematikers Jacobi Rede über Descartes ist gedruckt und liest sich gut. Es sind ein paar scharfe Stellen darin.

In Voltaire und Ignaz Schmidt gelesen.

Sonnabend, den 17. Januar 1846.

Ich ging gestern zum Fürsten von Wittgenstein, der mit „Schüchternheit", ja mit „Aengstlichkeit" mir wichtige Papiere zu lesen giebt, die er geschrieben hat. Er sagt mir Vertrauliches, Schmeichelhaftes; während seines ganzen Lebens habe er nur zwei Menschen gefunden, deren Schreiben ihn ganz befriedigt habe, mich und Stägemann; ich dachte, er würde Gentz nennen; aber nein, der habe zu sehr glänzen wollen, meinte er; recht gut wisse er, daß ihm selbst alles Talent zum Schreiben abgehe, aber ein gutes Urtheil darüber müsse er sich beimessen. Der neapolitanische Gesandte Antonini kam. Der Fürst fertigte ihn ab und sprach dann mit mir weiter.

Heute früh wurde ich überrascht durch ein Ehrendiplom des Narrenthums abseiten des Düsseldorfer Karnevalvereins, närrische Gebilde und ein Hanswurstlied, unterschrieben

von dreizehn namhaften Männern! Mir will ein so festgebauter Spaß nicht zu Sinn, doch da er von meiner Vaterstadt kam, und im Liede die Aufforderung war, ich möchte antworten, so schrieb ich auf der Stelle:

Der Ernst bedrängt uns mehr und mehr!...
Zur Rettung aus der Noth
Ruft Ihr mit Recht die Narrenwehr, —
Ich tret' in's Aufgebot!

Zur Pritsche greif' ich wohlgemuth,
Zur Kappe, die Ihr schenkt;
Und freue mich, daß junges Blut
Des alten gern gedenkt.

Dein Anruf, liebes Vaterland,
Ist mir ein Ehrenzoll
Auch in der Narrheit Scherzgewand, —
Sind wir doch Alle toll!

Die letzte Zeile ist der Wiederhall des Refrains des übersandten Liedes. Damit ist die Artigkeit, dünkt mich, artig und angemessen erwiedert!

Dienstag, den 20. Januar 1846.

Der König hat zum Hofprediger von Grüneisen gesagt, zweierlei könne er an den Würtembergern nicht leiden, ihr Treiben mit der Offenbarung Johannis und ihre Geistergeschichten. Man ist erstaunt, daß der König diese Richtungen mit Einmal tadelt!

Der König scherzte mit dem General von Thile und meinte, derselbe sollte sich um das vakante Bisthum Jerusalem bewerben. Thile will den Spaß gar nicht schön finden und ärgert sich. Thile hätte antworten können, der Bischof müsse ja zur englischen Kirche gehören, von Preußen habe nur das Geld dort Zugang!

Humboldt scherzt, Thile bitte die Gesellschaft Abends bei sich „zu Gebet und Spiel"!

Donnerstag, den 22. Januar 1846.

Gestern zum Fürsten von Wittgenstein, bei dem ich diesmal beinah zwei Stunden blieb, und der mir die vertrautesten, wichtigsten Mittheilungen machte; er nahm mich mit zu seinen Papieren, die in großer Menge und wohlgeordnet sind. Er hat unendlich viel gearbeitet, in den wichtigsten Sachen, worüber im Archiv oft keine Spur vorhanden. Er bekennt mir, er sei in seinem Leben so viel verkannt und so arg mißhandelt, sein entschiednes Verdienst so oft geschmäht, sein redlichstes Absehen so falsch beurtheilt worden, daß er über Lob und Tadel zuletzt völlig gleichgültig gewesen, und mit völliger Verachtung des Scheins nur schlechthin das gethan habe, was ihm Pflicht gedünkt oder guter Willen ihm eingegeben. Jetzt kümmert ihn denn doch ein wenig sein guter Name, und Angesichts seiner Papiere fühlt er die Ungerechtigkeit, daß Andre im Schimmer stehen sollen und er im Schatten, jene oft unverdient, und er gewiß unverdient, wie grade seine Urkunden klar beweisen können. Allein er ist noch nicht mit sich einig, was er thun soll. Dringt man in ihn, so weicht er aus. „Sie müssen nicht vergessen, mein Lieber, daß ich nebenher auch ein kurioser Kauz bin." — Das sind Ew. Durchlaucht, das ist wahr, und ich weiß es längst. — „So? (Etwas verwundert und stutzig.) Aber ich weiß es auch, wie Sie daran sehen, daß ich es Ihnen sage! Und daß ich es auch selbst weiß, darauf thu' ich mir etwas zu gute."

Sonnabend, den 24. Januar 1846.

Gestern Abends bei Olfers; ich behielt aber wenig Eindruck von dem Abend, denn ich war befangen durch alles Feindliche, das ich in den öffentlichen Blättern gegen Preußen und gegen den König gelesen hatte; in London und Paris muß man sich schämen, ein Preuße, ein Deutscher zu sein; die „Times“, die „Revue des Deux Mondes“ 2c. sagen die stärksten Wahrheiten, die Landtagsabschiede erscheinen als eine Beschimpfung der Nation, machen die Landtage zum elenden Gaukelspiel, das Volk wird gradezu genarrt. Und bei solchen Umständen sagt der von der Regierung erkaufte „Rheinische Beobachter“ die wahnsinnige Schmeichelei, Preußen scheine bestimmt, unter dieser Regierung sein Gepräge dem neunzehnten Jahrhundert aufzudrücken! In solchem Dünkel bei solchem Jammer gehen wir blindlings weiter! — Wohl zuckt es überall im Volk, überall erheben sich kühne Stimmen, in Sachsen jetzt, in Baiern, in Baden, auch bei uns, insofern die Polizei nicht hemmt. Wenn einmal diese zerstreuten Stimmen einverstanden und zugleich — es kann geschehen — dasselbe Wort aussprechen, dann wird kein Widerspruch mehr helfen, dann wird es mit dem Dünkel aus sein; dann wird zu späte Reue kommen!

Heute Nachmittags besuchte mich der Fürst von Carolath, eben erst hier eingetroffen. Er sagt, in Schlesien sei die deutschkatholische Richtung überall vorhanden, eine Menge katholischer Geistlichen würden sogleich zu ihr sich bekennen, wenn sie des Staates sicher wären, aber die Zweideutigkeit der Regierung mache sie scheu. Er dankt Gott, daß er bei den Provinzialständen nicht mehr Landtagsmarschall ist, er nennt diese Landtage ein Possenspiel, er wolle nicht leeres Stroh dreschen u. dgl. m. Was

daraus werden solle? Wohin wir gehen? Zur Auflösung, zur Umwälzung!

Der König hat unter den Papieren Dorow's, welche der Oberst von Natzmer auslieferte, eine Abschrift des Geschäftstagebuchs des verstorbenen Kriegsministers Generals von Witzleben gefunden. Der Inhalt war ihm so wichtig, daß er durch den General von Kosel sich von der Wittwe Frau von Witzleben die Urschrift ausbitten ließ, die auch sogleich gegeben wurde.

Im Hof- und Diplomatenkreise treibt sich eine Geschichte um, die gewiß auch schon in die meisten Depeschen übergegangen ist. Bei einer der letzten Jagden wartete man lange auf den König, sehr lange, da meinte endlich der Prinz von Preußen, der König würde nicht kommen, und befahl, die Jagd solle anfangen. Da kam der König und zeigte seinen Unwillen, daß man nicht seine Ankunft abgewartet, sehr heftig, schimpfte den Oberförster und ließ gegen diesen aus, was eigentlich den Bruder treffen sollte. Der Mann soll sich darauf erschossen haben. Nun behaupten Unterrichtete, die ganze Geschichte sei erfunden! Wer und wieso sie jemand erfunden haben könne, bleibt räthselhaft, denn ihr Ursprung ist vom Hofe her!

Als der König den von Dorow's Schwester, der Kammergerichtsräthin Troschel, erstandenen Nachlaß desselben aus Halle bekommen hatte, fiel er eifrig darüber her, wunderte sich über manches, was er fand, und suchte nur immer emsiger. Endlich kam er an ein Stück, das ihm sichtbar eine starke Gemüthsbewegung machte. „Mein Gott", rief er aus, „wie kommt das hieher? Und es ist nur eine Abschrift; wo ist das Original? Das darf ja in keiner fremden Hand sein! Ich muß es haben!" Darauf erfolgten die scharfen beleidigenden Nachsuchungen bei der

Generalin von Witzleben, da die meisten dieser Dorow'schen Papiere eine Beute aus dem Nachlasse des Generals waren. Man fand aber das Gesuchte nicht.

Was aber kann dies gewesen sein, das nicht in fremder Hand sein durfte? Höchst wahrscheinlich ein Gutachten des Leibarztes Hufeland, das der vorige König von ihm über die körperliche Beschaffenheit des Kronprinzen, als dieser sich verheirathen sollte, gefordert hatte, und worin Hufeland dessen Unvermögen, so wie die Einwirkung dieses Gebrechens auf Gemüth und Geist, ohne Rückhalt geschildert hatte.

Dienstag, den 27. Januar 1846.

Ich ging zum Fürsten von Wittgenstein, wo ich lange blieb. Mit allem Widerwillen gegen Napoleon beruft er sich doch gern darauf, daß ihn derselbe äußerlich geehrt und freundlich behandelt. Mir ist jetzt klar, solange der Fürst in Gunst und Macht stand, genügte ihm die Ausübung und das Gefühl der Wirklichkeit, ganz unbekümmert um die Meinung der Leute; seitdem aber jene geschwunden, ist auch seine innere Genugthuung dahin, und er möchte jetzt die Anerkennung dessen, was er verdienstlich gewirkt, nachträglich hervorrufen, wenigstens die Ehre, die ihm gebührt, seinem Andenken gesichert sehen. Wie das am füglichsten geschehen könnte, ist ihm noch nicht deutlich; seine frühere Mißachtung der öffentlichen Stimme ringt mit seiner nunmehrigen Neigung, dieselbe anzusprechen, auch will er nur die Wahrheit, keinen Schein, will durchaus nicht prahlen, schon aus Stolz nicht, und doch dünkt ihn alle Veröffentlichung etwas prahlerisch. Ich muß ihn seiner Krisis überlassen, allzu dringendes Zureden würde ihn nur scheu machen.

Abends auf dem Schlosse bei Fräulein von Kalb. — Doktor Moritz Veit und Frau. — Lebhaftes, gutes Gespräch, über Goethe, Fichte, Verein der Handwerker hier, und Lieder derselben, die aber nichts Volksmäßiges haben, sondern unsre Bildung anstreben; natürlich, sie wollen aufwärts, und ihre Poesie ist nicht Genie, sondern Talent und Nachahmung. Fräulein von Kalb giebt mir ein Manuskript ihrer Mutter mit; das Pastellbild von Schröder wird mit Vergnügen betrachtet. — Zu Hause las ich in dem Manuskript, es sind die mir theilweise schon bekannten Memoiren *), nebst einzelnen Gedanken und Bemerkungen, alles zwischen dem siebzigsten und achtzigsten Jahre geschrieben! Ich war so ergriffen von dem Geist und Schicksale dieser großen Frau, daß ich noch stundenlang wach blieb und mich in Betrachtungen ihres Lebensloses verlor.

Die Leute lassen es sich nicht ausreden, der König habe einem Oberförster, weil die Jagd zu früh begonnen, in's Gesicht gespieen, dieser sich dann abgewendet und erschossen!

Badische, baierische Ständeberathungen, sächsische, — alles zu klein!

Donnerstag, den 29. Januar 1846.

Gestern zum alten General von dem Knesebeck, den ich in großen Leiden — Flechten an den Händen — aber aufgeweckten Geistes fand. Er sprach ganz vertraut und erzählte mir über eine Stunde von seiner persönlichen Betheiligung an den Ereignissen von 1811 bis 1815.

---

*) Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuskript. Berlin, 1851.

Sonderbar fiel es mir auf, daß auch er, der entschiedne Hasser und in gewisser Art Verächter Napoleon's, als den Hochpunkt der ihm gewordenen Belobungen und Befriedigungen die Worte geltend machte, welche Napoleon, nachdem er eine Denkschrift Knesebeck's über den Feldzug gegen Rußland im Gespräch erwähnt, zum Grafen von Saint-Marsan gesagt habe: „Ce colonel est bien habile, cet officier a très-bien vu"; Knesebeck hatte darin das Unglück vorausgesagt. Auch Knesebeck brennt vor Begierde, seine Sachen zu veröffentlichen, fühlt sich aber zum Selbstschreiben zu alt. Er beseufzt den gegenwärtigen Zustand, preist die Warnungen, die in Dahlmann's beiden Büchern stecken, findet hier alles trostlos, hat schon gefragt, wie viel Kisten mit Jakobinerkappen man denn vorräthig habe?

Schlöffel ist nun wirklich freigesprochen. — Arndt hat in der „Allgemeinen Zeitung" eine fürchterliche Erklärung gegen Kamptz erlassen. Dieser alte Minister wird recht zerzaust, aber wahrlich er verdient es; seine Thorheiten im Alter sind noch ärger, als die in der Jugend waren; er treibt giftige Faseleien, aber hat keine Macht mehr, sie durchzusetzen.

Montag, den 2. Februar 1846.

Friedrich Heinrich Jacobi behauptete, durch gewisse metaphysische Gedanken, wenn er sie nicht abwehrte, sondern festhielte, sich augenblicklich tödten zu können. Er nennt aber hier wohl Gedanken, was noch keiner ist, sondern noch in der roheren Form der Vorstellung steckt. Mir ist heute etwas geschehen, was auf dem Wege solcher Erscheinungen sich bewegt; ich erkannte jedoch in demjenigen, was mich bis zum Schwindel und zur Ohnmacht zu

verwirren drohte, grade die Abwesenheit eines Gedankens, denn wo der auftritt, da ist Stärke, Ordnung, Beruhigung. — Daß man in der Nacht manche Bilder nicht los werden kann, ist auch nur Schwäche, das stärkende Tageslicht hilft gleich darüber hinweg.

Das Buch von Frau von Stägemann, noch von Dorow zur Herausgabe besorgt, ist in zwei Bänden nun erschienen.

Allerlei politische Gerüchte, man nennt neue Minister bei uns, beschuldigt Canitz des Ehrgeizes, sich über alle seine Kollegen stellen zu lassen, und man meint, ihm könne es gelingen; dagegen meinen Andre, er sei durch die Arbeit schon so mürbe geworden, daß er zufrieden sein werde, ruhig mit den Andern im Schlendrian fortzugehen!

Französische Kammern; englisches Parlament, Peel's vierstündige Rede über die Zollfragen und das Korngesetz.

Dienstag, den 3. Februar 1846.

Nachdem ich einige nothwendige Schreibereien abgemacht, ging ich aus und fühlte mich erquickt durch die frische Luft. Unter den Linden machte Bello seine Sprünge. An der Friedrichstraße stieß ich auf ein militairisches Leichenbegängniß, gedämpfte Trommeln, ein Bataillon Garde, es wurde ein Oberstlieutenant begraben. Ich ging die Friedrichstraße hinauf bis zur Kochstraße, und besuchte Ludwig Tieck, ihm für die Autographen zu danken; er war ziemlich wohlauf und die Freundlichkeit selbst, auch die Gräfin von Finckenstein, die doch nicht ganz blind ist; Tieck sagte, er sei nun schon so alt, er schäme sich, schon so alt zu sein, und fange nun erst an, es zu fühlen; er erzählte

von Karl Philipp Moritz; er will, wenn er besser ist, allerdings noch Memoiren schreiben, Bruchstücke dazu liegen schon fertig, auch der Entwurf des Planes, Litteratur würde sein Hauptaugenmerk sein, kritische Bemerkungen rc. In Erzählung der Thatsachen möchte ich ihm nicht allzu sehr trauen, er ist entschieden partheiisch in vorgefaßten Meinungen. Abends liest er noch nicht wieder, es strengt ihn an.

Ich fuhr von hier quer durch die ganze Stadt zum Professor Heinsius. An der Herkulesbrücke begegnete mir die vom Leichenbegängniß rückkehrende Truppe, sie brachte mit jetzt lustiger Musik die Fahne auf das Schloß. Bei Heinsius blieb ich lange, er theilte mir mancherlei mit. Ich ging zu Fuß weg, froh der Luft und des Gehens; im Lustgarten begegnete mir Fräulein von Kalb, kehrte um und ging mit mir bis zu Anfang der Linden; wir hatten ein tiefernstes Gespräch, von ihr erfuhr ich, daß der zu Grabe bestattete Offizier der Oberstlieutenant Schmidt vom Generalstabe sei, derselbe, den ich in Homburg mit Koreff besucht hatte. Kaum hatte Fräulein Kalb mich verlassen, so wurde ich seitwärts angesprochen, durch Fürstin und Fürst von Carolath, mit denen ich die Linden hinab ging unter lebhaftem Gespräch, dann lenkt' ich nach Hause, nach all den Gängen gar nicht ermüdet.

In der Assemblee gestern bei Canitz war alles glänzend und belebt. Der König und die Königin blieben bis halb zwölf Uhr. Der König in bester Stimmung, lustig sogar. Die Fürstin von Carolath sagte ihm, sie habe eine Bitte vorzutragen; „Nur geschwind heraus damit, ich bin in der Erfüllungslaune!“ Sie versetzte, es thue ihr leid, das nicht gewußt zu haben, so würde sie auf ganz andre Bitten gekommen sein, nun habe sie freilich nur die

kleine, wegen der sie ihn angesprochen. Er bewilligte sie sogleich.

Ein Theil unsrer Minister ist mißtrauisch gegen Canitz, ein andrer Theil unterwirft sich ihm schon demüthig, zu den letztern gehören Savigny und Eichhorn.

Donnerstag, den 5. Februar 1846.

Bettina von Arnim, sehr müd' und abgespannt, wie vergrämt. „Ich bin nicht krank," sagt sie, „aber kaput." Doch reizt sie sich zu gewaltsamer Lustigkeit, während sie unsrem Mittagessen zusieht. Nachher liest sie mir den Entwurf ihrer Antwort an den Erbgroßherzog von Weimar, der sie gefragt hatte, wer an Riemer's Stelle ein tüchtiger Bibliothekar dort sein könnte? Die tapfre, thätige Frau schlägt ihm Hoffmann von Fallersleben vor, und zeigt ihm klug und geschickt an dem Beispiele von Prutz, daß man dergleichen wagen dürfe; in Jena habe Prutz nicht Vorlesungen halten können, weil man sich vor Preußen's Scheelsehn gefürchtet, aber jetzt hält er in Preußen's Hauptstadt seine Vorlesungen mit höchster Zustimmung! Ich soll den Entwurf auch Humboldt mittheilen. Erst will sie ihn fertig schreiben. Sie sagte, sie sei ganz von Rahel erfüllt, sie habe in acht Tagen nichts gethan, als nur immer in „Rahel" gelesen, mit unwiderstehlicher Anziehung, mit höchstem Genuß und Gewinn.

Freitag, den 6. Februar 1846.

Nachträgliches. Dr. Zinkeisen hat mir am Beer'schen Abend in der Eile manches mitgetheilt, was ihm in seiner

Stellung als Redakteur der „Staatszeitung" zugekommen; er hat in das innere Getriebe hier die traurigsten Blicke gethan. Der Oberstlieutenant von Schulz hat die Leitung des Blattes nicht bloß wegen Unfähigkeit verloren; es sind abscheuliche Dinge vorgegangen! Selbst der Minister Graf von Arnim hat bei und mit der „Staatszeitung" solche Ränke und Tücken ausüben lassen, daß ein andrer Minister gesagt hat, wäre der König dahintergekommen, so würde der Graf von Arnim schon viel früher seine Entlassung erhalten haben! Und noch viel andres, das nicht aufzuschreiben ist!

Aus zuverlässiger Quelle: Der König war vor kurzem sehr verdrießlich von der Jagd bei Oranienburg zurückgekommen, und ließ sich den aufgeschobenen Vortrag halten, bei dem es nicht gnädig herging; als der Geh. Rath Müller vom Vortrag herauskam und das Vorzimmer durchschritt, sagte er im Unmuthe laut zu sich selbst, nicht wahrnehmend, daß er von Anwesenden gehört wurde: „Von hier muß man suchen so bald als möglich fortzukommen! Heute ist sogar der * ein Ochse!" — Ein tiefer Blick auf diese Verhältnisse! * war jedoch nicht zugegen, der König hatte von ihm, nicht zu ihm gesprochen.

Die Offiziere eines Regiments hier haben eine Travestirung „Wallenstein's" in der Kaserne aufgeführt, das Stück ist vom Lieutenant von Hülsen und voller Anspielungen auf hiesige Verhältnisse, alle Hohen und Höchsten bekamen ihre Stachelworte, der Prinz von Preußen, Boyen, Humboldt, niemand wurde verschont, indeß war alles noch glimpflich. Der König amüsirte sich über die Maßen; er sagte, so sehr habe er gelacht, daß er davon „unanständig geschwitzt habe"!

In Bolingbroke's Biographie gelesen; Mazzini's scharfe Abhandlung über Italien.

Sonnabend, den 7. Februar 1846.

Ein Brief von Humboldt meldet mir den gestern Mittag erfolgten Tod des Ministers von Bülow und antwortet über die Angelegenheit Bettinens, der ich hievon sogleich das Nöthige mittheile.

Der König hatte die fremden Theologen bei sich zur Tafel und fragte sie, wo sie ihre Sitzungen hielten? In dem Saale des Ministers Eichhorn, war die Antwort; „Ach, den Saal kenn' ich", sagte der König, „da hab' ich als Kronprinz einmal einem Diner beigewohnt, wo ein ungeheurer Fisch entsetzlich stank. Nun, die Herren werden wohl einen bessern Geruch dort zurücklassen, hoff' ich." Die Liebhaberei, solch Unverbindliches einzuflechten, nimmt überhand. Der „faule Fisch" könnte allerdings zum Symbol der Berathungen dienen!

In folgendem Geschichtchen erscheint die Laune des Königs vortheilhafter. Der Generalsstabsarzt Dr. von Wiebel ist nicht zufrieden, den Stern zum rothen Adlerorden und sogar in Brillanten zu haben, sondern strebt nach der Seligkeit des großen Bandes. Da der Mann in seinem Dienste gar nicht ausgezeichnet ist, so wollte man ihn doch so nicht begünstigen. Er aber legt es bei jedem Ordensfeste heftig darauf an. Am Tage des letzten Ordensfestes ging er früh zum Könige, wo er als Leibarzt freien Zutritt hat, und nachdem er den König lange belästigt, sagte dieser endlich: „Nun, lieber Wiebel, sag' ich Ihnen Adieu, wir sehen uns aber beim Ordensfeste wieder." — Da geh' ich nicht hin, versetzte Wiebel barsch. —

„Warum denn nicht?" — Ich habe ja nischt gekriegt! — „Wirklich? Sie hätten nichts gekriegt? I, da muß ich doch nachsehen! Dort liegt die Ordensliste, geben Sie doch mal her!" — Und nachdem der König eine Weile sie durchlaufen, sagte er: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, Sie stehen nicht drin! Nun, da gratulir' ich Ihnen bestens, so brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen!"

Der König hört und sagt allerlei Zoten ohne alle Rücksicht. Ein Hofmann las ihm deren aus einem Buche vor, und der König wälzte sich auf dem Sopha vor Lachen. Da kam die Königin, und der König wollte, der Mann solle weiterlesen, was dieser indeß verbat. Der König nahm das Buch selbst und las mit Lachen eine kleine Geschichte, zum Entsetzen der Königin, die den Hofmann mit Unwillen ansah und alsbald ihre völlige Ungnade merkbar werden ließ, in der er noch immer steht.

Sonntag, den 8. Februar 1846.

Eine frühere Erzählung muß ich, wie folgt, berichtigen. Die Nachfrage bei der Generalin von Witzleben nach der Urschrift des Tagebuchs ihres Mannes, das der König abschriftlich in Dorow's Papieren gefunden hatte, war erfolglos, man hat das Gesuchte nicht gefunden. Der General von Kosel war nicht mit dem Minister von Bodelschwingh, sonderm mit einem von diesem beauftragten Beamten (Geh. Rath Sulzer?) gekommen und verfuhr sehr herb; anfangs widerstrebte Frau von Witzleben, sagte, man solle warten, bis ihr Sohn da sei, dem die Papiere des Vaters mehr als ihr gehörten, aber man achtete ihrer nicht, nahm ihr die Schlüssel weg, öffnete die Verschlüsse und durchstöberte, ohne sie nur zuzuziehen, alle ihre

Sachen, fand aber nichts, was mitzunehmen gewesen wäre. Die Ministerin hatte aus Schreck und Aerger einen Nervenkrampf. Ihr Sohn Job, der später kam, als schon alles vorüber war, schrieb an den König einen Brief, der in unterthänigen Ausdrücken doch auf das schärfste die begangene Gewaltsamkeit schilderte und dem Könige vorhielt, daß man unter seiner Regierung dergleichen nicht erwartet hätte. Hierauf schrieb der König an Frau von Witzleben höfliche Entschuldigungen, ohne jedoch zu sagen, daß seine Beauftragten unrecht gethan. Zum Minister von Canitz aber sagte er, den Lieutenant von Witzleben müsse man im Auge behalten, der scheine Fähigkeit und Karakter zu haben. Auf Canitz wird übrigens alle Schuld des unglimpflichen Verfahrens geschoben.

Von dem Ehrgeize und der Herrschsucht des Ministers von Canitz wird viel gesprochen; man behauptet im Ernst, er wolle Staatskanzler oder Oberminister werden; dem König sei er schon unbequem, aber auch so überlegen, daß Canitz alles durchsetze, was er bestimmt wolle! — „Canitz? Der ist ein Fuchs, damit ist alles gesagt.“

Montag, den 9. Februar 1846.

In der „Frankfurter Oberpostamtszeitung“ steht, ich sei zum Schriftsteller-Kongreß nach Stuttgart eingeladen und wichtige Sachen sollten dort verhandelt werden. Dummes Zeug! Ich habe schon erklärt, daß die Schriftstellerei als Gewerbe mir fremd sei, an ihr aber nur das Gewerbliche zu verhandeln sei; sogar die Preßfreiheit biete den Schriftstellern nur die gewerbliche Seite dar; sie zu fordern sei eine allgemeine Angelegenheit, ich würde sie begehren, wenn ich auch keine Zeile hätte drucken lassen.

Obschon ich grade jetzt, für uns, ihre Gewährung von großen Uebelständen begleitet glauben müßte; doch, wenn die Regierungen fortfahren, so roh und unverständig zu handeln, so bleibt mir nichts übrig, als trotz aller Uebelstände sie zu fordern, zu üben, zu erzwingen. Es ist empörend, wie dumm und nichtswürdig die Zensur gehandhabt wird, zum Beispiel jetzt in Baden, und in allen ständischen Sachen durch ganz Deutschland, vermöge des schändlichen Beschlusses der Bundesversammlung.

Nachmittags kam Bettina von Arnim; sie hat ihren Brief an den Erbgroßherzog von Weimar abgeschickt, ohne ihn zu verändern; mit Recht, denn Humboldt's Bemerkungen sind aus seinem Standpunkte, nicht aus dem Bettinens. Ihr Eifer für Hoffmann von Fallersleben hat übrigens einen besondern Stachel; die Brüder Grimm haben sich häßlich gegen ihn betragen und sind darüber auch mit ihr zerfallen; es würde ihr eine persönliche Genugthuung sein, wenn sie ihm aufhelfen könnte. Sie sagt aber ganz richtig, daß der Erbgroßherzog ihn anstelle, sei schwerlich zu erwarten, aber es sei schon gut, daß der Erbgroßherzog den Vorschlag empfange, der ihm zeige, was man verlange und vermisse.

Elende Nachrichten aus der großen Welt; um drauf zu speien! Alle Gemeinheit hat da ihren glänzenden Schauplatz. Ein lumpiger Graf hier fragt mit unverschämter Geringschätzung: „Als was war die Frau von * eigentlich hier und am Hofe?“ — Als was! Als Frau von *, wie Sie als Graf von so und so!

Humboldt, um seine Fürsprache gebeten, daß der König ein Gemählde kaufen möchte, erklärte rund heraus, der König kaufe von Kunstsachen durchaus nur das, was Herr von Olfers ihm vorschlage.

Das Leben Bolingbroke's liest sich sehr gut und ist ein überreicher Stoff zum Denken.

„Friedrich Karl Freiherr von Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das neunzehnte Jahrhundert.“ Von Dr. Hermann vom Busche (Stuttgart, 1846). Die Schriften dieser Art mehren sich und helfen die Nation mit sich selber bekannter machen. Dies Buch ist aber nicht ruhig genug, es sprüht zu viel, anstatt zu leuchten.

Freitag, den 13. Februar 1846.

Die badische Ständeversammlung aufgelöst; die Regierung konnte das Licht und die Bewegung nicht aushalten, sie half sich für den Augenblick, vielleicht auf längere Dauer, vielleicht gelingt es ihr durch Bestechung und Gewalt andre, ihr günstige Wahlen zu erlangen; aber der Zustand der Dinge, das Bewußtsein des Volkes werden dadurch im geringsten nicht geändert. Wartet nur!

Hier hat die Regierung ein niederschlagendes Beispiel elender Partheilichkeit gegeben; der Schulrath Striez, der gegen Bischof Eylert geschrieben, ist dafür belohnt und zum Konsistorialrath befördert worden; ein niederschlagendes Beispiel für die Rechtschaffenen, freilich ein aufmunterndes für die Halunken.

Bolingbroke's Leben wirft mich auf Betrachtung meines eignen Lebens zurück. Nur kurze Zeit habe ich in Staatsgeschäften arbeiten können, selten meinen eignen Sinn dabei ausdrücken dürfen. Die besten Jahre meines Lebens bracht' ich daheim in Unthätigkeit zu, daheim in der Verbannung, die man mir in Washington geben, ich aber nicht annehmen wollte. Mein Trost war Rahel. Ich schrieb die „Biographischen Denkmale“, half die „Jahrbücher

für wissenschaftliche Kritik" gründen und führen, las Englisch und Spanisch, studirte Altes und Neues. Der späte Wiedereintritt in Geschäftsverbindung brachte mir kein persönliches Genügen, einen bestimmten Wirkungskreis konnt' ich kaum wünschen, ich wollte nicht da helfen und dienen, wo meine Gesinnung widersprach, Bernstorff war so edel mir nur Aufträge zu geben, die ich mit gutem Willen ausführen konnte; als Ancillon kam, mußt' ich froh sein, mit guter Art wieder in Ruhe zurückzutreten. Ich habe diesen Lauf der Dinge, dieses Schicksal nicht zu bereuen, ich danke Gott, daß ich nicht als elender Gesandter an verschiedene Höfe müssig verschickt und in diplomatische Nichtigkeit versenkt worden bin, daß ich mir selbst habe leben und dienen können, aber bei erwähltem Staatsdienste ohne Boden und Thätigkeit zu sein, war in der Zeit oft hart und drückend. Das ist nun alles vorbei, desto besser!

Herr Bournet-Laval hört die Vorlesungen von Schelling über Mythologie, mit geringer Befriedigung. Die Ideen ruhen auf gelehrten Annahmen, die Schelling nicht selber schöpft, sondern von Andern entlehnt, und die oft ganz haltlos sind. Neulich hat Schelling die Vermuthung aufgestellt, durch die Pyramiden hätten die Aegypter die Dreieinigkeit Gottes andeuten wollen; darüber waren viele Zuhörer sehr verwundert und fragten einander, ob denn Schelling meine, die Pyramiden hätten nur drei Seiten gehabt?

Sonnabend, den 14. Februar 1846.

— Als ich wieder zu Hause kam, besuchte mich — zum erstenmale — Herr von Bülow-Kummerow. Zuerst war

nur von Autographen die Rede, dann aber ging er auf andre Dinge über und sprach von seinen Angelegenheiten, der achtundsiebzigjährige Mann, mit großer Ordnung, Folge und Genauigkeit. Sein Projekt einer Landesbank findet bei allen unsern Ministern, Flottwell ausgenommen, heftigen Widerspruch. Er sagt, sie verstünden alle gar nichts davon, die Unwissenheit und Dummheit sei horrend, wir seien in Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft gegen alle Länder zurück. „Der König“, sagt er, „ist ein unglücklicher Mann; er heißt König, aber er ist es nicht, eine Klicke beherrscht ihn, die ihn umgiebt und in ihren Netzen gefangen hält, eine Klicke von frommthuenden, zum Theil heuchlerischen, unwissenden, selbstsüchtigen Leuten, die fest aneinander halten, und die der König schon fürchtet, denen auf die Dauer sein Willen nie widersteht. Und woher andre Minister nehmen; wenn er diese Menschen wirklich abdanken wollte, wen könnte man vorschlagen? Die Gattung ist ausgegangen, keine Pflanzschule vorhanden, wir sind bankrott an Kenntnissen und Einsicht, wir, die wir uns rühmten, alle Staaten darin zu übertreffen! Während die Regierung verdummt und zurücksteht, geht das Volk mächtig vorwärts, — aus diesem Gegensatze muß der Zustand immer heilloser werden, wir gehen der gräßlichsten Revolution entgegen!“ Im Vertrauen erzählt er mir, am Montage habe der König einer Sitzung präsidirt, wo Bülow seine Entwürfe gegen die anwesenden Minister förmlich durchstreiten mußte, — Thile, Canitz, Bodelschwingh, Uhden, Rother, Flottwell und der Präsident von Rönne waren zugegen. Thile war der heftigste Gegner, aber ohne alle Sachkenntniß und daher sogleich geschlagen, wo Thatsachen zur Sprache kamen; ebenso brachte Rother nur Meinungen ohne Gründe vor; nur die Anwesenheit des Königs ver=

mochte sie in ihrer Wuth und in ihrem Hasse zu zügeln, und der König merkte wohl, daß sie in den Sachen nicht recht beschlagen waren, gab ihnen auch oft im Einzelnen Unrecht; — die ganze Sitzung endete jedoch ohne Beschlußnahme. — Diesmal sprach Bülow nicht als Faseler; aber seine Weise gefällt mir doch keineswegs, — er spricht mit Selbstgefälligkeit, und manche Aeußerungen nähren den Verdacht, daß ihm das Wohl des Staates doch hauptsächlich nur in dem der Edelleute und Reichen besteht! —

Sonntag, den 15. Februar 1846.

Brief aus Fulda von Heinrich Koenig. Wie sieht es unter dem — Kurprinzen-Mitregenten in dem armen Hessen aus! Eine Schmach, solche Wirthschaft in unsrer Zeit! Aber nur, wenn die Franzosen eine Julirevolution machen, kommt für uns etwas Abhülfe und Gerechtigkeit!

Herr von Bülow-Kummerow sagte gestern unter andern: „Preußen steht in Europa ganz isolirt, eben so unsre Regierung isolirt in Preußen, und der König in der Regierung.“

Man spricht hier sehr gegen die badische Regierung wegen der Auflösung der Kammern, auch gegen Nebenius, der eine fohsche (Berliner Wort) Rolle gespielt habe 2c. Man braucht aber die Augen nicht so weit zu richten, man hat nähere Jämmerlichkeit, die man erträgt!

Dienstag, den 17. Februar 1846.

Gestern Brief und Denkblatt von Herrn von Bülow-Kummerow, der sich über unsren politischen Zustand aus-

spricht, den Mangel an tüchtigen, fähigen Männern, die Herrschaft der Kamarilla und die Geistlosigkeit unsrer Zeit beklagt; ein wirkliches Denkblatt des Tages!

Die „Staatszeitung" brachte die Nachricht, daß Posen einige Stunden militairisch gesperrt gewesen, während vierzig Personen, meist junge und angesehene Edelleute, dort verhaftet worden, in denen man die Anführer der Verschwörung zu haben glaubt. Um neun Uhr kam der Graf Cieszkowski, wollte mich zur Assemblee des Ministers von Canitz abholen, und war sehr verwundert über jene Neuigkeiten, die er durch mich erfuhr. Wir besprachen ausführlich die polnischen Angelegenheiten; er glaubt an keine eigentliche Verschwörung, sagt aber, die allgemeine Unzufriedenheit äußere sich unverhohlen, und zwar sehe er darin nur dieselbe Mißstimmung, die auch in Königsberg, in Breslau und hier herrscht, die jedoch in dem polnischen Volksthum dann einen neuen Boden finde, auf dem sie haften und gedeihen könne. Er spricht sehr einsichtsvoll und gemäßigt; die Polen des Großherzogthums würden ihr Volksthum früher in einem freien Staatswesen allenfalls aufgegeben, um den Preis eines preußischen Parlaments ihren posenschen Landtag gern hingegeben haben, aber nun habe man sie gezwungen, sich in letzterm zu verschanzen, und da sie als Preußen so wenig hätten und haben sollten, wenigstens Polen sein zu wollen. — Die Aufregungen von Seiten der in Paris als Verbannte lebenden Polen findet er unzeitig und verderblich.

In Trevor's „Leben Wilhelm's des Dritten" gelesen, in den Staatsdenkwürdigkeiten Jan de Wit's, des edlen holländischen Vaterlandsfreundes.

Heute bei Herrn von Bülow-Kummerow, mich zu bedanken. Die neuliche Sitzung bei dem Könige war eine

des Handelsamtes; neben Thile soll auch Canitz wunderliche Einwendungen vorgebracht haben, „er versteht von der Sache gar nichts", sagt Herr von Bülow mit lächelnder Ruhe. Heute wird der Plan im Staatsministerium berathen; für ihn sind Flottwell, Boyen, der Prinz von Preußen, ungewiß noch Mühler, Savigny, Eichhorn; die beiden letztern werden in der Klemme sein, dem Ansehn des Prinzen werden sie nicht entgegentreten wollen, den König wissen sie nicht abgeneigt, aber Thile und Canitz flößen ihnen Furcht ein, und diese Waschlappen bestimmen zuletzt die Mehrheit!

Beim Fürsten von Wittgenstein. Eiliges, aber tief vertrauliches Gespräch. Ueber den Wiedereintritt Hardenberg's als Staatskanzler hat das Archiv gar nichts! Ein Angelpunkt der preußischen Geschichte, über den sich keine Akten finden! Wittgenstein meint, man habe sich beeilt zu vertilgen, was darüber Schriftliches verhandelt worden; er will aber doch weiter nachfragen. Belehrung, daß in der Kourtoisie „Oheim" etwas weniger ist, als „Vetter", daß jenes den Reichsfürsten vom Kaiser und von den Kurfürsten gegeben wurde. Ein wirklicher Oheim, dem Blute nach, heißt „Onkel".

Bettina von Arnim kommt um die Mittagszeit; erzählt prächtige Geschichten vom Hessen-Kassel'schen Abgeordneten zur hiesigen (nun beendeten) Synode, von Savigny's 2c.

Mittwoch, den 18. Februar 1846.

Heller Sonnenschein. Luther's Sterbetag heute, in allen protestantischen Kirchen hier gefeiert. Unsre heutigen Kämpfer für Freiheit und Licht klammern sich krampfhaft an den alten Reformator, den ja die Regierung mitverehren

muß — ich sage muß, denn die meisten ihrer Mitglieder, alle Pfaffen und Schranzen allzumal, wünschen ihn heimlich zu allen Teufeln! Heutiges darf man nicht feiern, heutige Luther und Hutten werden von der Polizei sogleich eingesteckt; daß man sich auf die alten Helden wirft, zeigt, wie es heute steht. — Grade heute les' ich in der Zeitung, daß der Bundestag damit umgeht, die Glaubensbewegungen zu hemmen und die ständischen Befugnisse einzuschränken!

Justinus Kerner schreibt mir vom 11. Februar: „Ich las Deinen Aufenthalt in Wien sogleich. Es ist alles sehr wahr und treu gezeichnet, nur bist Du gegen mich zu schonend und gut.“ Ich muß dieses Zeugniß hier eintragen. Die Leute wollen die Wahrheit des Dargelegten gern anzweifeln, und fragen, wer sie verbürge, froh, wenn sich niemand mehr findet, es zu thun. Hier findet sich einer und thut's.

Unsre Zeitungen liefern ein Kabinetsschreiben des Königs an den Breslauer Magistrat, worin diesem seine Beschwerden in Kirchensachen ernstlich verwiesen werden, die Eiferer dagegen gelobt. Der halb warnende, halb belehrende Ton klingt sehr schlecht, und wer dem Könige gerathen hat, so zu antworten, und wer ihm ferner gerathen hat, dies Schreiben zu veröffentlichen, hat ihm sehr schlecht gerathen! Die Abfassung ist schwach und ungeschickt, dergleichen kann weder Sinnesänderung noch Furcht bewirken, nur tieferen Trotz anregen, und Achselzucken und Schadenfreude!

Herr von Weiher bei mir. — Ich ging bald aus, auf die Bibliothek, wo Geh. Rath Pertz eine Ausstellung Luther'scher Andenken eröffnet hat; der Zudrang war aber so groß, daß ich nicht hineinkommen konnte.

Die Berathung des Staatsministeriums ist gegen den Plan des Herrn von Bülow-Kummerow ausgefallen; Thile

und Rother sind seine heftigsten Gegner, dann Canitz; allgemein ist man gegen seine Person, er sei ein Schwindler, Vortheilsucher, und eigennützige Absichten sollen auch in seinem Plane klar vorliegen.

Der König ist nach Wittenberg zum Lutherfeste.

Freitag, den 20. Februar 1846.

Der Vorsteher des lithographischen Instituts war gestorben, der General von Krauseneck hatte mit Sorgfalt einen für diese Stelle befähigten Offizier ausgesucht, und Kriegsminister von Boyen sagte dem Könige beim Vortrag, er habe den erforderlichen Mann; der König erwiederte: „So? Ich hab' auch einen." Hierauf brach Boyen sogleich ab und trug andre Dinge vor. Nach ein paar Tagen wird Boyen zur Tafel geladen, die Königin sagt: „Lieber Boyen, Sie werden mir eine Bitte nicht abschlagen!" Sie wünscht jene Stelle dem Mann ihrer gewesenen Kammerfrau von Fabeck ertheilt, der König tritt hinzu und sagt: „Ach ja, das ist auch mir recht! Nun, so ist die Sache wohl abgemacht?" Boyen versetzt: „Wenn Ew. Majestät es ausdrücklich befehlen, gewiß! Ich muß aber bemerken, daß ich die Sache wohl zum Vortrag habe, sonst aber dabei gar nicht betheiligt bin, der General von Krauseneck hat sie zu besorgen." Nun wird Krauseneck eingeladen, doch dieser kommt nicht, er ist krank. Andern Tages läßt der König sich nach dem Befinden erkundigen; „Ausgegangen", bringt der Lakai zurück. Noch andern Versuchen wird gleiche Standhaftigkeit entgegengesetzt, und der von Krauseneck Vorgeschlagene hat wirklich die Stelle bekommen.

Ludwig Tieck soll sich mit starken Aeußerungen gegen die Richtung erklären, welche jetzt am Hof und im Staate

herrscht; er tadelt die Minister und selbst den König wegen der Religionssachen. Die Geheimräthin * erzählt es mir mit einigem Entsetzen.

Sonnabend, den 21. Februar 1846.

Die Bankfrage schwebt noch immer. Der Prinz von Preußen ist noch immer für den Bülow-Kummerow'schen Plan, so auch Prinz Karl, Graf von Königsmarck und Andre, die der Herr von Bülow an den ungeheuern Gewinnen der ersten Gründung will theilnehmen lassen. Der Minister Rother klagt über die Unentschlossenheit des Königs, derselbe habe seit einem Jahre eine Denkschrift von ihm über die Erweiterung der Königlichen Bank und Seehandlung, und antworte nicht; nun seien die Umstände schon ganz anders und jene Vorschläge müßten durch andre ersetzt werden!

Gerüchte aus Polen; Warschau in Aufstand, Posen in Flammen, Kaiser Nikolaus todt; — Börsenlist und Börsentrug!

Montag, den 23. Februar 1846.

Besuch vom Grafen von *, besondres Anliegen, Erzählung von vielen Einzelheiten der polnischen Sachen, man will den Plan des Ausbruchs der Verschwörung, die Listen der Theilnehmer, eine Kriegskasse von zehntausend Friedrichsd'or, Waffen- und Pulvervorräthe gefunden haben. Aber am Hofe glaubt man auch noch jetzt an die verrätherischen Anschläge Schlöffel's!! — Wollen sehen!

Die Provinz Posen ist mit Truppen überschwemmt, und die furchtbaren kriegerischen Anstalten sind um so

sonderbarer, als nirgends eine Volksbewegung war, nirgends eine Schlägerei, ein Auflauf, eine drohende Schaar. Man glaubt, die Kopflosigkeit und Angst der Regierung zeige sich in diesem übertriebenen Aufwand von Militairkräften. Es heißt sogar schon, die Provinz solle aufgelöst werden, ein Theil zu Schlesien, ein andrer Theil zu Westpreußen geschlagen werden; das hieße vollends die ganze Monarchie in ihren bisher festen Einrichtungen erschüttern und alle Versprechungen und Rechte mit Füßen treten, ohne allen genügenden Anlaß, aber um so gewisser aus übertriebener Furcht und aus dem Gefühl der innersten Unsicherheit.

Unterschied zwischen den französischen Zuständen von 1789 und unsern jetzigen: In Frankreich ungeheurer Druck auf dem Volke, barbarisch Veraltetes in allem Staatswesen, Aufschwung und Thatkraft aller Volksklassen; in Preußen das Volksleben im Allgemeinen gedeihlich, Druck und Mißbräuche noch wohl zu ertragen, dagegen die Staatsmaschine selbst wird immer unbrauchbarer, das Regieren will nicht mehr gehn, stößt immerfort auf selbstbereitete Hindernisse. Noch stehen unsre Finanzen gut, werden diese einmal schlecht, fehlt einmal das Geld, dann ist's aus.

Mittwoch, den 25. Februar 1846.

Spanische Ränke, Narvaez dankt ab; unklares Zeug. Das schändliche Weib Christine und der schändliche Louis Philippe sind Spaniens Unheil!

In Goethe's Elegieen gelesen, mit dem frischen Eindruck des ersten Lesens, ich war lebhaft in das Jahr 1802 versetzt, wo ich das Buch zuerst bei Kiesewetter kennen lernte und mit staunendem Entzücken las. Das Klassische darin

freute mich schon damals unsäglich, das Erotische war mir jenem völlig untergeordnet.

Donnerstag, den 26. Februar 1846.

Der König hat die Aufführung von Laube's „Gellert und Gottsched", nachdem Prinz Heinrich in den General von Seydlitz verwandelt worden, nun erlaubt.

Der Minister Eichhorn hatte vor zwei Jahren von freien Stücken an Karl von Raumer in Erlangen geschrieben, ob er nicht wieder eine Anstellung in Preußen annehmen möchte, man würde ihm die besten Bedingungen zugestehen. Raumer machte nach einem harten Kampfe dem Minister bekannt, er nehme den Antrag an, und stellte die mäßigsten Bedingungen. Seitdem kein Sterbenswort. Die Anregung war durch den König geschehen, Eichhorn folgte blindlings, nachdem aber der König die Sache zu vergessen schien, vergaß auch Eichhorn sie, ungeachtet er sich doch schon verbindlich gemacht hatte.

Unruhen in Krakau. Das ganze schlesische Armeekorps wird in marschfertigen Stand gesetzt. Viele Uebertreibung ist jedenfalls in den Maßregeln.

Freitag, den 27. Februar 1846.

Auf dem Schlosse Fräulein von Kalb besucht; man kommt gleich mit ihr auf Inneres, Geistiges, wir sprachen von ihrer Mutter; ich sagte, nicht was der Mensch leistet, wie Goethe sagt, sei die Hauptsache, sondern was er denkt und fühlt, das sei die Blüthe, der Lichtstrahl seines Daseins, der Duft und Glanz dieser Blüthe ist das Beste,

was wir von einem Leben haben können, von dem eignen, von dem fremden.

Hinter dem letzten Hofball zieht ein gräuelhafter Schweif von Zwietracht, Lästerung, Hohn, Anklagen, Gemeinheit; besonders wird die Gräfin von * scharf beschuldigt, eine eifersüchtige Nebenbuhlerschaft gezeigt zu haben; sie wollte mit ihrer Quadrille nicht das Fest verschönern, sondern nur die andern Aufzüge erdrücken, zu Schanden machen, und war so dumm, es sogar zu sagen! Die Andern zeigen ihr aber jetzt, daß es ihnen auch nicht an Gemeinheit fehlt! Erbärmliches Ringen! Beide Partheien verdienen die Streiche, die sie empfangen.

Die Oesterreicher sind in Krakau eingerückt, aber hinausgeschlagen worden. Die Preußen rücken in Schlesien an die Gränze. Tolle Wirthschaft, viel Unglück!

„Histoire des Cabinets de l'Europe, 1800—1815", von Armand Lefèbre (Paris 1845). Bis jetzt drei Bände. Manches Dankenswerthe; die Ansicht entschieden französisch, ungerechteste Voraussetzung, daß Frankreich immer Recht habe.

Sonnabend, den 28. Februar 1846.

Der König hat nun auch die Eingabe des Breslauer Magistrats hinsichtlich der Religionsbeschwerden durch die „Staatszeitung" veröffentlichen und seine Antwort vom 1. Februar bei dieser Gelegenheit abermals abdrucken lassen. Trauriger Irrthum, eine gute Wirkung von diesem Bekanntmachen zu hoffen! Der Eindruck ist allgemein zu Gunsten des Breslauer Magistrats, und besonders wirkt das Königliche Schreiben nachtheilig für den König selbst, man findet den Inhalt und die Fassung überaus schwach,

und denkt übel von dem Kopfe, der solcherlei erzeugen konnte.

Man versichert, der König finde täglich weniger Gefallen an den Staatsgeschäften, lese wenig mehr selbst, überlasse das Meiste den Ministern oder Kabinetsräthen, größere wichtige Sachen lasse er sich von der Königin vorlesen, oft nur stückweise, mit Unterbrechungen, meist ohne einen Entscheid auszusprechen. Die Königin will keinen Einfluß auf die eigentlichen Staatsgeschäfte ausüben, jedoch übt sie gern Einfluß auf persönliche Sachen, und mittelbar dadurch doch ebenfalls auf die Staatsgeschäfte, besonders unter den obigen Umständen.

Den Generalauditeur Friccius gesprochen; er hat seinen Prozeß über seine Kriegsgeschichten von 1813 gewonnen. — Den Grafen von Hertzberg gesprochen.

Mit der Fürstin von Carolath, die ich im Juwelierladen traf, die Linden hinabgegangen und sie nach Hause gebracht. Sie erzählt mir Familiensachen, nebenher auch vom Dienstagsball, der trotz aller Mißreden und Verstimmungen wiederholt werden soll!

Sonntag, den 1. März 1846.

Abschiedsbesuch Laube's, langes Gespräch über unsre Volksstellung, unsre Zukunft, unsre Hoffnungen. Ich läugne, daß der Einheitssinn große Fortschritte gemacht, es sei meist nur künstliches Erzeugniß auf der litterarischen Oberfläche; ich läugne, daß hierin ein sonderlicher Gewinn zu finden, und überhaupt, daß diese Richtung bei uns ursprünglich, sie sei vielmehr jetzt großentheils den Franzosen nachgeahmt. Ob wir je zu was rechtem Staatlichen kommen werden? Zweifelhaft, die Griechen kamen nicht dazu.

Auch ist das nicht einziges Heil. Wie viele Engländer, bewußt ihrer Vorzüge und stolz auf sie, geben sie doch in Wirklichkeit auf, leben freiwillig in fremder Dienstbarkeit, unter fremden Gesetzen, sogar in Rußland, als Techniker, Handels- und Gewerbleute, Sprachlehrer ꝛc. Halten wir indeß fest, was wir haben, und trachten wir ernst und besonnen nach Weiterem! Sind wir uns nur selbst getreu, frei von Einbildung und Dünkel, so wird uns genug zufallen!

Polnische Neuigkeiten. Man macht zu viel aus den Sachen. Selbst die Vorfälle in Krakau sind nur als zufällige zu betrachten. Freilich liegt der Zündstoff überall, aber das wird durch die großen Truppenbewegungen nicht geändert; im Gegentheil reizen diese den Unbedacht zu augenblicklichen Aufwallungen. Die Polen werden sich freuen, daß bloße Anschläge und Gerüchte ganze Armeekorps auf die Beine gebracht, die Unruhe und Furcht der Regierungen bloßgelegt haben.

Dienstag, den 3. März 1846.

In Galizien werden die Unruhen ernstlich. — Die Staatspapiere fallen beträchtlich, besonders die österreichischen.

Donnerstag, den 5. März 1846.

Mit Herrn von Gemmingen zugleich vor meiner Hausthüre, er ging mit mir herauf und saß lange, sehr bekümmert, daß die badischen Wahlen so liberal ausfallen und die Großherzogliche Regierung die Auflösung der Stände schon bereuen müsse. — Nach dem Essen der Fürst von

Carolath bei mir, brachte mir ein Autograph und Nachrichten von den polnischen Unruhen. Krakau ist noch nicht wieder von den Oesterreichern besetzt. Man hält für möglich, daß die Polen sich lange halten, denn aller Orten fehlt es an Truppen und Vorräthen, und die Truppen hält man nicht alle für sicher. Wenigstens die Schwäche der großen Staaten ist durch diese Unruhen an den Tag gelegt.

Die Nachrichten aus Polen immer ärger, verworrener. Hier glauben schon viele, und angesehene Personen, es könnte der Aufstand gelingen.

Freitag, den 6. März 1846.

Graf von Königsmarck sagt mir, daß die Russen, 2000 Mann stark, mit klingendem Spiel ruhig in Krakau eingezogen sind, die Häupter des Aufstandes sind geflüchtet.

Zum Fürsten von Wittgenstein gegangen; er ist mit seinen Nachsuchungen und Ueberlegungen noch nicht im Reinen, sagt aber, es sei ihm gar nicht gleichgültig, daß seine Sachen nach der Wahrheit bekannt würden, im Gegentheil, es sei eine Nothwehr, er sei gar zu hart verletzt und gekränkt worden, angefeindet und verunglimpft, ich wisse gar nicht wie sehr!

Merkwürdig ist es, daß so viele Theilnahme für die Polen sich ausspricht, besonders von Seiten der Frauen.

Sonnabend, den 7. März 1846.

Zu Bettinen von Arnim gefahren, die in großer Aufregung ist wegen der unglücklichen Polen, sie möchte für sie wirken, möchte den König für sie stimmen helfen,

verzweifelt aber, daß etwas Gutes, Edles durchdringen könne durch die starren Umgebungen und hergebrachten Meinungen.

Besuch der Konsistorialräthin Ilgen, die sich der Thränen nicht erwehrt über die armen Polen. „Ich bin eine alte Frau", ruft sie aus, „aber ich fühle mir das Herz zerrissen von diesem Unglück."

Herrn Job von Witzleben gesprochen, der gestern von seinen Gütern im Posen'schen zurückgekehrt ist. Er sagt, der Polenaufstand sei nur beschwichtigt, nicht unterdrückt, zu Ostern könne man auf neue Bewegungen gefaßt sein, die Geistlichkeit rege das Volk unablässig an.

Man erzählt, Metternich habe auf die erste preußische Anzeige von Polenumtrieben ungläubig erklärt, das sei wohl bloßer Wahn! Man ist hier stolz darauf, besser unterrichtet gewesen zu sein, als er. Man thut sich auch etwas darauf zu gute, daß in Krakau der preußische Adler nicht wie der russische und österreichische zerschlagen worden. Man sieht aber scheel, daß die Russen still genaht und eingerückt sind. Der Ehrgeiz wirft sich auf Kleinliches!

Der König warf sich vor kurzem eines Abends nach reichlichem Mahle müd' und schlaftrunken heftig in sein Bette. Dasselbe brach in der Mitte ein; laut schimpfend befahl er, Leute zu holen, die dem Schaden abhelfen sollten. Als diese kamen, war er aber in der Vertiefung eingeschlafen, und man wagte nicht ihn zu wecken. Die Leute warteten die halbe Nacht. Als der König dann erwachte, wunderte er sich über seine Lage, schimpfte und tobte aber bald auf's neue. Einer der draußen stehenden Arbeiter sagte vergnügt: „Der kann's ja noch besser als unsereiner!"

Im Tacitus gelesen, in Hegel.

„Nero Vejentonis libros exuri jussit, conquisitos lectitatosque, donec cum periculo parabantur, mox licentia habendi oblivionem attulit.“ Tacitus, Annales XIV, 50.

Mittwoch, den 11. März 1846.

Große Erschrockenheit hier und in Wien, noch jetzt, deßgleichen in Warschau. In den obern Kreisen hier fürchtet man entsetzlich das Gespenst Kommunismus. — In den Maßregeln wegen Polen herrscht Unschlüssigkeit, Widerspruch, Zaudern. Man freut sich, daß der preußische Adler in Krakau nicht zerschlagen worden, man lacht heimlich über die Unfälle der Oesterreicher, man ärgert sich über das dreiste Vorgehen der Russen, man schämt sich, daß die Preußen so spät in Krakau eingerückt. Der Gedanke der Möglichkeit eines Königreichs Preußen und Polen greift sehr um sich; das erste Wort dieser Art sprach 1831 der General von Willisen; der Minister von Canitz ist auch einigermaßen dahin geneigt; die Polen hegen den Gedanken eifrig, die Russen sind ergrimmt darüber. Eifersucht der Kabinete ꝛc.

Der Fürst von Wittgenstein ist in dieser Zeit wieder oft beim Könige, was sehr auffällt. Man sagt, der König ziehe ihn wegen der Bankfragen zu Rathe. Beim neuen Schimmer einiger Gunst ist auch seine Lust an memoirenhafter Darstellung gleich geschwächt.

Am Hofe hält man das Kammergericht, nachdem man es für alle Hochverrathsfälle zum alleinigen Gerichtshofe bestellt und zu diesem Behuf möglichst eingerichtet, d. h. mit Leuten besetzt hat, auf die man sich verlassen will, eben darum für feig, demokratisch, unsicher! Man behauptet,

Schlöffel sei wider allen Fug freigesprochen worden; so würden auch die Polen jetzt gut wegkommen, etwa mit Verlust der preußischen Nationalkokarde! Dieser Berliner Witz gefällt in den höheren Kreisen. Der Präsident von Kleist, der in des Königs Gunst und zugleich das Haupt des Kammergerichts ist, nimmt den Witz sehr übel, und ist nur zu sehr geneigt, den Gegenbeweis durch Bluturtheile zu führen.

Donnerstag, den 12. März 1846.

Bei *, wo General von Rühle, der auch bei mir war, aber mich nicht fand; er genest langsam und wenig sicher! Erzählt von seiner Sendung 1831 nach München, Stuttgart 2c. Die wichtigsten, geheimsten Sachen wagte er nicht zu schreiben; als er hieherkam, fragte weder der König, noch Bernstorff, noch Witzleben nach diesen Ergebnissen und Belegen, er hat sie nie zur Sprache bringen können, und hat noch alle darüber sprechenden Papiere!

Jemand äußerte beim Könige, der Prinz Waldemar, der in Ostindien mit den Engländern gefochten, habe dadurch eigentlich wider die Kriegsvorschriften gefehlt. Der König versetzte: „Ich hätte es auch gethan, wenn ich dafür auch zwei Monate sitzen sollte.“

Der kostumirte Ball soll nun nicht wiederholt werden. Die Königin will es nicht, weil die Prinzessin Wilhelm so viel schlechter ist. Ueberdies sind auch die Zwistigkeiten noch nicht überwunden; Frau von P. ist mit der Gräfin von P. gespannt, die Gräfin R. mit der Gräfin von A. 2c. 2c.

Man findet unsre Behörden rathlos und ungeschickt. Die Truppen in Posen verwendet man auf die unsinnigste, anstrengendste Weise, niemand versteht seine Sache, nichts

ist eingerichtet, nichts bestimmt. Ein starker Feind würde leichtes Spiel haben! Nirgends bricht ein leitender Grundsatz durch, alles schwebt und schwankt, wer etwas Richtiges thut, thut es auf eigne Gefahr und ärntet wahrscheinlich Tadel.

Der Landrath von Röder im Posen'schen (Konsistorialrath genannt) hat auf einem polnischen Schlosse nach Waffen gesucht. Der Besitzer war nicht da, die Frau — eine Gräfin — ist zu allem behülflich, aber man findet nichts. Endlich ruft sie aus: „Ach ja, ich erinnere mich, dort in jenem Gebäude liegen Waffen!“ Röder freut sich des Fundes und nimmt eifrig in Beschlag — die vorräthigen Landwehrwaffen, die offenkundig dort verwahrt werden!

Freitag, den 13. März 1846.

Mit Geh. Rath Schulze lange gegangen. — Den Grafen von Königsmarck gesprochen, den General von Both, den russischen Staatsrath Fonton, der in Abwesenheit Meyendorff's jetzt die Geschäfte der Gesandtschaft hier führt; über die Polensache, ich erkläre ihm gradezu, das Nationalgefühl der Polen sei ehrenwerth, ihre Anhänglichkeit an das Vaterland edel, ihr Muth bewundernswürdig, auch werde man mit Strenge nichts gegen sie ausrichten, es sei die höchste Zeit, sie mit Milde und Großmuth zu behandeln; er hört mir mit Ruhe zu und sagt mit Staunen: „Le croyez vous? Vous pensez cela?“ Darauf wünsch' ich noch, daß die geflüchteten Häupter wenigstens entkommen möchten!

Sonnabend, den 14. März 1846.

Erwägung der Geschichtsverhältnisse. Die Machthaber sind eifersüchtig auf die Geschichtschreibung und möchten sie beherrschen, allein hier lernen sie ihre Ohnmacht erkennen. Die Versuche, die Geschichte zu fälschen, werden von dieser am unerbittlichsten hervorgehoben. Eher leidet die Wahrheit einige Gewalt unter den Händen des Genius, der sie auffaßt und darstellt, und mittelst der Darstellung ihr etwas von seinem Geist einhaucht. Allein diese Zuthat schadet dem Wesen der Sache nicht, im Gegentheil! Die Darstellung hat ihre eignen Rechte. Sie behandelt ihren Stoff, wie die Musik den Text der Worte, zu denen sie gesetzt wird. Die Wahrheit verdichtet und erhebt sich unter der Künstlerhand, sie wird aufgeweicht und zerfließt unfaßbar unter den Händen der gemeinen Sorglichkeit. Die karakterlosen Darstellungen sind immer die ungetreuesten, unkünstlerisch aber ist auch karakterlos.

Betstunden sind für die vornehme Welt jetzt, was ehmals die parties fines waren; Heirathen werden dort gestiftet, Beförderungen gemacht, Geschäfte eingeleitet, sogar Verabredungen zu Schauspiel und Konzert getroffen! Man erzählt Beispiele. Werther sagte von Lotten: „Tanzen muß man sie sehen!“ Ein junger Herr, der in der Betstunde eine Braut gefunden, rief entzückt aus: „Beten muß man sie sehen!“

In Hegel gelesen.

Dienstag, den 17. März 1846.

Ausgegangen, unter den Linden mit dem Grafen von B., der mir seine politische Furcht und Bekümmerniß ausspricht; es ist doch schon weit gekommen, wenn diese Art Leute sich unruhig und nicht mehr wohl in ihrer Haut befinden!

In den polnischen Sachen zeigen die Mächte gegeneinander Eifersucht und Gehässigkeit. Alles geht in's Kleinliche, es ist eine erbärmliche Wirthschaft mit diesen Regierungen! Der alte Metternich hat ein elendes, schlecht abgefaßtes Umlaufschreiben an die österreichischen Gesandtschaften ergehen lassen, voll der ungewaschensten Redensarten; er denkt, es sei mit Schimpfen gethan! — Auch von Canitz erzählt man Aeußerungen, die eine große Jämmerlichkeit in unserm Kabinet verrathen. — Man verliert allen Antheil für den Staat, alle Liebe, man kommt darauf hin, ihn als eine Einrichtung zu betrachten, die man gelegentlich für persönliche Zwecke benutzt, und mit der man sich abfindet; die Häupter selbst scheinen keine andre Ansicht von ihm zu haben.

Freitag, den 20. März 1846.

Gleich beim Frühstück ein Brief von Hormayr, der die neuesten Ereignisse begierig in seine Richtung verwendet, zur Feindschaft gegen die österreichische Regierung, diesmal mit nur zu gutem Fuge! Militair und Zivil haben sich gleicherweise in ganzer Blöße gezeigt. In Wien scheint die Erbitterung gegen die Russen auf hohen Grad gestiegen, man beschuldigt sie treuloser Streiche und unerträglichen Uebermuthes, gegen den doch die österreichische Schwäche nicht aufkommen kann. Die Russen dagegen werfen den Oesterreichern ihre Beschützung des katholischen Wesens vor, und klagen sie in diesem Betreff einer verrätherischen Sympathie mit dem Aufruhr an. Daß die katholischen Geistlichen überall die Treiber und Hetzer waren, macht dem Fürsten von Metternich viel Ungemach.

Sonntag, den 22. März 1846.

Heute Besuch von Weiher; dann vom Grafen von Kleist; dieser war gestern Abend bei Schelling und sagt, derselbe sei zwar allem Konstitutionswesen gründlich entgegen, meine aber gleichwohl, der König würde schon Recht haben, Reichsstände zu berufen, die er nur dann scharf im Zügel halten müsse; Schelling ist unruhig wegen unsrer Zustände, soviel sieht er doch, daß sie nicht gut sind, und er fühlt den Boden unsicher, auf dem er steht. Ein abgetakelter Mann, das ist gewiß!

Abends bei *. P. und der Präsident von Kleist erzählten merkwürdige Dinge. Präsident von Gerlach in Magdeburg hat sein Votum im Staatsrath gegen Kodifikation sehr unschicklich veröffentlicht, wodurch Savigny beleidigt, der König aufgebracht worden; Gerlach wird einen harten Verweis bekommen. Derselbe Gerlach hat in Magdeburg einen Streit mit sechzig Offizieren, die aus einem Klub ausgeschieden sind, weil ihr Einspruch die Aufnahme Gerlach's nicht verhindern gekonnt; sie wollten diesen aber nicht haben, weil er sich erdreistet zu behaupten, es dürften billig nur Edelleute Offiziere sein, weil Bürgerliche doch nie ein rechtes Gefühl von Ehre haben könnten! — Streit Hassenpflug's mit dem Prediger von Sydow in Potsdam, wegen Erhörlichkeit des Gebets! Hassenpflug darin ein gottvergeßner Halunke! — Die Faktion, die uns beherrscht, ruht nirgends!

Es heißt, die leitenden Minister Thile und Canitz hätten es nun durchgesetzt, daß die alten Institute der Königlichen Bank und Seehandlung erweitert würden. Ob dieser anscheinende Sieg des Ministers Rother ein dauernder für ihn sein wird, oder schon jetzt für ihn keiner ist,

das schwebt noch in Zweifel. Möglich, daß man seine Sache, aber nicht ihn mehr will. — Herr von Bülow-Kummerow ist gestern auf's Land abgereist.

Montag, den 23. März 1846.

Beim Lesen in Goethe ergab sich mir, Redlichkeit sei die Grundlage des Genies. Rahel hat Aehnliches in andrer Weise gesagt, daß nämlich jeder Mensch durch Wahrheit seiner selbst original sein könne. Und im Grunde sagt Christus dasselbe, indem er verheißt, dem nach dem Reiche Gottes Trachtenden werde alles Uebrige zufallen. Goethe's Redlichkeit und reiner guter Willen sind anbetungswerth für den, der sie ganz einzusehen fähig ist.

Zu einer andern Betrachtung wurde ich geführt, indem ich an unsern Minister von Canitz lebhaft dachte. Die Eitelkeit, wenn von Gaben unterstützt, kann lange Zeit als Tüchtigkeit auftreten und in der That das Tüchtigste leisten; kommt sie aber dahin, dies nicht mehr nöthig zu glauben, und will sie es sich wohlsein lassen, dann fällt sie auch sogleich in Schwäche und Unfähigkeit.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" hatte einen heftigen Wiener Artikel gegen unsre „Staatszeitung" geliefert, unstreitig von Zedlitz auf Metternich's Anstiften geschrieben, ich höre in einzelnen Wendungen des Fürsten Stimme deutlich hervorklingen; heute antwortet die „Staatszeitung" in einem spitzen, gedrehten Artikel, der aber so thut, als wäre der Gegner die augsburger Zeitung, und nur nebenher der Einsender in Wien; die Antwort ist eine schlechte Ironie, die nichts wirkt, ein Fechtstreich, der nicht trifft. Dem altersschwachen Metternich antwortet eitle Selbstgefälligkeit. Aber es ist merkwürdig, wie wenig

Einigkeit in den Kabineten ist, wie der Hader überall bereit liegt!

Der König ist leidenschaftlich und zu den heftigsten Zornausbrüchen geneigt, in welchen er Schimpf- und Fluchworte reichlich zu Gebote zu haben pflegt. Wie man von Heinrich dem Vierten sein „Ventre saint gris“ und von der Elisabeth von England „Gottes Tod“ angemerkt hat, so paßt man auch den Worten des Königs auf, aber man findet kein einzeln vorherrschendes, sondern eine wechselnde Vielheit, so daß die Höflinge ein ganzes Dictionnairchen davon angefertigt haben!

Dienstag, den 24. März 1846.

Mit Rühle die Schlacht von Wagram kritisch durchsprochen, die Angriffe der Reiterei, die Wirkung der reitenden Artillerie ꝛc. Er behauptet, am ersten Tage hätte wirklich ein Rückhalt von vierzigtausend Mann gegen den Erzherzog Johann gerichtet gestanden, am zweiten freilich nicht mehr, und als die Vortruppen des Erzherzogs in der Ferne sich gezeigt, sei bei Raschdorf Schrecken und Flucht unter die Franzosen gekommen; ich gebe zu, daß jener Rückhalt am ersten Tage noch da gestanden, wo der Erzherzog sie hätte treffen müssen, aber er würde sie unvermuthet angefallen haben, sie standen nicht gegen ihn gerichtet und an ihn wurde nicht gedacht.

Der König ist munter und fröhlich; man darf glauben, daß er alles für gut bestellt annimmt und sich keine Sorge macht. Dem Ableben der Prinzessiin Wilhelm sieht man nun mit Gewißheit entgegen; doch ist sie noch regen Geistes, läßt sich vorlesen und täuscht sich und die Andern über ihren Zustand.

Die katholischen Knabenseminare in Westphalen und am Rhein erregen großes Bedenken und starken Widerspruch; allein es geht damit vorwärts. — In Berlin ist ein katholischer Rosenkranzverein zu Stande gekommen! Ob man es noch zu Prozessionen bringen wird?

Schöne Anekdote! Der Minister von Kamptz geht im Thiergarten spaziren und trifft Hengstenberg, beide gehen nun zusammen. Da fragt Kamptz — dessen gute Seite ist, kein Frömmler zu sein — den Gefährten, ob er denn wirklich an den Teufel glaube? Eifrig versichert Hengstenberg, ja wohl, nichts sei gewisser als der Teufel, er sei überall, auch hier zur Stelle, er gehe mit ihnen spaziren. Kamptz hielt darauf an, sagte ängstlich, er müsse gestehen, diese Gesellschaft gefalle ihm nicht, da wolle er sich doch lieber nach Hause begeben! Und so empfahl er sich, während Hengstenberg und der Teufel den Spazirgang fortsetzten.

Mittwoch, den 25. März 1846.

Unsre heutige Zeitung kündigt an, daß hier ein katholischer Rosenkranzverein sich gebildet hat, in Kohorten von je fünfzehn Mitgliedern, die von Stunde zu Stunde im Rosenkranzbeten abwechseln! Der Probst Brinkmann tritt mit solchen Sächelchen hervor. Solcher Jammer in Berlin! Wer hätte das gedacht! Nun, wir stehen würdig da! Wehe, wenn der Tag der Prüfung erscheint!

Im Badischen sind große Wahlumtriebe; der elende Hennenhofer nimmt starken Antheil daran und sucht im ultramontanen Sinne zu wirken! Die Karlsruher Wirthschaft steckt seit dreißig Jahren, daß ich sie kenne, in der niedrigsten Gemeinheit, die Wurzeln stecken dort tief im Boden und treiben immer neue Schößlinge.

Den üblen Zustand Galiziens will man hauptsächlich dem kommandirenden Erzherzog Ferdinand zuschreiben, der ganz in den Fesseln einer Fürstin * gefangen sei, die ihm einbilde, was sie wolle, und auch alles von ihm erfahren habe. Daß eine Polin sich als Judith an Holofernes wage, läßt sich wohl glauben. — Kaiser Ferdinand belobt öffentlich den Erzherzog, die Truppen, die Behörden!! — Das kann er sich zu Gefallen thun!

Donnerstag, den 26. März 1846.

Sendung von Herrn Grote: „History of Greece", Band 1 und 2.

Der Brüsseler Arnim, der als Gesandter nach Paris geht, aber noch hier ist, hat eine Somnambüle im Hause, die er um alles befragt, die ihm auch in seinen Geschäften guten Rath ertheilt und vorausgesagt hat, daß seine Arbeiten in Handelssachen den Beifall des Königs haben würden; er fragt sie, wo der König sei, was er mache, ob er lächle, was er zu der und der Sache meine ꝛc. An abgeschnittenen Haarlocken, die man ihr in die Hand giebt, erkennt sie, ob die Personen leben oder gestorben sind, ob sie gut und fromm oder gottlos sind; auf die Tugend und Reinheit der Somnambüle wird sehr gepocht, das Haus verehrt sie wie eine Gottbegabte. Soweit wäre die Alfanzerei noch lässig, obschon für einen Gesandten in Paris unschicklich genug. Aber es ist noch ein andrer Bezug dabei, Bunsen weiß von der Somnambüle, der König weiß von ihr, und es wird daran gearbeitet, sie mit dem König in Rapport zu setzen! Welcher Abgrund eröffnet sich hier, welche Möglichkeiten von Bethörungen, Ränken, Gaukeleien! Auch das Dichterlein G., das fromme, hoftreue, hofbesol-

dete, ist in's Vertrauen gezogen und glaubt und hilft den Glauben in der Stille ausbreiten.

Dienstag, den 31. März 1846.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt in einem Briefe aus Paris den Ausspruch von Rahel, daß man Deutschland in Paris wiederfinde, aber nicht Paris in Deutschland. Es ist mir immer eine eigenthümliche Gemüthsbewegung, wenn ich Rahel's Namen unvermuthet antreffe. Ich trage wie einen Harnisch gegen öffentliche Berührung, und Lob wie Tadel macht mir nichts, wenn ich es nicht selber auch sagen muß, aber jener geliebte Namen dringt durch den Harnisch als elektrischer Schlag!

Es ist doch eigen, daß zwei von den gleich anfangs ernannten Mitgliedern der Friedensklasse des Ordens pour le mérite diese Ehre anfangs ausgeschlagen haben, Arago, und wie ich jetzt sehe, auch Manzoni, jener aus republikanischer, dieser aus katholischer Bedenklichkeit. Von Arago hat Humboldt es zwar geläugnet, aber erst nachdem er ihn zur Annahme durch freundschaftliche Vorstellungen bewogen hatte, und an Manzoni schrieb er, annehmen könne er den Orden immer, er brauche ihn ja nie zu tragen! Eine besondre Erscheinung, daß man die Leute bitten muß, eine Auszeichnung anzunehmen!

Der Rosenkranzverein wird nun geläugnet, für eine Lüge erklärt; das thut in der „Vossischen Zeitung" heute ein hiesiger Pfaff Namens Majunke, doch in sonderbarer, nicht gerader Weise, daß man nicht weiß, was eigentlich er für Lüge erklärt, er nennt nichts. Aber man sagt, die Sache sei vollkommen wahr, nur werde man sie jetzt, um Aergerniß zu meiden, schleunigst eingestellt haben. Wenn

gelogen worden, so haben die Katholiken gelogen, die prahlend davon erzählt und sich der Theilnahme gerühmt haben!

Man sagt, es bilde sich ein neuer Städteverein, zur gegenseitigen Ermuthigung und Stärkung in der Abwehr gegen die kirchlichen und polizeilichen Regierungseingriffe; Königsberg, Breslau, Berlin und Magdeburg stünden in besondrem Verkehr mit einander, und neuerdings erstrecke sich dieser auch über Dresden und Leipzig.

In Wellesley gelesen, im Lukretius, in Goethe.

Donnerstag, den 2. April 1846.

Der General von Berg aus St. Petersburg und der Staatsminister Graf von Fiquelmont aus Wien sind hier wegen der Polensache, und man bemerkt, daß seitdem die Maßregeln strenger werden. Die Oesterreicher thun sehr aufgebracht und klagen bitter, daß man die Nachrichten aus Galizien hier so begierig in die Zeitungen aufgenommen hat; es soll dort nur wenig Unordnung gewesen sein und nichts durch die Beamten verschuldet, obwohl auch jetzt noch alle Zeugnisse bestätigen, daß die Preissetzung von zehn Gulden auf jeden eingebrachten Edelmann wirklich Statt gefunden und den Bauernkrieg entzündet hat, der noch immer fortwüthet!

Gestern Vormittag besuchten mich zu gleicher Zeit der General von Pfuel und der Graf von Kleist und blieben über eine Stunde. Die Tagesangelegenheiten wurden besprochen, besonders die Verfassungsfrage. Kleist konnte seinen Ingrimm gegen alles Ständewesen nicht verhehlen, erging sich aber mit Wohlgefallen in Verkündigung der größten Umkehr, der schrecklichsten Zerrüttungen, denen wir

durch schlaffe und gedankenlose Regierung entgegengeführt würden; er traf am Tage vorher bei Schelling den Minister Eichhorn, dem er manches Scharfe gesagt haben will; Eichhorn und mit ihm Schelling war sehr der Meinung, daß man den Mißvergnügten und Ungehorsamen mit Kartätschenschüssen entgegnen müsse; die Elenden bedenken nicht, daß Kartätschenschüsse auch gegen sie gerichtet werden können, und daß die Kugeln oft die gesuchten Feinde am wenigsten treffen!

Die „Staatszeitung" scharmützelt wieder etwas gegen den „Oesterreichischen Beobachter".

Sonnabend, den 4. April 1846.

„Epigonen" (Leipzig, Otto Wigand, 1846). Ein scharfes Buch, doch eine Schilderung des Königs ist noch mäßig und mild genug; desto schärfer geht es über Eichhorn her.

In Grote gelesen, in Montholon, im Tragiker Seneca.

Mit der Prinzessin Wilhelm soll es wirklich besser gehen. Die Prinzessin von Preußen rühmt den Muth, mit dem die Tante Wilhelm alles leide, nie klage, sie sei eine rechte Heldin.

Der König soll unerwartet viel arbeiten; man meint, er habe vor, die Welt durch irgend etwas Bedeutendes zu überraschen, er habe das Bedürfniß, von sich reden zu machen, und das sei eine Quelle, aus der immer neue Thätigkeit in ihn ströme.

Sonntag, den 5. April 1846.

Mit der Prinzessin Wilhelm geht es entschieden schlecht. Die Besserung ist nur Wahn. Die Kräfte schwinden.

Der Entwurf zu Reichsständen liegt jetzt dem Staatsministerium zur Berathung vor. Er kann von dieser Behörde verworfen werden, da der Prinz von Preußen Mitglied ist und viele Stimmen auf seiner Seite hat. Müffling, Rochow ꝛc. sind als Mitglieder der ständischen Kommission ebenfalls dabei.

Canitz vermag keinen Witz hinunterzuschlucken. Der nordamerikanische Gesandte Wheaton ging ihn neulich mit der Frage vertraulich an, ob wohl der König, wenn er darum ersucht würde, das Schiedsrichteramt in der Oregonfrage annähme? Canitz erwiederte spöttisch, warum sie sich nicht lieber an den Pabst wendeten? Wheaton ist sehr aufgebracht über diese Abfertigung.

Montag, den 6. April 1846.

Die „Zenobia" von Klein ist zum zweitenmale nicht gegeben worden, wegen zufälliger Hindernisse, jetzt kann sie auf lange Zeit nicht gegeben werden, weil die besten Schauspieler mit Urlaub wegreisen; so wird das Stück, ehe man noch weiß, ob es auf dem Theater leben bleibt, im Beginn erdrosselt. Das Stück ist voll scharfer Beziehungen auf unsre Zeit und von entschiedenem Freisinn; daß alle starken Stellen so lebhaft beklatscht wurden, erbitterte den König mehr als die Stellen selbst, und die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, die auch die Vorstellung mit ansah, bekannte mit Niedergeschlagenheit, es habe sie mit Trauer und Sorge erfüllt, daß der Beifall fast einstimmig schien, eine Gegenmeinung sich gar nicht hören ließ!

Siege der Engländer in Ostindien. Prinz Waldemar und seine Gefährten leben und sind wohlauf, sie haben

an dem Kampfe ferner Theil genommen und werden belobt.

Bemerkungen über das Christenthum. Keine andre Religion hat solche Entartungen aufzuweisen, solch entschiedne Abweichung von den Lehren des Stifters. Juden und Mohammedaner gehorchen ihren Gesetzlehrern, Christen nicht; wenn jene nicht gehorchen, so verläugnen sie überhaupt das Gebiet ihrer Religion, aus Abtrünnigkeit oder Schwachheit; aber die Christen thun das Gegentheil der Gebote, indem sie recht eigentlich fromm zu sein vorgeben, — sie schwören Eide, mit Anrufung Gottes und Christi, sie beten prunkvoll in Gemeinschaft ꝛc. Denn was kann entschiedner sein als die Weisung: „Ihr sollt ganz und gar nicht schwören", und als die: „Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein" ꝛc.!

„Der König hat seine Regierung mit einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen angefangen, recht wie ein Ritter." — Wie so? — „Er hat das Bisthum von Jerusalem gestiftet." — Ist das ein Kreuzzug? — „Dem Sinne nach gewiß, nur freilich nach Verhältniß der Zeiten und Personen." — Ich verstehe! Nach dem Maße wie das neue Kirchlein im Thiergarten ein Straßburger Münster, oder unsre „Vossische Zeitung" ein „Morning-Chronicle" ist! Wollen wir nicht auch den Zug nach Krakau dem Siebenjährigen Krieg in solcher Art vergleichen?

Dienstag, den 7. April 1846.

Artikel heute in der „Allgemeinen Zeitung" aus Wien gegen unsre „Staatszeitung", abermals Zedlitz in Metternich's Auftrag gegen Canitz!

Allgemein ist jetzt die Lust am Sammeln, Aufspüren,

Bewahren; nie hat man so die Sprachdenkmale der Völker bearbeitet, die Alterthümer überhaupt, die Einzelheiten der Vorzeit, die Eigenthümlichkeiten jedes Orts und jeder Landschaft. Das ist mir grade ein Zeichen, daß in dem nächsten Zeitalter viel untergehen und verschwinden wird, daß es hohe Zeit ist, einige Proben des Frühergewesenen zu erhalten, denn bald wird dieses gänzlich fehlen. Die Brüder Grimm sind solche Retter. Ein ungeheurer Stoff von Gelehrsamkeit drängt sich eilig in sie zusammen, um mit ihnen überzuschiffen. Eben so ist es mit der Geschichte und den Alterthümern der Kirchen, die resumiren sich schnell, um dann auf weit hinaus vergessen zu werden. Das nächste Jahrhundert wird in der Menschheit eine ganz andre Richtung zeigen, ihm wird tausenderlei fremd sein, was uns heute ernstlich beschäftigt, wir selbst werden ihm wie Menschen eines dunklen Mittelalters erscheinen und durch eine tiefe Kluft von ihm geschieden sein. Unsre Litteratur selbst wird nur in scharfer Zusammendrängung fortleben, und unsrer besten Schriftsteller Werke werden sich dezimirt sehen; mehr vielleicht als die griechische und römische Litteratur ist die unsre gefährdet, und es ist die Frage, ob ungeachtet der mächtigen Hülfe der Druckerei unsre Bücher nach zweitausend Jahren noch so reichlich da sein werden, als es jetzt die griechischen und römischen Schriften sind! Das ist keine hypochondrische Betrachtung, im Gegentheil! Welch frisches neues Leben und Schaffen wird dabei vorausgesetzt! Und in der That, das Leben ist noch lange nicht lebendig genug.

Das Staatsministerium hat beträchtliche Einwürfe gegen des Königs vorgelegte Reichsständeverfassung erhoben. Besonders möchte man zwei Kammern, da der König entschieden nur Eine will. Der Prinz von Preußen ist es,

der einige der Minister zum Widerspruche befeuert, die aber auch nur servil sind; sie sind Alle servil, nur die einen für den König, die andern für den Prinzen. Selbstständigkeit und Freiheit fehlen, sogar Sachkenntniß, und durchaus fehlt ein hoher Standpunkt.

Vom gewesenen Fürstbischofe von Breslau, jetzigen Wirklichen Geheimen Rathe Grafen Sedlnicki, erzählt man folgende Anekdote. Eine Dame, die er Abends in Gesellschaft begrüßte, sagte ihm, sie habe ihn schon Vormittags gesehen. „Wo denn?“ — In der Kirche, als Sie pontifizirten. — „So, da! Also en masque!“ — Dieser Witz aber wurde nach Rom berichtet und legte dort den Grund zu dem Mißtrauen und der Schärfe, die ihn später zum Austritte nöthigten.

Mittwoch, den 8. April 1846.

Bei Kranzler die „Hamburgische Zeitung“ gelesen, in welcher der Buchhändler Otto Wigand in Leipzig heftig und frei die Anschuldigungen zurückweist, unter denen die österreichische Regierung seinen gesammten Verlag verboten hat; er bietet tausend Dukaten, wenn ihm eine der Anklagen erwiesen werden sollte, er will sich in Wien der gerichtlichen Untersuchung stellen, und redet durchaus die Sprache der Rechtschaffenheit und Biederkeit. Die österreichische Regierung scheint einen dummen Mißgriff gemacht zu haben, und wird sich schämen, ihn zu bekennen! Das ist wahr, die Regierungen erscheinen täglich unfähiger! Sie wissen nicht, welchen Schaden sie sich thun, aber er summt sich auf und sie entgehen den Folgen nicht. Unser dummer Streich in Betreff Itzstein's und Hecker's treibt seine Wucherung eifrig fort, obschon davon wenig mehr

die Rede ist. Oesterreich hat ohnehin jetzt viel zu tragen, die Aufführung seiner Truppen und seiner Beamten enthüllt sich bei genaueren Nachrichten immer elender, trotz aller seiner Verneinungen, an die niemand glaubt. Auch der Schimmer Metternich's erlischt nun völlig, es ist vorbei mit ihm und jederman weiß es.

Beim Fürsten von Wittgenstein angesprochen, ich fand ihn munter und völlig wohlauf, bei guter Laune und Rüstigkeit. Wittgenstein erzählte mir unter andern einen Zug von Friedrich Wilhelm dem Zweiten, vom Jahre 1796 aus Pyrmont, wobei ich nicht umhin konnte, mein Erstaunen zu äußern, daß der König so genaue Kenntniß von gewissen gemeinen Mißgeschicken gehabt, wie etwa ein Barbier oder Bader sie täglich kennen lernen kann, da rief Wittgenstein wiederholt mit scharfem Lachen: „Der König?! Friedrich Wilhelm der Zweite?! Dieser König?! Ach Herr Je, Herr Je! O was hat der nicht alles gewußt und erfahren in seinen Schmutzereien! O Je, o Je!" — Die etwa dreißig italiänischen Ansichten, die in Wittgenstein's Zimmern hängen, von Volpato in Wasserfarben gezeichnet, sind ihm von der Gräfin von Lichtenau vermacht worden, die sie auf ihrer Reise in Italien für fünfzehnhundert Dukaten gekauft hatte; andre damals von ihr erstandene Kunstwerke hat sie dem vorigen Könige vermacht.

Gründonnerstag, den 9. April 1846.

Von schwerer Luft, unruhigen Träumen und wehmüthigen Erinnerungen gedrückt, konnt' ich es zuletzt nicht mehr aushalten und mußte in Thränen ausbrechen! Mit schmerzlicher Liebe gedacht' ich der schönen Jugendzeit, wie ich mit den Freunden gelebt und emporgerungen, und

besonders auf Neumann und Chamisso richteten sich meine Empfindungen. Noch bin ich auf demselben Schauplatz übrig, aber die Freunde sind nicht mehr zu finden, und wären sie noch da, so riefen wir alle drei vereint nicht Eine Stunde jener Vergangenheit mehr in's Leben. Dieses unaufhaltsame Fließen, dieses Kommen und Gehen hat etwas Schauerliches. Welcher Sterbliche sollte nicht am Ende dieses Schauspiels müde werden und sich dabei trösten, daß auch er gehen wird! — Ich nahm voll Eifer Chamisso's gedruckte Briefe und las darin mit großer Erregung, manches mir sonst darin Unangenehme war mir diesmal kaum zum Anstoß, das Liebe und Gute aber doppelt lieb und gut. Auch meiner unverwüstlichen Liebe zu Schleiermacher wurde ich wieder recht inne, ungeachtet er mir so vieles Leid zugefügt.

Der König versäumt keine Vorstellung der Tänzerin Cerrito, er ist ganz von ihrer Kunst hingerissen, spendet ihr den eifrigsten Beifall. Des vorigen Königs Liebhaberei am Tanz erfuhr strengen Tadel des Kronprinzen, war ihm ein stetes Aergerniß. Neulich war der Großherzog Georg von Strelitz beim Könige in der Loge, und man will bemerkt haben, daß nach einem Beifallssturme für die Tänzerin beide Fürsten sich erhoben, einander die Hände drückten und sich umarmten im Uebermaß der einstimmigen Bewunderung.

Vorige Woche war im Staatsministerium bei Gelegenheit der Reichsständesache ein heftiger Auftritt zwischen dem Prinzen von Preußen und dem Minister von Bodelschwingh; jener warf diesem vor, er sei servil, weil er seine Ueberzeugung den Umständen unterordne, er müsse dem Könige die Wahrheit sagen und immer wieder sagen ꝛc. Bodelschwingh hatte etwas ungeschickt geäußert, er sei im Grunde

nur für Reichsstände, weil der König sie wolle. Der Prinz verließ aufgebracht die Versammlung und diese ging auseinander.

Montag, den 13. April 1846.

Bettina von Arnim kommt und theilt mir einen Brief aus Paris von Madame C. mit, der sie beschwört, alle Gunst, die sie beim Könige haben mag, für den Polen Mieroslawski anzuwenden, um wenigstens zu erwirken, daß er nicht an die Russen ausgeliefert wird, denn das wäre sein unfehlbarer, schmachvoller Tod! Der Brief ist sehr edel und herzbewegend. Bettina fragt mich um Rath, sie will an den König schreiben und ihm den Brief senden.

Der König hat seine Reichsständesachen dem Staatsministerium übergeben, um dem Prinzen von Preußen zu beweisen, daß alle Minister dafür seien; er ist nun sehr überrascht und aufgebracht, daß acht dagegen und nur sechs dafür waren. Er hat geäußert, er werde vor der Hand noch etwas warten, dann aber doch thun, was er beschlossen habe.

Der Minister Graf zu Stolberg will seinen Abschied nehmen.

Mittwoch, den 15. April 1846.

Die Prinzessin Wilhelm gestern Abend um halb elf Uhr gestorben. Letzte Stunden der Prinzessin, große Standhaftigkeit, Bewußtsein bis zuletzt, einen Geistlichen wollte sie nicht, „sie sei zu schwach“, meinte sie.

Donnerstag, den 16. April 1846.

Bettina von Arnim brachte mir ihren Brief an den König; vortrefflich abgefaßt, kurz, eindringlich; sie hat den Brief der Madame C. beigefügt; wird es fruchten? Beinah unmöglich! Ich mußte ihren Brief, den sie bei mir zusiegelte, mit ein paar Worten an Humboldt senden, der bloß erfahren sollte, es sei eine Fürbitte für einen Unglücklichen, die er in günstiger Stunde übergeben möchte.

Ich sagte zu Bettinen, der König nehme alles wie ein Poet auf, mit Emotion, und überlasse sich den Eindrücken, selber nicht gewiß, was aus ihnen hervorgehen werde; so nehme er den Tod der Tante Wilhelm, so den Polenaufstand, die Tänzerin Cerrito, eine alte Tapete, eine Magistratseingabe ꝛc. Bettine sagte, das alles sei eine ébauche zu einem genialen Fürsten, aber freilich nur eine ébauche ꝛc. Sie hatte mir erzählt, was der König leidenschaftlich ausgerufen über den Tod der Prinzessin ꝛc.

Daß die Prinzessin Wilhelm keinen Geistlichen gewollt — Snethlage stand im Vorzimmer wartend —, erregt großes Staunen und wird viel besprochen, gefällt aber den meisten Leuten.

Freitag, den 17. April 1846.

Schlechte Nacht. Ich hoffte Vormittags den Schlaf nachzuholen und lag auf dem Sopha, da ließ sich ein Regierungsassessor von Perbandt melden, den ich erst nicht annehmen wollte, dann aber doch verdrießlich annahm. Er brachte mir einen Gruß vom Minister von Bodelschwingh, der auf Befehl des Königs mir die Anfrage stellte, ob ich einen Koffer mit Schriften von der Generalin von Witzleben in Verwahrung habe? dem Könige

sei gesagt worden, das sei der Fall. Ich gab sogleich mein Ehrenwort, daß ich von der Frau Generalin weder Koffer, noch Packet, noch Mappe, noch Brieftasche, ja nicht ein ein einziges Blatt habe, noch je bekommen habe, welche Aussage Herr von Perbandt sogleich zu Protokoll nahm, das ich unterzeichnete. Er versicherte, gegen mich bestehe nicht das geringste Mißtrauen, mein Ehrenwort sei mehr, als man verlange, der Minister habe ihm nur den Auftrag gegeben, mich einfach zu befragen, aber gegen die Generalin hege man allerdings Mißtrauen. Als ich fragte, warum man, anstatt an mich, nicht gleich an sie gehe, da sie lebe, hier sei, hier unter mir wohne? wurde mir geantwortet, bei ihr seien in demselben Augenblick zu diesem Zwecke der General von Kosel und der Geheime Kabinetsrath Illaire. Ich besprach den Fall etwas näher, daß mir wirklich Papiere anvertraut wären, ob ich die ausliefern, und also, indem ich dem Königlichen Befehl gehorchte, nach der andern Seite einen Verrath begehen müßte? Was Staatsschriften wären, was Privatpapiere? Ja, ob ich nicht auf amtliche mir zugegangene Erlasse ein Recht hätte, falls solche zu meiner Vertheidigung gehörten? Alles freundschaftlich und in bestem Vernehmen. Kaum war Herr von Perbandt fort, so ging ich, wie ich dies ihm noch zum Ueberflusse mitgetheilt hatte, zur Generalin von Witzleben und erzählte ihr den Vorfall. Sie war in größter Empörung und erzählte, was bei ihr geschehen war, vom Anbeginn. Sie hatte allerdings Dorow'n viele Papiere mitgetheilt und ihn bei deren Benutzung nicht überwacht, er hatte ein Zimmer bei ihr ganze Tage inne, nahm aber auch einiges mit nach Hause, manches besaß er auch schon durch das Vertrauen des Generals, der überhaupt gut auf ihn zu sprechen war und seine Dienste rühmte. Später

will sie alles verbrannt haben. Dies glaubt man nun nicht. Sie läugnete übrigens, daß ihr Sohn Job an den König geschrieben habe, sie wenigstens wisse nichts davon; darin sagte sie mir eine Unwahrheit, warum, weiß ich nicht. — Hierauf ging ich zum Grafen von Königsmarck: „Sie müssen doch wissen, was in Ihrem Hause vorgeht!“ Die Gräfin war auch zugegen. Durchsuchung bei der Generalin, Anfrage bei mir, erzählt und erörtert. Der Eifer des Königs ist sehr begreiflich, wir kennen das dessous des cartes sehr wohl, es sind die eignen Briefe an Witzleben, die der König in seiner Gewalt haben will. Die rohe und gehässige Art der Ausführung warf der König von sich ab und sagte zu Job, als er ihn nach der ersten Nachforschung zu sehen bekam, gleichsam entschuldigend: „Die Esels haben mich mißverstanden.“ (Diese Bezeichnung mag sich aneignen, wem sie gebührt!) Aber nun wird die Sache dennoch zum zweitenmal wiederholt? Und ärger, — denn die Anfrage bei mir ist eine wahre Beschimpfung für die Generalin! Da wird ja doch bestätigt, daß auch die erste Art kein Mißverstand war! — Königsmarck hat den Brief Job's an den König gelesen —, vielleicht geschrieben —, diese Sache ist wahr. Er sagt mir, er wisse, sein Haus werde beobachtet, schon seinetwegen; die „aufgehobene“ geheime Polizei sei dazu beauftragt. Ohne Zweifel ist einer der Bedienten im Hause der besoldete Späher. Ueber den Zustand der Dinge, diese Unsicherheit, diese Unreinheit der Luft Abends bei Olfer's. Ich erzähle Frau von Olfers und dem Präsidenten von Kleist — absichtlich diesem — die Vorgänge von heute; die Sache erregt große Verwunderung. Kleist sagt, er würde in solchem Fall bekennen, daß er etwas zu bewahren habe, aber die Auslieferung weigern und es auf Gewalt ankommen lassen.

Sonnabend, den 18. April 1846.

Begräbniß der Prinzessin Wilhelm im Dom, beide Theater deßhalb, auch das Königstädter, auf Befehl geschlossen. Die Zeremonie ist umständlich und feierlich.

Ich ging zum Mahler Magnus, besah sein Bild von Jenny Lind, das Bild, welches Professor Krüger von ihr gemahlt ꝛc. Ich traf Krüger dort.

Als ich nach Hause ging, sah ich Humboldt aus meiner Wohnung kommen, er kehrte mit mir zurück und blieb über eine Stunde, wollte Abends wiederkommen, mir etwas vorzulesen, von sechs bis sieben Uhr. Er sprach von Meyerbeer, bei dem er essen sollte, und meinte, derselbe werde unfehlbar seine gänzliche Entlassung nehmen, seine Stellung sei ganz unleidlich hier. Die Königin macht sich nichts aus ihm, wie auch früher nichts aus Felix Mendelssohn; als dieser seine Entlassung begehrte und der König sie zu geben zauderte, sagte sie zuredend: „Laß ihn doch gehn!" Humboldt hörte es.

Der Graf von K. besuchte mich; er klagte über die schlechte, ekelhafte Leichenrede des Hofpredigers Strauß, der die Ankunft der Prinzessin im Himmel wie eine Art Hofempfang bei Christus geschildert habe! — Scherze über die amtliche Todesanzeige in der Zeitung; „rühmlichst abwesend" heißt es vom Prinzen Waldemar, — was heißt das? fragt die heutige „Vossische"; ich antworte, es sei baierisch und aus den Walhalla-Genossen.

Nach sechs Uhr kam Humboldt und las mir den neuen Abschnitt des „Kosmos" über die dichterisch-gemüthliche Auffassung der Natur nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker; ein glänzender Gang durch die Weltgeschichte, ein Prachtstück! Er las unausgesetzt bis halb zehn Uhr, mit guter Ausdauer.

Der Justizminister Mühler hat im Staatsministerium, besonders gegen den Finanzminister Flottwell heftig anstreitend, gesagt, der König dürfe solche Veränderungen wie Reichsstände nur mit Zustimmung aller Agnaten machen. Aber alle Beispiele und die Vernunft selbst sprechen dagegen. Die neue Gesetzgebung seit 1811, die neue Organisation des Staates seit 1815, das Staatsschulden-Statut, die Provinzialstände, alles ohne jede Zuziehung von Agnaten.

Die Kommission von Canitz, Berg und Fiquelmont wird hier das Galgen-Kommité genannt. Der Ausdruck soll von der Prinzessin von * kommen.

Kabinetsordre wegen Erweiterung der Bank und Ausgabe von zehn Millionen Thaler Banknoten.

Narvaez auf und nieder, endlich ganz ab, nach Frankreich verwiesen! — Die Königin Christine ist ein Scheusal!

Montag, den 20. April 1846.

L. brachte die Nachricht, daß auf den König der Franzosen wieder geschossen worden, im Park von Fontainebleau. Ich konnte den Kummer darüber nicht theilen, für Louis Philippe habe ich keine Zärtlichkeit.

Die Hofdame der Königin, Gräfin von *, soll ein genaues Tagebuch über alles führen, was am Hofe vorgeht, was der König sagt und thut. Wie kann man das hindern! Hat doch Ludwig der Vierzehnte seinen Marquis Dangeau gehabt und seinen Duc de Saint-Simon, Friedrich der Große seinen Pöllnitz und de Catt!

Der verstorbene Kriegsminister von Witzleben war, wie Wittgenstein sagt, ungeheuer eitel, wollte ein großer Staatsmann sein und hatte gar kein Zeug dazu; durch Schmeichelei, je plumper je besser, konnte man alles mit ihm machen. Otterstedt hat das gut zu benutzen verstanden.

Mittwoch, den 22. April 1846.

Verfasser der amtlichen Anzeige des Todes der Prinzessin Wilhelm ist der Geheime Rath und Archivdirektor Georg von Raumer.

Allerlei Merkwürdigkeiten vom Hofe. Der König soll bei der Nachricht von dem Schuß auf Louis Philippe sehr gleichgültig gewesen sein, keine ernste Betrachtung angestellt haben, sein eignes Erlebniß schien ganz vergessen; Andre meinen, er habe eine geheime Genugthuung, daß er nun nicht mehr der letztgeschossene König ist und diese Geschichten wieder in Frankreich spielen rc. — Man sagt, es sei wunderbar, wie die sprechendsten Ereignisse beim Könige meist so gar keinen Eindruck machen, während dann wieder irgend etwas Vorgelesenes ihn zu Thränen rührt. Poet!

Freitag, den 24. April 1846.

Gestern Besuch von Bettina von Arnim, später von Humboldt, der sich zum folgenden Vormittag ansagt, um mir einen weitern Abschnitt des „Kosmos" vorzulesen.

Humboldt kam heute gegen elf Uhr und las bis nach ein Uhr; eine herrliche Schilderung! Sein Geist ist in voller Kraft!

Der Brüsseler (jetzt eigentlich Pariser) Arnim hat bei der Tafel der Prinzessin von Preußen sich sehr auffallend betragen, ihr taktlose, ja unziemliche Antworten gegeben; er will in Paris sich ganz protestantisch zeigen, die Protestanten an sich ziehen, ein Journal für sie stiften (dazu will er den Herrn Jules Lechevalier gebrauchen), in Summa mehr Missionair als Gesandter sein, wie Bunsen es in England ist. Das wird eine schöne Politik werden! Alle unsre Verhältnisse dort wird er spannen und zerrütten. Humboldt ist ganz unglücklich darüber.

Die Reichsständesache steht noch immer in Berathung, der König will sie durchsetzen, die Minister sollen ihren eignen Tod aussprechen, denn bestehen bei den Reichsständen kann kaum einer von den jetzigen Ministern; doch meint Canitz, er werde bleiben und die Sachen beherrschen; wollen sehen!

Sonntag, den 26. April 1846.

Hübsche Geschichte in den „Hippologischen Blättern"! Ein preußischer Offizier giebt einem Sandwagenkerl einen Thaler, um ein ihm dummgewordenes Pferd, das nur noch zum Todtstechen taugt, zur Scharfrichterei zu führen; der Kerl verkauft es für fünf Thaler an einen Karrenführer, den das Pferd dauert und der es mit Erfolg einspannt, nach einiger Zeit sieht es ein Roßhändler, dem es auffällt und der es für zwölf Thaler kauft, gehörig aufputzt und einübt, und es nach kurzer Zeit wieder an jenen Offizier, der es nicht erkennt, für fünfundzwanzig Friedrichsd'or verkauft! Das Pferd war im Stall zu gut gefüttert und fett geworden, im Karren wieder gesund. Der durch diese Geschichte sehr lächerlich gewordene Offizier ist, wie die ganze Stadt weiß, der jetzige General von Radowitz!

„La mare au diable", von Frau von Dudevant. „Nélida", von der Gräfin d'Agoult. — Stadtrath Simon in Breslau über seinen Austritt aus dem Dienst; sehr brav und stark! Doktor Jacoby über seinen Prozeß, unbeugsam tapfer! Noch sind diese Hefte nicht verboten, werden es aber gewiß, nur alsdann zu spät! — Was hilft der Regierung die Zensur? Sie schadet nur den Andern und erbittert sie gegen die Quälereien!

Dienstag, den 28. April 1846.

Wenn man verschiedene Kreise besucht, nimmt man bald wahr, wie jeder seine besondern Neuigkeiten und seine besondere Unkunde hat. Im kleinern Maße dieselbe Bemerkung, die der Kardinal von Retz macht, nichts habe ihn so erstaunen gemacht, als zu sehen, wie wenig man am Hofe wisse, was in der Stadt vorgeht, und in der Stadt, was am Hofe. Wenn auch zufällig einmal dieselbe Kunde gleicherweise eindringt, so wird sie doch ganz anders aufgefaßt.

Der junge H. war wieder bei mir, ein sonderbarer Kauz, ein rechter Urvogel, wenn ein junger Mann so heißen kann! Ein rechtes Berliner Kind; lustig, streberig, über sich selbst mit Laune betrachtungsvoll, und mit ernsten Ansprüchen, die er munter ironisirt, indem er sie vorträgt. Er erinnert mich durch Gesicht und Art ungemein an Bernhardi. Er hält sich für einen gebornen Dichter und will seinen Beruf in den komischesten Ausdrücken nachweisen. „Es schießt mir, es schießt mir nur so, ich muß, ich mag wollen oder nicht!“ sagt er mit furchtbaren Blicken. Ich soll ihm rathen bei seinen Arbeiten, er will sie mir bringen. Einstweilen hat er sich verlobt.

Freitag, den 1. Mai 1846.

Hübsche Anekdote aus früherer Zeit! Bei der Gräfin Pauline Neale war Abends kleine Gesellschaft, und Ancillon machte seinem Groll wider Humboldt Luft; da war es, wo er von ihm sagte, er sei eine „enzyklopädische Katze“. Der Ausdruck wurde belacht, und jeder hatte was gegen Humboldt vorzubringen; der Graf Wilhelm von R. wollte

auch sein Theil dazu geben und Ancillon schmeicheln: „Und hören Sie, was Humboldt neulich für eine Dummheit, für eine erbärmliche Schmeichelei hat ausgehen lassen! Er hat vom Kaiser von Rußland gesagt, das sei der angenehmste Monarch, le meilleur écouteur qui existe!" Ancillon wurde roth wie ein Puter und schwieg; er selbst, nicht Humboldt, hatte dies vor wenig Tagen zur Gräfin von Neale gesagt und N. sich in den Namen geirrt.

Sonntag, den 3. Mai 1846.

Der König hat bei der Mittagstafel dieser Tage laut über den in Halle gestorbenen Pastor K. geschimpft, derselbe sei ein Trunkenbold gewesen und am Säuferschwindel gestorben! — Wer kann gegen solcherlei aufkommen! Auch Luther wurde beschuldigt, in viehischen Lüsten zu leben; „le cochon de Luther", sagte Kosloffskii!

Dienstag, den 5. Mai 1846.

Ich sollte gestern bei Meyerbeer essen, ging aber erst nach Tische hin. Fand Humboldt, Böckh, Toelken, Dieffenbach, Olfers, Joseph Mendelssohn, Martens, Graf Wielhorski, Marquis Lucchesini, Humann, Chelard und Raoul-Rochette; mit letztern beiden viel gesprochen. Humann schenkt mir ein Blatt von Sieyes; — Humboldt erzählt mir ausführlich die neusten Tollheiten Spontini's, der immer noch mit Veröffentlichung der Briefe droht, die ihm der König als Kronprinz geschrieben, dabei um Geld und Ehren bei ihm schmeichelt, Meyerbeer'n verlästert, und doch diesem freundlich schreibt um Beitragsammlung zu einer

Stiftung ꝛc. Noch immer will er das Opernhaus wieder weihen durch seine Gegenwart, es sei nur abgebrannt zur Strafe für die ihm zugefügte Beleidigung ꝛc. Ein toller Italiäner!

Synodentreiberei, Handels- und Industrietreiberei! Alles in schlechten Händen!

Man sagt, es sei gar wohl möglich, daß der König einmal eine Reise nach Jerusalem mache, seine Phantasie sei sehr dorthin gewandt; nicht als Kreuzfahrer, dazu sei er nicht kriegerisch genug, nicht als Wallfahrer, das erfordere eine andere Frömmigkeit, aber als poetisch Reisender.

Erst seit kurzem findet die Einrichtung Statt, daß die beim Könige dienstthuenden Adjutanten ein Tagebuch führen über alles beim Könige dienstlich Vorgefallene.

Der Minister von Canitz ist sehr abgemattet und leidet an seinem noch übrigen Einen Auge. Weil er dem König in dem Verfassungswerke beistimmt, ist er dem Prinzen von Preußen zuwider. Völlig gehaßt aber ist er von der Prinzessin, die sogar seinen Anblick meidet. Sie wünscht ihren „lieben Bülow“ zurück und sieht Canitz als dessen Feind an. — Wie seltsam diese Sachen alle stehen! — Warum sind alle diese Personen nicht gut freund untereinander?

Donnerstag, den 7. Mai 1846.

Gestern ein trauriger Feiertag, Bußtag, von unendlichem Regen durchströmt! Ich rettete mich in tüchtiges Arbeiten, das gut von Statten ging. Einen Brief aus Halberstadt von Wilhelmine Körte beantwortete ich ohne Säumen. Das Andenken Friedrich August Wolf's ist mir eines der

theuersten und rührendsten, und es ist mir wie ein Ehrenruf, daß ich jetzt für seine Tochter, für seinen litterarischen Nachlaß wirken soll. Wenn ich an Wolf denke, fühle ich mich wie in gesunder Luft, auf sicherm fruchtbaren Boden, in edelster Beschäftigung. Er ist mir in besonderm Sinn vertrauter noch als Goethe, mir ist er wie ein Vater, Lehrer und Freund zugleich.

In der Zeitung stand heute des Finanzministers Flottwell Antwort an die Fabrikanten in Krefeld &c. Er verweist ihnen ihre Petition, mit deren Gegenstand die Regierung, wie sie wüßten, sich schon lange beschäftige —!—, bemerkt dabei, ihre Petition enthalte nur das schon in allen Zeitungen Abgesprochene —!—, und reibt ihnen unter die Nase, sie würden für ihr Gewerbe besser sorgen, wenn sie auf dessen innere Verbesserung dächten, anstatt Kollektiv-Petitionen zu veranstalten —!!—, und dies letztere sagt er zu Leuten, die ihr Gewerbe auf die höchste Höhe gebracht hat! Die Beeilung, die Antwort in der Zeitung abdrucken zu lassen, ist auch auffallend. Flottwell ist sonst ein verständiger Mann, wie kommt er dazu, solche Dummheit und Ungebühr auszuüben? Grobheit, die zugleich dumm ist, wirkt am schlimmsten; man wird dreifach wiederbekommen, was man ausgesäet! Die Rheinländer werden es dem Minister gedenken! — Man sagt aber, der Minister sei unschuldig, er habe nur genau den in allen Punkten ihm vorgeschriebenen Weg befolgt, der König habe alles ausdrücklich so befohlen. „Desto schlimmer! Warum sagt nicht einmal so ein Minister, das thu' ich nicht, weil es nicht recht oder richtig ist, und legt lieber sein Amt nieder?" — Ja, unsre Minister, die warten, bis man sie fortjagt! Sie nehmen alle Fußtritte geduldig hin, und so theilen sie solche auch ohne Widerstreben aus!

Unsre Reichsstände sollen nun im Juli verkündigt werden. Nur Eine Kammer; berathende Stimme; Zustimmung zu neuen Auflagen, Anleihen; Petitionsrecht; im Kriegszustand bedeuten sie gar nichts. — Angenehme Aussichten!

Sonnabend, den 9. Mai 1846.

Gestern besuchte mich Pitt-Arnim, erzählte und fragte; Bettina von Arnim kam dazu, beide trafen einander ungern. Sie erzählte mir den Inhalt des Briefes, den ich ihr geschickt; der König entschuldigt sich, daß er so spät antworte, „sein Spatzengehirn“ sei so vergeßlich!

Montag, den 11. Mai 1846.

Kabinetsordre des Königs an Diesterweg; will nichts zum Pestalozzi-Denkmal geben (Waisenhaus), weil die Unternehmer nicht den rechten christlichen Sinn dabei zeigen! Aus gleichem Grunde gebe ich nichts zum Kölner Dombau, zu den hiesigen Krankenvereinen, Kirchenkollekten ꝛc. Der König aber als König sollte nicht so pietistische Farbe tragen. Die Kabinetsordre macht bösen Eindruck.

Die Kommission für die polnischen Sachen, die hier beisammen war, Canitz, Fiquelmont, Berg, hat die Errichtung einer besondern Polizei für Polen bewirkt, einer gemeinsamen, neben und über den sonstigen Behörden stehenden Verwaltung; nun werden die Russen und Oesterreicher stets in unsre Sachen mantschen! Und wenn wir auch in ihren, was gewinnen wir dabei? — Der König hat scherzhaft zum Oberpräsidenten Beurmann gesagt: „Ja ja, künftig stehen auch Sie unter polizeilicher Aufsicht!“

Mittwoch, den 13. Mai 1846.

Herr Professor Simson in Königsberg sendet mir das seltne Buch des Präsidenten Morgenbesser „Beiträge zum republikanischen Gesetzbuche“ (Königsberg, Nicolovius, 1800); merkwürdig, was damals gedruckt werden durfte! — Mich besuchten gestern Graf von Kleist und Fürst von Pückler, über anderthalb Stunden; was haben wir alles durchgesprochen!

Gestern lasen wir in den Zeitungen ein Kabinetsschreiben des Königs an Diesterweg, worin er sagt, er wolle zur Pestalozzi-Stiftung nichts geben, weil der rechte christliche Sinn nicht dabei sei, heute lassen die Herren des Ausschusses das Verzeichniß aller derer einrücken, die Beiträge gegeben haben. Auch eine Art der Opposition!

Der König hat wirklich befohlen, mit dem Bau der Schweighäuser inne zu halten. Nun schreit man über die ungeheuren Kosten und über Doktor Julius, den Angeber. Appert hat das beim Könige bewirkt und Julius ist auf's Haupt geschlagen!

Freitag, den 15. Mai 1846.

Der König läßt vor dem Schloß, an den Ecken der Terrasse, einzelnstehende Säulen errichten, auf denen goldne Adler stehen; die Säulen von geschliffenem Granit sind an sich schön, aber die Verzierung ist zu elegant für das mächtige, schwerfällige, düstre Schloß. Diese Sucht zu schmücken ist sehr geschmacklos. Die Leute stehen und machen ihre Bemerkungen darüber, sie finden die Sache unnöthig, man vergleicht sie mit den Achselklappen der Königlichen Lakaien, die waren dem Könige zu einfach, es mußte eine Krone

hinein. Ueberhaupt ist es schon so weit, daß nichts von allem, was der König thut, den Leuten gefällt.

Die Frömmler gewinnen hier täglich mehr Boden, sie sind eine förmliche Parthei im Staate. Der Minister von Thile ist eines der thätigsten Häupter und behauptet sich in größtem Einflusse trotz vieler Gegenwirkungen. Diese Parthei ist es allein, die den Minister von Rochow gestürzt hat, er diente ihr nicht genug. — (Noch andres kam dazu, sein Ausspähen der Prinzen, wobei der König, der es doch befohlen hatte, ihn fallen ließ.)

Mittwoch, den 20. Mai 1846.

Gestern aus Potsdam ein Briefchen von Humboldt, nebst einem Briefe des Fürsten von Metternich merkwürdigen Inhaltes.

Heute noch im Bett empfange ich vom General Leopold von Gerlach ein Billet, der Kronprinz von Baiern habe ihm befohlen, mich zu ersuchen, daß ich mich heute um ein Uhr zu einer Audienz zu ihm bemühen möchte. Ich lasse zur Antwort sagen, ich läge zu Bett und sei nicht wohl. Was das für Formen sind! Zur Audienz, — ich habe keine begehrt! Will der Kronprinz mich kennen lernen, so mag er andre Wege wählen, mir schreiben oder einen Adjutanten schicken. Ich habe nichts von diesen Prinzlichkeiten, als höchstens einigen Zwang. Besser gar nichts angefangen.

Der Minister von Canitz arbeitet sich zu Grunde, er kränkelt schon öfters.

Donnerstag, den 21. Mai 1846.

Besuch von Kuranda, der wieder aus Leipzig hier angekommen ist, später vom Grafen von Kleist. Dieser ist etwas erschrocken und mißbehaglich, weil ich ihm beweise, daß er und seinesgleichen, die den König als einen Revolutionair schildern und tadeln, dadurch ganz revolutionair wirken, bei ganz entgegengesetzter Absicht und Denkart. „Man muß dem König Einhalt thun", damit ist alles ausgesprochen; die Opposition gegen die Konstitution ist die schlimmste, grade weil sie nicht konstitutionell ist.

Der König hat denn doch einen Glückwunschbrief an Louis Philippe erlassen; die Zeitungen melden es aus Paris. — Der Minister von Canitz hat ein kaltes Fieber und leidet an seinem Auge. Wenn er die Geschäfte sollte abgeben müssen, so wird unfehlbar der bisherige Brüsseler, nun Pariser Arnim sein Nachfolger; der ist ein vollkommener Betbruder und taktlos und dumm über die Maßen!

Sonntag, den 24. Mai 1846.

Feodor Wehl ist wegen seiner satirischen Poesie zu sechs Monaten Festungshaft verurtheilt und soll diese nächstens antreten; er war selbst hier, es zu verkünden, gutes Muthes.

Ueber Volkswesen nachgedacht, über Vaterland, Heimath. Es liegt eine große Gefahr einseitiger Beschränkung in diesen Sachen; man muß sich wohl hüten, nicht darin zu versinken. Für den Geist ist das Vaterland da, wo er frei sein darf, er sprengt alle Volksthumbande, die französischen Reformirten wurden Brandenburger, die deut-

schen Freiheitsfreunde stimmten der französischen Revolution bei.

In Goethe gelesen, in Hegel, in Cicero.

Dienstag, den 26. Mai 1846.

Canitz hat noch immer sein kaltes Fieber und sieht elend aus. Daß er unsre Sachen nicht kräftiger führt, als seine Vorgänger, dafür wird Folgendes als Beispiel angeführt. Unser Generalkonsul in Warschau, Herr Balan, wurde von Paskewitsch auffallend schlecht empfangen; man sagte jenem, es sei sein Modebart, der so sehr mißfalle, und gab ihm Winke, diese hier ärgerliche Weise lieber aufzugeben, aber das wollte er nicht. Bei einer Mittagstafel ließ Paskewitsch darauf den Bartträger ganz unten hinsetzen, unter seine Hausoffiziere. Nun berichtete Balan hieher und fragte, was er für eine Genugthuung fordern, oder ob er abreisen solle? Nach langem Warten erhielt er endlich von Canitz die kurze Weisung, er solle sich rasiren. Das that er denn nun, und von Stund an erwies ihm Paskewitsch alle Auszeichnung und Freundlichkeit. Balan aber fühlte sich tief gedemüthigt.

Die Frömmler waren beunruhigt, daß der König befohlen hatte, mit dem Ausbau der Schweighäuser inne zu halten, sie sahen diese als einen Theil ihres Wirkens an und wollten das Spiel nicht verloren haben. Es ist ihnen geglückt, den Befehl wieder zurücknehmen zu lassen, und nun heißt es, derselbe sei nie gegeben worden!

Donnerstag, den 28. Mai 1846.

Gestern Besuch beim Seminardirektor Diesterweg, ihn wegen seines Rücktritts von der Volksschriften-Gesellschaft

zu befragen; er giebt die Auskunft, daß sein Name von den Andern mißbraucht worden sei; der Mann hat etwas Festes, Selbstständiges, Praktisches, was mir sehr gefällt; es war auch von der Antwort des Königs über die Pestalozzi-Feier die Rede; er nimmt die Sache sehr verständig, will übrigens bei dem König auf Untersuchung antragen, wer das Schreiben des Königs in die öffentlichen Blätter gebracht habe? Diesterweg hat dasselbe niemanden gezeigt, noch weniger aus der Hand gegeben; aber ohne Zweifel hat der König die Veröffentlichung gewollt!

Die Antwort der Krefelder an den Minister Flottwell steht in den Zeitungen, in höflichsten Worten derbe Ohrfeigen, rechts und links! Doch hätte ich lieber scharfen Ernst gesehen, als diese Advokaten-Ironie.

Der Kronprinz von Baiern hat ein langes Gedicht auf den Tod der Prinzessin Wilhelm gemacht und drucken lassen; zusammenhangsloses Gereim. Ein andres Gedicht von ihm auf den Gesang der Gräfin Rossi, von gleichem Werth, hat Reumont in italiänische Prosa übersetzt, die gedruckten Blätter sollen in Turin Eindruck machen für die Gräfin.

Sonnabend, den 30. Mai 1846.

Am zweiten Pfingsttage beginnt die Generalsynode. Viele Zeitungen enthalten schon Aufsätze gegen das nutzlose Unternehmen. Geistliche Spielerei der Weltlichen. Jeder Einberufene bekommt außer den Reisekosten drei Thaler für jeden Tag, bei siebzig bis achtzig Leuten auf vier Wochen eine artige Summe! — Große Gleichgültigkeit im Publikum, gegen Synode, Reichsstände, gegen alles! Man

denkt allgemein, es sei doch das Rechte noch nicht, man habe zu warten.

In Schiller und Goethe gelesen, in Xenophon.

Pfingstsonntag, den 31. Mai 1846.

Frühmorgens um sechs Uhr starb am Schlagfluß Marheineke, vor dem Hallischen Thor auf dem Kreuzberge, wo er ein Landhaus bewohnte. Seit zwei Jahren war es mit seinem Wirken vorbei, doch schien er sich zuletzt etwas zu erholen, und brachte den kleinen Auszug aus seiner „Reformationsgeschichte" glücklich zu Stande. Die Frömmler werden sich über seinen Tod freuen! Ich denke mit Wehmuth daran, daß er vor dreizehn Jahren Raheln die Grabrede gehalten hat!

Graf von Kleist schreibt mir von Schelling, den er den Urphilosophen nennt: „Letzterer fand beiläufig den «Kosmos» langweilig und «nicht zu lesen», eine schöne Frucht der Philosophie, solche Kritik auf solche Unpartheilichkeit gepfropft! O Jemine!" — Er ist sonst ein großer Freund Schelling's.

Ueber unsre Generalsynode hört man schon manchen Witz. Ernster ist es, daß schon die Geistlichkeit in Halberstadt im voraus protestirt, eben so in Sachsen, am Rhein ꝛc.

Man sagt, der König sei mehr als je entschlossen, Reichsstände zu geben, der Widerspruch des Bruders habe ihn nur befestigt, viel leichter würde dieser ihn haben ablenken können, wenn er scheinbar zugestimmt hätte ꝛc.

Dienstag, den 2. Juni 1846.

Hormayr hier angekommen, im Rheinischen Hof. — Besuch Hormayr's, er saß lange vor meinem Bette, schüttete sein Herz aus, besprach die neuesten Verhältnisse wegen Polen, besonders in Betreff Oesterreichs, den Gang der dortigen Dinge kennt er so genau, als wenn er noch dort wäre; über Metternich, Zedlitz ꝛc. Er hat seinem Groll ferner Luft gemacht in einem dritten Bande der „Anemonen", der nächstens erscheinen soll. — Von mir ging er zum Minister von Canitz.

Abends kam Hormayr, bald nachher der Oberstlieutenant von Willisen; Hormayr war prächtig in scharfen Schilderungen, witzigen Erzählungen.

Wegen Marheineke's Leiche große Ränke! Die Widersacher hätten sie gern in der Stille vom Kreuzberg gleich auf den Kirchhof geschafft, allein die Anschläge mißlangen, die Bestattung wird feierlich von der Kirche aus geschehen. Der Minister Eichhorn ärgert sich darüber, besonders auch die Prediger, denen Marheineke wegen seines philosophischen Geistes und seiner persönlichen Ueberlegenheit verhaßt war.

Man fürchtet, die Pfaffen in Baiern möchten den Sohn des Kronprinzen von Baiern daheim vergiften; ja man fürchtet für den Kronprinzen selbst, der seinen Pfaffenhaß schon zu offen gezeigt hat. Die Amme des kleinen Prinzen ist plötzlich gestorben, sie war ein Muster von Gesundheit und Kraft.

Freitag, den 5. Juni 1846.

Nachrichten über die Synode. Daß Gott sich erbarme über das dumme Zeug! Diese jammervollen Pfaffen

und noch jammervolleren Laien! Wenn doch Schleiermacher noch lebte, wie würde der aus dem Wuste noch einiges Geordnete hervorbringen! aber ein Mann seines Geistes fehlt!

Gestern war das Begräbniß Marheineke's, feierlich und zahlreich. Der Minister Eichhorn fand sich in der Kirche ein; Wagen folgten in Menge, große Schaaren Fußgänger.

Montag, den 8. Juni 1846.

Gestern hat der König in Charlottenburg das Grabmal seiner Mutter und seines Vaters besucht und neue Anordnungen dabei gemacht. Das Publikum hier ist gegen solche Bezeigungen der Pietät sehr abgestumpft; die Leute sagen, der König spreche zwar immer von dem Beispiele seines in Gott ruhenden Vaters, aber folge ihm nicht, im Gegentheil, mache alles anders.

Daß der Kaiser von Rußland in Warschau so überaus zärtlich und vertraulich mit dem Prinzen von Preußen ist, erweckt hier Aufsehen und Mißtrauen, denn man weiß, daß der Kaiser mit dem Könige höchst unzufrieden, ja erbittert gegen ihn ist. Daß wieder zehn Polen glücklich aus der Haft in Neiße entkommen sind, wird von den Russen einer geheimen Zustimmung des Königs schuld gegeben; gewiß aber ist diese Flucht nur durch die Sympathie befördert worden, welche für jene Unglücklichen in allen Klassen rege ist.

Der König ist aus Sachsen sehr zufrieden heimgekehrt, das Volk hat ihm überall zugejubelt, besonders in Mühlhausen, Naumburg und Roßla.

Wislicenus ist nun wirklich abgesetzt, Rupp darf nicht mehr Vorträge halten. Beide wehren sich aber noch.

Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien, von Metternich endlich durchgesetzt! Ein Zeichen, daß er schwach wird; in seiner kräftigen Zeit hätte er sich keinen Pfifferling darum gekümmert!

Donnerstag, den 11. Juni 1846.

Der Pabst ist gestorben.

Die Generalsynode hat durch ihre Erklärung, daß ihre Beschlüsse keine kirchliche Autorität haben, alle Besorgnisse niedergeschlagen, aber auch die Absichten der Regierung ganz vereitelt. Die Freigesinnten unter Führung des Bischofs Neander haben entschieden gesiegt. Der Geh. Rath von Bethmann-Hollweg ist sehr bloßgestellt durch die Entdeckung, daß er bei einer Wahl eine Stimme sich selber gegeben habe, was zwar erlaubt ist, aber nicht hübsch. Die Frömmler sind wüthend über den Gang der Sache, der Minister möchte die ganze Versammlung wieder nach Hause schicken. Auf den Bischof Neander wird gräulich geschimpft. In der Synode selbst wurde von einem schlesischen Geistlichen die Warnung ausgesprochen, bei dem geringsten Anschein, als wollten sie kirchlichen Zwang ausüben, würden in Schlesien Unruhen ausbrechen, man warte nur darauf!

In Voltaire's Briefwechsel gelesen, Jahrgänge 1763 und 1764. Welche Zeiten! Welches Elend, welche Rechtslosigkeit und Bedrückung! Aber nun sehe man das jetzige Frankreich! Daraus läßt sich hoffen, daß auch unsre jammervollen Zustände einst bessern weichen werden! Glückauf! Aber ich erleb' es nicht. —

Sonnabend, den 13. Juni 1846.

Gestern Besuch vom alten Kriegsrath Müchler, der ganz allein den weiten Weg her und zurück macht, mir köstliche Karakterzüge aus dem früheren preußischen Beamtenwesen erzählt, vom Minister Grafen von Arnim (dem Großvater des jetzigen und mit diesem schon Eines Schlages), dem Minister Freiherrn von der Reck ꝛc. Er könnte mir manches Blatt geben, für das ich ihm sehr dankbar wäre, aber er glaubt mir viel größere Güte zu erweisen, indem er mir seine neusten poetischen Gräuel, ein abgeschmacktes Lob der Bäcker, ein plattes Gedicht auf den Tod der Prinzessin Wilhelm und anderes Gereime bringt!

Ein Graf von Keyserling wird mir gemeldet, „vom russischen Hofe"; ein junger, gebildeter Mann, Geognost, der mit Murchison einen großen Theil Rußlands bereist hat; er eröffnet mir, die Großfürstin Helene habe den Wunsch, mich zu sprechen, und lasse mich ersuchen, heute um drei Uhr zu ihr zu kommen. Das war nicht abzulehnen!

Ich befand mich sehr schlecht, fieberhaft und verstimmt, fuhr aber doch um drei Uhr zur Großfürstin, unterwegs stürzte das Droschkenpferd und ich mußte den Rest der Schritte zu Fuß machen. Die Großfürstin lag auf dem Sopha, sie ist krank und liegt fast immer, fährt nicht aus, und erholt sich nur, um weiter zu reisen, nach Ischl. Sie empfing mich mit sanftem Vorwurf, ob ich denn ihrer gar nicht mehr gedenke? Wir sprechen von ihrem Zustande, den Aerzten, von Prinzessin Wilhelm, der Herzogin von Nassau, Herrn von Madai, von Rußland, Preußen, Reichsständen, Synoden, Bülow, Canitz ꝛc. Sie fragt nach meinen russischen Verbindungen, nach meiner Gesundheit,

meinen Arbeiten, Sommerplanen ꝛc. Freies, unbefangenes, vertrautes Gespräch! Die Großfürstin ist ganz dieselbe, wie ich sie schon geschildert. Nach fünf Viertelstunden empfehl' ich mich. — Sie hat im vorigen Jahre Herrn von Madai nach Italien zu sich gerufen, will ihn dieses Jahr von Kiel nach Ischl kommen lassen. — Die junge Großfürstin Katharina kam vom Museum, sie erinnerte sich meiner von Kissingen her.

Der Minister von Nagler ist heute Nachmittag gestorben, sanft eingeschlafen.

Montag, den 15. Juni 1846.

Ich besuchte den russischen Grafen von Keyserling, der von Fossilien umgeben war. Verständiges Gespräch. Professor Mitscherlich kam dazu. Der Graf wurde zur Großfürstin gerufen. Wie man sich auf die Zeitungen verlassen kann! In der Vossischen stand, der Fürst von Wittgenstein habe der Großfürstin und ihren Töchtern, wie auch den Meiningen'schen Herrschaften ein Gastmahl bei Kroll gegeben; dies ist in Betreff der russischen Prinzessinnen gänzlich unwahr. Die Großfürstin Helene hat, so lange sie hier ist, das Hotel nicht verlassen. Der König hatte sie eben besucht, als ich bei Keyserling war. Als ich weggehen wollte, traf ich den Gesandten von Meyendorff, der mich lange aufhielt, nach vielem befragte ꝛc. — Auf der Straße nach ein Uhr begegnete ich dem Bischof Neander nebst noch einem Geistlichen, die sehr vergnügt schienen, dann dem Hofprediger Strauß, der ebenfalls munter lächelte; ich sagte ihm, sie müßten eine glückliche Sitzung gehabt haben, da sie Alle so guter Dinge schienen, er meinte aber, das Vergnügen bestehe darin, schon um eins nach Hause

zu kommen, da man gefaßt gewesen, bis um drei Uhr zu sitzen. — Den Präsidenten von der Reck ganz munter spazirengehend angetroffen, vor sechs oder acht Wochen glaubte er zu sterben, und sank mit dem Ausrufe: „Kinder, nu holt mir der Deibel!" zusammen.

Der König hat in seiner Ansprache an die Synodenleute sich besonders an den Königsberger Bürgermeister gewendet und den sehr heftig angeschnauzt; „Irrthümer kann ich verzeihen", sagte er unter andern, „Frechheiten niemals"; die Sache machte einen peinlichen Eindruck auf alle Anwesende.

Ob Schmückert oder der Graf von der Gröben die Stelle Nagler's bekommen wird? Ich erwarte, daß Gröben sie bekommt. Die Prinzessin Wilhelm soll sterbend auch das sich ausgebeten haben!

Die Geistlichen besuchten die Synodensitzungen anfangs im Priesterrock, jetzt kommen sie in bürgerlicher Kleidung. Die ganze Geschichte hat nicht viel mehr auf sich, man möchte sie fallen lassen. Der König selbst hat den Leuten nun auch gesagt, zu entscheiden hätten sie nichts! Natürlich, dieser Versammlung, wie sie sich wider Erwarten gezeigt hat, will man Ansehn und Macht eher nehmen als geben!

Berliner Witz: „Die erste Sitzung war ein Stangenklettern nach dem rothen Adlerorden." — „Jetzt haben wir die Pharisäer und Schriftgelehrten hier, nachher kommen die Zöllner." (Die Abgeordneten des Zollvereins.)

Auf den goldnen Adler an der Ecke des Schloßgeländers: „Der größte Eckensteher". — „Nun weiß man doch, wie das Hotel heißt, das Schild sagt: «Zum goldnen Adler»."

Schwierigkeiten wegen der neuen Bankverfügung; zwei

Mitglieder der Schuldenverwaltung wollen sich nicht überzeugen, daß die Ausgabe von Bankzetteln keine neue Staatsschuld sei, und berufen sich auf ihren Eid.

Mittwoch, den 17. Juni 1846.

Scherze über die Synode. Jeder Tag streift ihr etwas von ihrer Würde ab, giebt ihr mehr Weltlichkeit. An den Tisch des Herrn gehen sie nicht mehr, desto fleißiger an den des Ministers. Bei Gott dem Sohne seien sie gewesen, aber Gott der Vater und Gott der Heilige Geist haben sie noch nicht eingeladen.

Donnerstag, den 18. Juni 1846.

Besuch vom Grafen Archibald von Keyserling, der mir seine kriegsgeschichtliche Arbeit über die Streifzüge des Generals von Thielmann als fertig anmeldet. Er sagt mir, der Minister von Canitz habe wieder das kalte Fieber, einen zweiten Rückfall! Aus früheren Verhältnissen sehr vertraut mit Canitz, hat er ihn neulich daran erinnert, daß derselbe einst, als er eben den Annendegen bekommen — er war höchstens Rittmeister — mit Geringschätzung von dieser Ehre gesprochen und die kleine Dekoration am Knopfloche spottweise „die Warze" genannt habe, darauf aber, als jener gefragt, welchen Orden er denn haben möchte, rasch in den Ausruf ausgebrochen sei, „den schwarzen Adlerorden"! Dem sei er nun in der That ganz nah. Canitz that, als wenn ihm jetzt grade gar nichts mehr an dem schwarzen Adlerorden liege; aber Keyserling meint, der Ehrgeiz verzehre ihn, und nur aus Ehrgeiz habe er

sich unter die Frommen begeben, denn daß es ihm mit dem Glauben ernst sei, könne man unmöglich annehmen, er habe viel zu viel Verstand!

Die Briefe Goethe's an Frau von Grotthuß zur Herausgabe durchgesehen und bevorwortet.

Unwahrscheinlich, daß der Prinz von Preußen nach St. Petersburg reist, obgleich es allgemein so heißt, auch schon in den Zeitungen steht.

Die Leute sagen, der König habe gar nichts anderes jetzt im Sinn, als sich nur jeden Tag durch mannigfache Festlichkeiten und Schaubilder zu vergnügen und zu zerstreuen. Die Wasserfahrten sind jetzt in Potsdam an der Tagesordnung.

Dagegen bringt heute die „Staatszeitung" eine weitläuftige Verordnung, wie es künftig mit den Beförderungen und Prüfungen zur höheren Verwaltung gehalten werden soll. Wenn es streng darnach geht, so werden die Räder der Staatsmaschine alle trefflich gearbeitet sein und trefflich gehen, — bis etwas bricht. Wir nähern uns dem Chinesischen. Wie wär' es mir schrecklich, sollt' ich jetzt eine Staatslaufbahn beginnen! Ich begreife nicht, wie die jungen Leute sich durch alle diese Prüfungen durchwinden. Und die Vornehmen, Begünstigten, finden auch hier wieder ihre Rechnung!

Sonnabend, den 20. Juni 1846.

Heute kam Herr Kuranda zu mir; ich gab ihm die Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß für die „Grenzboten". Nachrichten über die Somnambüle, welche der Brüsseler (jetzt Pariser) Arnim im Hause hat; Betrug, den sie dem Herrn Nothomb gespielt, bei dem ihr Schwager

im Dienst war und durch den sie Haus und Familie kannte, während sie that, als habe sie nie von Nothomb etwas gewußt! Sie heißt Madame Itsche, ist aber eigentlich nicht verheirathet.

Der König soll äußerst ärgerlich darüber sein, daß ihm die Generalsynode so mißlingt. — Nun hat er auch den Verdruß, daß ihm Schelling nicht zu Danke schreibt, der in seiner Vorrede zu den hinterlassenen Schriften allerlei sagt, was ihm die herrschende Parthei verübeln muß. Schelling widerspricht der starren Orthodoxie, will für die Wissenschaft in Betreff der Religion besondre Freiheit, redet dem Pantheismus das Wort, will nicht, daß die Regierung das Kirchenregiment aus der Hand gebe. Es wird für Schelling unleidlich und ihm zu beschämend, sich mit unsern gemeinen Pfaffen und Heuchlern zusammenwerfen zu lassen; er will sich wieder einmal etwas zeigen.

Der achte Band von Fichte's Schriften, womit die Ausgabe vollständig ist. Ein Labsal in der dürren Zeit! Hier steht S. 385 auch folgende, im Jahr 1806 geschriebene, bisher noch ungedruckt gewesene Stelle: „Einem der verworrensten Köpfe, welche die Verwirrung unserer Tage hervorgebracht, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, konnte es gelingen, durch das Gespenst eines Subjektivismus der Wissenschaftslehre, welches lediglich in seinem großen Unverstande sich erzeugt hatte, selbst diese (die später nach Kant Gebildeten) durch seine Autorität zu einem Irrthume zurückzubringen, welchen durch sich selbst zu fassen sie doch zu verständig waren, und dieselben von Kant und der Wissenschaftslehre zu Spinoza und Plato zurückzuscheuchen, bloß weil durch die noch tiefere Unwissenheit, wovon eigentlich die Rede sei, der Mann mit noch größerem Muthe

ausgerüstet wurde.“ Und so geht es fort. Man sieht, Schelling hatte schon lange seinen Mann gefunden!

Sonntag, den 21. Juni 1846.

Graf Archibald von Keyserling kommt und bringt mir den Anfang seines Manuskripts, die Schilderung der Thielmann'schen Streifzüge; er liest mir einiges vor, nachher lese ich das Ganze mit Sorgfalt durch; er schreibt natürlich, lebhaft, anschaulich, nicht kunstgerecht, im Gegentheil oft unbeholfen, aber das Ganze gewinnt eher dadurch, man sieht, daß es nicht zurechtgemacht ist. — Brief aus Breslau von Professor Guhrauer, nebst seiner „Commentatio historico-litteraria de Joachimo Jungio“, die ich sogleich mit großem Vergnügen durchlese und dabei die Stellen von Goethe und Bacon nachschlage. In ein solches Leben und Treiben vergangner Zeit und die eigenthümlichen Geschicke eines solchen Mannes zu blicken, der zu den ausgezeichnetsten der Nation gehört, wie man sieht, aber nicht den Namen davon hat, ist mit einem wehmüthigen Reize verknüpft, der sich mir dadurch erhöht, daß mir Gießen und Hamburg, wo er zumeist wohnte und wirkte, so wohlbekannt sind. Es ist ordentlich ein Trost, in diesem Leben wie in dem des Dichters Flemming zu sehen, daß in den verwüstenden Gräueln des Dreißigjährigen Krieges die Wissenschaft und die Poesie unter den Deutschen ihr besonderes Leben glücklich fortsetzten und sogar Schutz und Nahrung von der Obrigkeit fanden. Daß die meisten Handschriften von Jungius in einem unglücklichen Brande bei seinem Schüler Vagetius, der sie herausgeben wollte, verloren gingen, ist ein wahrer Jammer!

Die „Staatszeitung" liefert heute Abend die Rede, welche der König am 11. Juni auf dem Schlosse den Mitgliedern der General-Synode gehalten hat. Von allen bekannt gewordenen Reden des Königs ist unstreitig diese die matteste, gehaltloseste, verworrenste.

Ich ging Abends, als es etwas kühl geworden, allein mit Bello unter die Linden zu Kranzler. Dort saß ich lange, sprach Herrn Wolff, Professor Dirichlet. — Durch das offne Fenster hinter mir hört' ich jemanden sagen, die Rede des Königs sei eine konfuse Salbaderei, ein leeres Geschwätz! Eine andre Stimme entgegnete — sie war die eines ältern Mannes —, die Rede spreche von der evangelischen Kirche, wie der Unteroffizier in Tieck's „Zerbino" von der Parole. Das Zitat machte, daß ich mich umsah, der Sprecher aber entzog sich meinem Anblick.

In Fichte gelesen. Die Polemik gegen Schelling ist von unwiderstehlicher Kraft und fällt wie ein Keulenschlag auf die jetzigen Verhältnisse.

Französische Geschichte, Denkschriften und Auszüge durchgesehen. Voltaire's Verdienst um die französische Geschichtschreibung. Man muß sich nur nicht an die Worte und Redensarten stoßen, welche die Zeit jedem aufnöthigte, der überhaupt reden wollte.

Dienstag, den 23. Juni 1846.

Gestern Besuch von Herrn Kuranda, er bringt mir die „Sonntagsblätter" von Frankl, in denen die Briefe von Goethe an Frau von Eybenberg stehen, bis jetzt erst drei. Kuranda fürchtet das Verbot seiner Zeitschrift, will aber keine Nachgiebigkeit zeigen; auch ihm selber macht man Schwierigkeiten wegen seines hiesigen Aufenthaltes.

Madame Louise Aston ist durch die Polizei wirklich von hier weggewiesen worden.

Herr Wehl kam zu mir um Abschied zu nehmen; er geht nach Magdeburg, seine Festungshaft anzutreten, gutes Muthes, ja ganz lustig, fast würde es ihm leid sein, wenn nichts daraus würde! Er will die Zeit zum Studiren anwenden.

Heute Besuch vom alten Grafen von Bothmer; seine Schwester, die blinde Gräfin von Rantzau, ist im sechsundsiebzigsten Jahre gestorben. Er reist noch immer auf der Spur des angeblichen Grafen von Wrisberg, der sich mit einer Helgolanderin hat trauen lassen und später davongegangen ist. Ein Bildniß von ihm dient zur Leitung, der Graf hat es lithographiren lassen, es zeigt mehrere Narben von Wunden, spanische Generaladjutantenuniform. Der Graf will in Schlesien die Schäfereien des Fürsten Lichnowsky besehen, bei der Gelegenheit auch dessen Schlösser, Familienbildnisse, vielleicht sieht er ihn selbst.

Große Nachricht, daß der Bildhauer Tieck, siebzig Jahr alt, ein vierundzwanzigjähriges Fräulein Pätsch heirathet, Glossen darüber; für Frauen ist doch Heirath das wichtigste Gespräch!

Ein Schäker hatte in die Zeitungen die Nachricht eingeschwärzt, der Minister Eichhorn habe an die hiesige theologische Fakultät ein tadelndes Reskript erlassen, weil niemand von ihren Mitgliedern sich bei Marheineke's Leichenbegängniß eingefunden; heute sagt die „Staatszeitung“, die Sache sei nicht wahr.

Der König hatte in Magdeburg mit dem Oberbürgermeister Franke ein heftiges Gespräch, man hörte draußen von beiden Seiten laute Stimmen, leidenschaftliche Ausdrücke. „Es hörte sich so an, daß man jeden Augenblick

fürchten mußte, die Thüre würde sich öffnen und Einer herausgeschmissen werden", man hörte Franke'n laut sagen, über die Religion habe kein Fürst Gewalt, und hier am Orte stünden mit ihm dreißigtausend Köpfe in gleicher Ueberzeugung, sie würden Stimme und Arme kräftig für ihre Glaubensfreiheit erheben rc. Zuletzt besänftigte sich der Lärm und der König gab Franke'n zum Abschiede die Hand, und sagte vor allen Leuten: „Nun, mit uns bleibt's beim Alten!" Die Geschichte macht schlechten Eindruck.

Mittwoch, den 24. Juni 1846.

Besuch vom Grafen von Bothmer; merkwürdige Mittheilungen aus den verschiedensten Fächern, von Göttingen her, Spanien, England, Lübeck, Hamburg rc. Mit Humboldt hat er in Göttingen vergnügte Tage erlebt, als dieser in Begleitung des Ministers von Hardenberg aus Franken dorthin kam. Der Graf von Rantzau, welcher den Nachlaß Schlabrendorf's besitzt, ist Bothmer's Neffe und wohnt auf dessen Gütern. Bothmer will ihm wegen der Papiere schreiben.

Das kühle Wetter bewog mich zum Ausgehen. Besuch bei Wittgenstein, wo ich lange blieb. Er erzählte mir hundert Geschichten, zum Theil wichtige, von Hardenberg, Stein, Struensee, dem Vater des Baron Delmar — Salomon Moses Levy, der dem Staate die wichtigsten Dienste geleistet habe —, vom Feldmarschall Kalkreuth, Herzog von Braunschweig rc. Er gab mir drei Bände der neuen Ausgabe Friedrich's des Großen mit.

Man will durch den Telegraphen schon die neue Pabstwahl wissen. — (Pius der Neunte.)

Freitag, den 26. Juni 1846.

Belgien hat erklärt, an seinen Gränzen von Reisenden keine Pässe mehr zu verlangen. Ungeheurer Schritt! Wie lange jedoch wird es dauern, bis wir dahin kommen!

Der König soll bei der gestrigen Wasserfahrt sehr vergnügt gewesen sein; Potsdam war übervoll. — Sonst nichts Erfreuendes aus jenem Kreise; das Regierungswesen lahmt, und wo es geht, da geht es in falscher Richtung. Die Synode liegt wie eine Mißgeburt da, man weiß nicht, was man mit ihr anfangen soll, und möchte sie begraben.

Die philosophische Fakultät macht dem Minister Eichhorn scharfe Vorwürfe, er mißbrauche das wissenschaftliche Institut der Universität, um Angestellte für seine Verwaltung unterzubringen. Der elende Huber war der einzige Gegenstimmende, aber grade er ist ein solcher Untergebrachte!

Sonnabend, den 27. Juni 1846.

Friedrich Tieck's Hochzeit, die heute stattfinden sollte, war ein Hauptgegenstand des Gesprächs. Auch erzählte man viel von Potsdam, dem Wasser-Corso, dem Leben in Sanssouci, wo der König und die Königin ihre Zimmer dem Könige und der Königin von Sachsen — ihren Gästen — geräumt haben. Während der zehntägigen Anwesenheit dieser Gäste würde im Kabinet — meint man — an keine Arbeit zu denken sein! — Humboldt begleitet den König von Sachsen zu den mancherlei Sehenswürdigkeiten.

Montag, den 29. Juni 1846.

Den Rittmeister von Canitz gesprochen; sein Vater hat eben heute wieder Fieberfrost und ist matt und verdrießlich. Er geht in wenigen Tagen nach Töplitz.

Die Flucht der Gefangenen aus Neiße macht großes Aufsehen; der König hat eine strenge Untersuchung anbefohlen, allein man glaubt hier allgemein, daß ihm die Flucht lieb sei, daß er dazu Winke gegeben habe.

Bunsen soll von London hieherkommen, um statt Eichhorn's die Synode zu präsidiren. Reumont soll inzwischen zu London die Geschäfte führen, man sagt von ihm, er sei in größter Gunst.

Jena, Dienstag, den 30. Juni 1846.

Heute früh um halb acht Uhr mit dem Eisenbahnzuge von Berlin abgereist. — Mittags in Köthen unvermuthet vom Generallieutenant von Scharnhorst angeredet, der sich nach Berlin begab; der Hofmarschall von Meyerink, von Karlsbad kommend, trat auch heran, dadurch wurde das Gespräch auf Unbedeutendes beschränkt. Ich fuhr dann weiter bis Weißenfels, wo ich Postpferde nahm, und kam Abends zehn Uhr nach Jena. Im Wagen allein, hatte ich alle Zeit zu mancherlei Betrachtungen, meine Stimmung war nicht freudig, aber Lärm und Zerstreuung ließen überhaupt keinen dauernden Gedankengang aufkommen. Nur Gedanken, mit denen die Aussicht frischer Thätigkeit sich eröffnet, erfreuen mich; alles, was bloß in Weisheit besteht, ist vom Uebel, ist zum Einpacken.

Mittwoch, den 1. Juli 1846.

Der Markt, wo ich wohnte wie vor zwölf Jahren, war diesmal still und leer, keine Studenten zeigten sich; es war aber auch zu heiß, um in der Sonne sich aufzuhalten. — Besuche gemacht, beim Buchhändler Frommann, bei Professor Siebert, den ich nicht traf. Bei Dr. Friedrich Bran, der mir seinen schönen Garten zeigte, fand Siebert sich ein und wir brachten eine lebhafte halbe Stunde hin; Haus und Garten hatten ehemals dem Herrn von Kotzebue gehört, welch ein schlechtes Andenken unter so vielen guten! — Geh. Hofrath Eichstädt empfing mich sehr liebreich und sein Gespräch, das unwillkürlich eine philologische Wendung nahm, that mir ungemein wohl; er hat von Goethe einen großen Stoß von Briefakten, meist auf die „Litteraturzeitung“ bezüglich; Friedrich August Wolf's wurde in großen Ehren gedacht; Eichstädt will künftig an mich schreiben und mancherlei bereden; er ist nicht gleichgültig für Ruhm, wünscht noch Wichtiges zu liefern, liebt übrigens das Leben und hofft auf noch höheres Alter. — In traurigem Zustande fand ich den Geh. Hofrath Luden, um so angenehmer war ihm mein Besuch und alles Tröstliche, was ich ihm sagen konnte. Er hat Herzkrämpfe, die ihn jeden Augenblick bedrohen; vor einigen Jahren war er durch einen Fall auf den Hinterkopf plötzlich vollkommen erblindet, auf zwölf Stunden nur. Er beklagte den Zustand der Litteratur, den Mangel an Aufmerksamkeit für sein Geschichtswerk, besonders für den Auszug aus dem großen; ich bin überzeugt, daß der Nichterfolg dieses Unternehmens eine Ursache seiner Krankheit ist, diese zehn Bände sind für ihn, was eben so viele unglückliche Schlachten und Gefechte für einen General. Schmerzlich rief er einmal aus: „Ach mit Ihnen hätte ich

in Briefwechsel bleiben sollen, warum hab' ich das nicht gethan!" — Seltsam, wie ich bei diesen Alten noch immer als ein Jüngerer gelte! — Krank fand ich auch den Geh. Hofrath Reinhold, der aber munter und tapfer sprach, wider Schelling loszog, aber auch wider Feuerbach ꝛc. — Ich eilte zu Frau von Wolzogen, die ich am Schreibtische sitzend in feinem sorgfältigen Anzuge fand, ganz wohlauf und ganz munter, zu jedem Gespräche bereit; sie verweilte mit besondrer Vorliebe bei den Erinnerungen an Schiller, sagte, der Druck seiner Briefe an Körner sei vorbereitet, freute sich Humboldt's, Wessenberg's, Tieck's, Schelling's, Cornelius', sprach mit Vergnügen von der Großherzogin und ihren Töchtern, mit denen sie in Briefwechsel steht, gedachte Allwinens sehr antheilvoll, beklagte die Polen und verwünschte die Russen, und wollte überhaupt alle Grausamkeit und Härte aus der Welt geschafft wissen. Zuletzt sprach die Achtzigjährige, deren Aeußeres ein noch weit höheres Alter andeutet, von ihrem Bedürfnisse, die große Natur zu sehen und in die Schweiz und nach Italien zu reisen! „J'y consens", sagte jener Aufwärter in Paris, als wir zum fünften- oder sechstenmale eine neue Portion Erdbeeren verlangten. — Gleich nach dem Mittagessen fuhr ich ab. In Kahla sprach der Postmeister sehr gescheidt über Land und Volk, aus seiner Fürsorge ist die Stadt mit Röhrwasser versehen und ein durch die Stadt fließender Bach eingefaßt; er behauptet, in jenem Theile von Thüringen wohnten zehntausend Seelen auf der Quadratmeile und der Verkehr sei außerordentlich belebt. — Abends in Schwarzburg, wo noch der dicke Gastwirth Hübner haust. Nachtansicht des Schlosses. Erinnerung an 1829! Ich bewohnte dasselbe Zimmer, Rahel eines nebenan.

Bamberg, Donnerstag, den 2. Juli 1846.

Früh das Schloß in Schwarzburg besehen, nicht der Mühe werth. Dann abgereist nach Koburg. Schöne Wiesengründe neben den hohen Bergen. Die Schwarzach hatte nicht Wasser genug, die Itz kümmerte sich ebenfalls nur hin, die prächtigen Linden waren größtentheils schon duftlos. Etwas Regen. In Koburg zu Mittag, Wangenheim nicht da, ich daher sogleich weiter. Um sieben Uhr in Bamberg; ein Neuling von Postillon fuhr mich auf das entfernte Postamt, anstatt in's Deutsche Haus, wo die Postpferde stehen, mit vielem Zögern wurde ein Thorweg aufgemacht, wir fuhren in einen öden Hof, ein Hausknecht sah uns verwundert an, ich beeilte frische Pferde, er besprach sich mit dem Postillon, der sie bestellen sollte, daher sein Trinkgeld empfing und eiligst fortritt. Wir verlangten nach Kaffee, in einer halben Stunde sollte er zu haben sein; das war zu lang, und er wurde abbestellt; da fragte man, warum wir nicht am Deutschen Hause angefahren seien, da würde alles bereit gewesen sein! Da ich hörte, der Postillon sei zum erstenmal in Bamberg, so wurde mir seine Pferdebestellung zweifelhaft, ich verlangte heftig nach dem Postmeister, der aus der Tiefe eines großen Gartens gerufen wurde, das Mißgeschick antheilvoll vernahm und sogleich nach Pferden schickte, mich unterdessen in seinen Garten einlud. Nicht fünf Minuten vergingen, so kam unerwartet der abbestellte Kaffee, wurde in einer Laube aufgetragen, wo eine Dame saß, die fliehen wollte, was ich aber nicht zuließ. Der Postmeister stellte sie mir vor, Fräulein von Spieß, ich mußte auch meinen Namen sagen, der wohlbekannt war, auch des Postmeisters Vater, Herr von Stengel, erwies sich als ein mir altbekannter, der Kaffee war vortrefflich, Bello bekam Milch und erweckte große Theil-

nahme. Wir schieden vergnügt, denn auch die Pferde waren schon eingetroffen, und kaum hätten wir schneller abgefertigt sein können. Daß der Irrthum des dummen Kerls uns so zum Guten eingeschlagen war, gab uns heitre Stimmung.

Weinsberg, Freitag, den 3. Juli 1846.

Nachdem wir die Nacht durchgefahren, kamen wir frühmorgens nach Würzburg, ich hätte einige Stunden warten müssen, um Professor Hoffmann zu besuchen, und fuhr also gleich weiter. Ueber Euerhausen nach Mergentheim, wo eine Art Rakotzi-Quelle viele Badegäste versammelt, und über Oehringen nach Weinsberg, wo ich um neun Uhr vor Kerner's Hause hielt. Freudige Ueberraschung und herzliche Begrüßung, seine Frau „das Rickele" wurde herbeigerufen, dann der Sohn Theobald, und eine Weile nachher kam auch dessen Frau. — Kerner'n fand ich besser, als ich vermuthet, er geht rüstig umher, versieht sein Amt, liest und schreibt, der sich bildende Staar scheint nur äußerst langsam vorzuschreiten, vielleicht steht er still, aber die Verstimmung ist groß und Kerner sieht in der Zukunft nur trübe Bilder, denn mehr noch als um sich selbst ist er für sein Rickele besorgt, deren Befinden er mit stetem Mißtrauen beobachtet.

Weinsberg, Sonnabend, den 4. Juli 1846.

Unruhige Nacht, Lärm, Schlaflosigkeit. Der Nachtwächter ruft hier: „Hört ihr Christen, laßt euch sagen, unsere Glock' hat zehn geschlagen, wohl um zehne!" Um vier Uhr stand ich auf, um sechs Uhr war Kerner bei mir. Erzählung

von seines Freundes Niembsch von Strehlenau Krankheit, die er für unheilbar hält. Erzählung von seiner Bekanntschaft mit Klemens Brentano, dessen grobem Auffahren, Nachgeben, Todesfurcht, — unter einer Fluth von Thränen rief er jammernd: „Ach, es ist gewiß, ich muß sterben!“ und er war gar nicht krank! Auch mit Theobald hat er einige Fahrten gehabt und wollte ihn katholisch machen; dann schimpfte er wieder auf die Kirche und sagte die frevelhaftesten Sachen. Kerner sagt, er sei als ein boshafter Verrückter anzusehen.

Wir aßen im kleinen Garten. Um die Weibertreu zu besteigen, war es zu heiß, wir bestiegen aber Kerner's alten Thurm, in dessen Verließ während des Bauernkrieges der Graf von Helffenstein gefangen lag, und von da heraus zu seinem schrecklichen Tode hervorgeholt und durch die Spieße gejagt wurde! Das waren Zeiten! Und können sie nicht wiederkehren?

Ein Hamburger hatte sich aus Heidelberg eingefunden und war Kerner's Gast wider dessen Willen. Er wurde, trotz mancher harten Beschwerde, die man gegen ihn hatte, mit unübertrefflicher Güte behandelt. Beispiellos ist auch die Sanftmuth und Liebe, mit der die gestörte Gräfin von Buol, welche Kerner bei sich im Hause hat, behandelt wird. Rickele sorgt wie eine Mutter für sie, widmet ihr alle Zeit, spielt mit ihr; die Arme ist auch voll Zutrauen, will nicht aus dem Haus, ist freundlicher und sanfter geworden, sonst aber bei fünfzig Jahren wie ein Kind von fünf Jahren. — Abends saßen wir in lieblicher Abendkühle unter Bäumen, durch die der Mondschein brach; nun mußt' ich erzählen, von Rahel, von Bettinen, dann Fragen über Goethe beantworten, und da ich ihn durchgängig pries und rechtfertigte, jauchzte Theobald's Frau laut auf,

denn sie ist von jeher eine leidenschaftliche Verehrerin Goethe's.

Weinsberg, Sonntag, den 5. Juli 1846.

Zu Mittag kam von Heilbronn Kerner's Schwiegersohn, der Kaufmann Gsell, nebst seiner Frau, beide sehr angenehm und tüchtig. Der andre Schwiegersohn, Dr. Niethammer in Heilbronn, ist mit seiner Frau in Kreuth. — Nachmittags Besuch bei Herrn Fetzer, der mich in Kissingen besucht hatte. Dann kamen aus Heilbronn Professor Christian Märklin, Justizrath Rümelin und Professor Rümelin, Vater und Sohn, letzterer hatte mich in Berlin ehmals besucht. Wir kamen bald in ein ernstes politisches Gespräch, untersuchten den Gesammtzustand von Deutschland, the state of the nation, wie in englischen Parlamentsdebatten, und kamen, uns selbst unerwartet, zu dem allerkläglichsten Ergebniß! Wir mußten uns bekennen, daß wir als Nation erbärmlich dastünden, in nichts vereint als in Einbildungen und elender Geduld, in allen Dingen gehemmt, betrogen, gefoppt, in nichts gefördert oder gestützt, für alle Launen des Schicksals bereit gehalten. Preußen hat alles Vertrauen verloren, man verachtet unser Treiben und verspottet es! Ueber die Synode wurde viel gesprochen, die Leute wissen alles, was man bei uns darüber weiß. Marheineke wird betrauert, Eichhorn geschmäht, Schelling gehaßt. Ein Sohn Schelling's, Diakonus in Weinsberg, ein sehr beschränkter Mensch und Pietist, der aber in Strauß's Gegenwärt das Maul nicht aufzuthun wagt, reiste grade den Abend zum Besuch der Eltern nach Berlin ab. — Wieder ein herrlicher Mondscheinabend, wir saßen lange im Freien, unter vertraulichen Gesprächen. Kerner hat in sein kleines

Weinsberg ein großes Leben versammelt, die vornehmsten Besuche und Verbindungen ziehen sich durch diese Idylle. Er gab mir seine Briefschaften zu durchblättern, und Briefe einer Gräfin von Kielmannsegge in Dresden zum Lesen mit auf die Reise. Alle Jugendfreunde wurden besprochen, hundertmal der Name Rosa Maria's genannt! — Ein Ausschnitt von ihr hing unter Glas und Rahmen in dem kühlen Zimmer, wo ich gleich nach dem Essen eine Stunde auszuruhen pflegte, aber nicht einschlief, weil Gedanken und Eindrücke mich wach hielten.

Darmstadt, Montag, den 6. Juli 1846.

Ich wollte nicht länger die Brunnenkur aufschieben und bestand auf der Abreise. Ein Gewitter hatte während der Nacht die Luft abgekühlt und der Himmel war bedeckt. Ich hätte es nicht besser zu bestellen gewußt! Kerner brachte mich bis Heilbronn, ich fuhr mit ihm in seinem offnen Wagen. In Heilbronn besahen wir die Kilianskirche und von außen das Rathhaus. Strauß war verreist. Kerner wußte nicht Ausdrücke genug, der Freude, des Dankes, des Trostes, daß ich ihn aufgesucht, und er wollte nun auch auf wiederholtes Wiedersehen rechnen, nicht bloß im Hades oder Mittelreich; denn diese Vorstellungsweise, deren Willkür er in seinem sonstigen Freidenken vollkommen einzusehen scheint, drängt sich ihm doch in alles ein! — Ich fuhr in Kühlung und Regen nach Heidelberg, dort sollte Frau von Dudevant erwartet werden, aber die Nachricht war ganz unverbürgt, dagegen Frau von Chézy gewiß anwesend, und da Paulus, Gervinus und Schlosser nur mit vielem Aufenthalt und großer Beschwerde zu besuchen waren, so fuhr ich gleich weiter, bis Darmstadt,

wo ich einkehren mußte, um nicht mitten in der Nacht in Homburg anzukommen. — Besuch bei Herrn Professor Wagner, der mir seine litterarischen Plane mittheilt, die Briefschaften Höpfner's zeigt ꝛc. Großes Lob der Tüchtigkeit Duller's.

Homburg, Dienstag, den 7. Juli 1846.

Früh von Darmstadt fort. In Frankfurt nur Pferde gewechselt. Von Frankfurt bis Homburg sechs- bis siebenmal Chausseegeld, eine wahre Schande für die Fürsten, deren Gebiete sich in schmalen Streifen über diesen Raum von zwei Stunden hinziehen, und die wie rechte Wegelagerer die Reisenden brandschatzen und aufhalten! Und so was bleibt ewig, niemand denkt daran, eine solche Unanständigkeit abzuschaffen, niemand schämt sich dieser gemeinen Habsucht! Die Sache ist nicht unbedeutend, denn an solchen Fäden spinnt sich eine Unzufriedenheit fort, die einst zum harten Stricke wird; diese Chaussee-Einnahmen erinnern uns, wie man mit uns umspringt, und wer und wie diejenigen sind, die es thun! — Um zehn Uhr angekommen, bei Herrn Thurneyssen vorgefahren, der mir eine Wohnung in demselben Hause genommen, wo ich voriges Jahr gewohnt, aber andre Zimmer. — Ich packte aus, zog mich um und machte einen Gang auf die Terrasse, wo mich der General von Perponcher anredete, mit dem ich mich eine gute Weile unterhielt. Es war ein Uhr geworden, und ich versuchte im Kursaale zu essen, konnte es aber nicht aushalten, der Lärm und die Hitze machten mir solche Angst, daß ich vor Ende der Tafel aufstehen und das Freie gewinnen mußte. — Nachmittags brachte mir Ganzmann zwei Briefe von der Post, beide frankirt,

aber weil sie einen Tag hier gelegen, mußten für jeden Brief vier Kreuzer Lagergeld bezahlt werden, als ob es Säcke Wolle oder Fässer Bier wären! Auch das brächt' ich im deutschen Parlament zur Sprache, und wie vieles noch! Ich bin aber nicht Mitglied, das ist schade! — Die Nachricht von Reumont's Adelung — an sich ohne Bedeutung — war mir ein Feuerzeichen in der Nacht! Das wird in weiter Ferne gesehen und verstanden! — Ich blieb Abends zu Hause und legte mich früh schlafen. Vorher noch in des Fürsten von Wallerstein's „ächten Erläuterungen und Zusätzen" gelesen, sie sind nur als Manuskript gedruckt. — Homburg scheint mir nicht sehr gefüllt, besonders nicht von guten Gästen, die schlechte Sorte scheint völlig die Oberhand zu haben.

Homburg, Mittwoch, den 8. Juli 1846.

Nachmittags auf der Terrasse zum Kaffee. General von Perponcher erzählt mir sehr anziehend von seinen Feldzügen, alles Genauere von dem unglücklichen Zuge der Engländer 1809 nach Walcheren ꝛc. Herr Thurneyssen und unvermuthet auch Herr Dr. Zinkeisen, Redakteur der „Staatszeitung", da wird politisirt, aber nicht zur Erheiterung! — Herrn Haumann wollt' ich besuchen, doch nur die Frau ist hier. Bekanntschaft gemacht mit Madame Bochmühl und Tochter aus Elberfeld; sie versichern, das Ansehn des Kanzelwüthеrichs Krummacher, den man auch dort als einen Heuchler erkennt, nehme bedeutend ab. Herrn Feldmann aus Elberfeld gesprochen, einen Herrn aus Kassel, dessen Name mir nicht einfällt. Thee getrunken im Freien und dann nach Hause.

Homburg, Donnerstag, den 9. Juli 1846.

Zum erstenmale den Brunnen besucht. Es war leer dort und ich sah nur wenige Bekannte, doch zuletzt noch Frau von Nellessen, die eine lebhafte Freude zeigte, sehr wohl aussah und anmuthig sprach. — Besuch des Hauptmanns von Silber, der mir zuvorkam. Um halb zwölf Uhr ging ich auf das Schloß zum Landgrafen, der erst vorgestern von einer Reise zurückgekommen ist. Wir sprachen von seiner Schwester, von Tettenborn, der Verlust beider schmerzte ihn sehr. — Er zeigte viel Belesenheit in meinen Sachen, fragte mancherlei darauf Bezügliches, knüpfte Bemerkungen an. Die Prinzessin Wilhelm hatte Kerner'n erzählt, sie sei in ihrer Kindheit, als sie vor den Franzosen plötzlich flüchten mußte, durch den Schrecken eine Zeitlang wie wahnsinnig gewesen und späterhin durch eine Hellseherin, zu der man sie nach Mainz gebracht, geheilt worden; ich sollte den Landgrafen um nähere Angaben ersuchen, er wußte aber von der ganzen Sache nichts, die er jedoch keineswegs in Zweifel zog. — Nachmittags auf der Terrasse wieder mit Herrn Thurneyssen; dann sprach mich Herr Oberbergrath Böcking an, der nur als Durchreisender bis zum Abend hier war; mit ihm ging ich spaziren und kam bald in lebhaften Streit mit ihm, gegen seine Forderung von Schutzzöllen behauptete ich die Handelsfreiheit, bestritt den Nutzen unbeschränkten Gewerbfleißes ꝛc. Wir waren über die Thatsachen nicht einig, noch weniger in den Folgerungen. Er ist ein verworrener Kopf, klug in seiner Art. Merkwürdig war mir, was er von seinen persönlichen Sachen erzählte; der Minister Flottwell erlaubte ihm nicht in Berlin zu bleiben, der König aber; darauf wurde er pensionirt mit vollem Gehalt, den ihm der König zu diesem Zweck eben erst um dreihundert

Thaler erhöht hatte. Bei der letzten Zollkonferenz in Karlsruhe war er als Privatmann dort, aber der König ließ ihm durch die Gesandtschaft ungnädig eröffnen, er solle Karlsruhe angenblicklich verlassen; er blieb aber doch noch zehn Tage, mit des jungen Canitz Bewilligung, damit kein Aufsehen entstünde! — Dr. Zinkeisen gesellte sich zu uns, die neue Zeitung wurde besprochen, die vom 1. Oktober an in Berlin erscheinen soll, und ihr dieselbe Prognosis gestellt, wie der „Staatszeitung", dem „Rheinischen Beobachter" ꝛc. Merkwürdige Mittheilungen: der Djalynski'sche Brief über die Bauernaufstände in Galizien ist von Seiten des Königs in die Zeitung befördert worden, die spitzen Anmerkungen zu dem Gegenartikel des „Oesterreichischen Beobachters" hat wirklich der Minister Canitz eigenhändig geschrieben; in den Zeitungssachen weiß keiner der höheren Beamten aus noch ein. Ich fragte, was denn Ranke zu all den Dummheiten derer sage, die er als seine Gönner verehre, denen er huldige, und die Antwort war: der will nie von diesen Sachen reden. „Lassen Sie mich in Ruhe, ich will nichts hören, was gehen mich die Geschichten an", ruft er aus und giebt so wenigstens negativ seine Leute preis. Ueber Reumont wird viel glossirt; daß er ein Jesuit sei, wird als ausgemacht angenommen; man versichert, noch weit Höherstehende seien Jesuiten und also Revolutionairs, denn sie und nur sie brächten alles zum gewissen Umsturz; man suche sich geflissentlich die Leute aus, die den Staat verderben, den Thron untergraben, zuletzt freilich träten immer die Massen auf, aber dies sei nur die Folge von jenem verkehrten Wirken. — Noch ein Geschichtchen vom Rhein: Als der König zuletzt am Niederrhein war, ließ er sich viele Leute vorstellen, und bei einem Namen, den er nicht deutlich vernahm, fragte er

den Mann selbst, der darauf seinen Namen sagte und hinzufügte „Landtagsabgeordneter"; der König, der nun wußte, wer vor ihm stand, sagte trocken: „Ich habe Sie gefragt, wie Sie heißen, und nicht, wer Sie sind!" wandte sich kurz ab und ließ den Mann stehen. Es war Beckerath aus Krefeld, der schon lange durch seinen Freisinn mißfallen hatte. Drei Wochen hernach empfing er doch den rothen Adlerorden dritter Klasse. Hinwieder ist er Verfasser der beißenden Antwort an den Minister Flottwell.

Homburg, Sonnabend, den 11. Juli 1846.

Die Prinzessin von Preußen, vorgestern spät angekommen, war schon gestern am Brunnen, heute kam sie, als ich eben heimkehrte, ich ging ihr aus dem Wege, die alten Redensarten widern mich an; auch Herr von Witzleben, der hinter ihr herstapelte, sah mir wie eine abgedroschene Redensart aus. — Mit Zinkeisen gesprochen, mit einem Elberfelder, der mir technische Sachen mit Kenntniß erörterte.

Im Lesezimmer die Zeitungen durchgesehen. Sehr überrascht hat mich die den badischen Ständen durch den Minister von Dusch mitgetheilte preußische Erklärung, die Wegweisung Itzstein's und Hecker's von Berlin sei von der preußischen Regierung mißbilligt worden, und am wenigsten sei eine Ehrenkränkung beider Männer damit gemeint gewesen. Die Rede Welcker's über die schandbare Gestalt des Bundestages hat mir auch ein wenig das Blut erwärmt!

Homburg, Sonntag, den 12. Juli 1846.

Früh am Brunnen getrunken, es war kühl, und ich hielt mich nicht länger auf, als nöthig. Als ich zurückging, kamen viele Leute erst. Mit General von Perponcher gesprochen, mit Herrn von Oechsner, mit Frau von Nellessen. — Neben mir wohnt eine holländische Dame nebst Tochter, an Wochentagen liest die Tochter mit schlechter Geläufigkeit und Eile ihr französische Romane vor, heute mit lächerlichem Pathos höchst langsam die Mutter der Tochter eine holländische Predigt und Gebete, dann aber folgten Schelte, weil das Mädchen unter dem Lesen eingeschlafen war; das heißt den Leuten Gott dienen!

Dr. Zinkeisen besuchte mich und erzählte mir umständlich seine Fahrten mit dem Minister Grafen von Arnim, dessen Rohheit mit seiner Dummheit wetteifert, und der da meint, alle Vernunft müsse sich vor seiner Hoffahrt beugen. Lauter traurige Geschichten! — Um drei Uhr beim Landgrafen zu Tische, mit dem Sohne des Prinzen Gustav und dessen Hofmeister, Perponcher Vater und Sohn, Präsidenten von Ybell, Thurneyssen, Hauptmann von Silber &c. Ich saß neben dem Landgrafen und hatte das Gespräch meist mit ihm und Perponcher, Kriegsbegebenheiten, holländische Wasserbauten und Sprache &c. — Um fünf Uhr wurden wir entlassen.

Draußen ereilten mich alsbald wieder Thurneyssen und Zinkeisen, wir gingen eine Weile, dann setzten wir uns auf der Terrasse, Thurneyssen verließ uns, um mit Madame Haumann zu sprechen, Zinkeisen setzte seine Erzählungen fort, die wirklich oft an das Unglaubliche streiften. Ein besondrer Fall zeigte den König von vortheilhafter Seite. Die „Staatszeitung" hatte einen Brief aus Brüssel aufgenommen, den die Brüsseler Blätter übersetzten und mit

Anmerkungen begleiteten, die für den Gesandten von Arnim unangenehm waren. Dieser klagte beim Minister von Bülow, der von Zinkeisen Bericht forderte und die Klage unbegründet fand. Allein der Gesandte wiederholte seine Beschwerden und wandte sich auch an den König, der nun von Bülow Bericht forderte. Bülow sagte zu Zinkeisen: „Hören Sie, ich bin ganz auf Ihrer Seite und Sie haben völlig Recht, aber ich kann den Gesandten nicht fallen lassen, und meine Politik fordert, daß ich beim Könige seine Forderung unterstütze; ich werde also darauf antragen, daß ihr genügt und der Briefsteller aus Brüssel aus der Liste der Mitarbeiter an der «Staatszeitung» ausgestrichen werde, das kleine Opfer muß den Verhältnissen gebracht werden und kann Ihnen nicht viel schaden." So geschah es. Der König bekam den Bericht, las ihn aufmerksam, schrieb manches an den Rand und erließ endlich ein Kabinetsschreiben, worin er Bülow'n sagte, der Briefsteller scheine ihm ganz Recht zu haben und sei nicht abzuschaffen, die Redaktion verdiene keinen Verweis. Bülow freute sich dieses Ausganges, den er nicht erwartet hatte. Aber welche Geschäftsbehandlung, welche Verschwendung von Schreiberei!

Homburg, Montag, den 13. Juli 1846.

Gestern war ein großes Fest auf dem Feldberge, tausend Sänger, ein paar tausend Turner, eine unzählbare Menge Zuschauer; einige Abtheilungen Turner sah ich hier durchziehen, rüstige Jugend, in grauer Turntracht, grüne Zweige auf den Hüten, Knüttel in den Händen. Sie sahen sehr gut aus. Ein Diplomat sagte, dergleichen Feste seien recht gut, sie lenkten das Volk von andern Dingen ab;

ich dachte mir im Stillen „zu andern Dingen hin!“ Die Stimmung des Volkes scheint in hiesigen Gegenden überhaupt sehr entschieden, und wenn sie vieles erträgt, so thut sie es mit wahrem Bewußtsein und nicht ohne geschärften Unwillen, sie harrt der Gelegenheit, und die kommt!

Ich las ein paar Zeitungen, Welcker's Rede über den Bundestag erfreute mir das Herz. Gesagt und gedruckt ist es doch nun, mögen die Schufte hinterher schreien, wie sie wollen!

Homburg, Dienstag, den 14. Juli 1846.

Ich fühle mich flußfieberig, werde nichts essen und zu Hause bleiben. — Wenn nur nicht die Leute kommen, nach mir zu sehen, mich widern die Fragen, die Rathschläge! — Bello merkt, daß alles nicht ist wie sonst, und scheint entschlossen, die trübe Zeit völlig zu verschlafen.

Daß das Schloß und die Gegend von Homburg der Schauplatz der Goethe'schen Löwen- und Tigernovelle sein soll, kann ich nicht herausfinden. Der Landgraf weiß nichts von der Sache.

Ich legte mich zu Bette, mir war elend zu Muth, ich hatte kaum Stimme und wollte niemand annehmen. Aber ein alter Herr wollte sich nicht abweisen lassen. Es war der Bürgermeister Smidt von Bremen, er hatte in Frankfurt heute Mittag meinen Namen in der Kurliste gelesen und sich gleich aufgemacht, mich zu besuchen. Er war mir herzlich willkommen und saß lange vor meinem Bette. Nachdem wir sein Jubiläum besprochen (das Liedchen Malbrough, das ihn verfolgt), erzählte er mir die große, folgenreiche Arbeit, die er vollbracht, nämlich die von Nord-

amerika mit dem europäischen Festlande anzuknüpfende regelmäßige Dampfschiffahrt nach Bremen zu leiten, eine für ganz Deutschland überaus wichtige Angelegenheit, deren Folgen aber die Binnenländer erst später einsehen werden, die Berliner nicht ahnden. Die Art, wie er die Sache geführt, alle Schwierigkeiten überwunden, alle Vortheile geltend gemacht, ließ den vollendeten Geschäftsmann erblicken. Wir sprachen nachher über die deutschen Zustände, die er schlimmer sieht, als im Jahre 1819, er mißbilligt alles kirchliche Mantschen auf's höchste. Der Graf von Münch wird aus Wien mit einem furchtbaren Schlage gegen die Preßfreiheit erwartet, auch Schriften über zwanzig Bogen sollen nicht mehr zensurfrei sein, besonders historische Werke sollen überwacht werden, als in welche jetzt das meiste Gift gelegt werde. Ohne Zweifel ist hier hauptsächlich Hormayr gemeint, so wie auch bei dem Verbote der beiden bremischen Zeitungen, welche Preußen nicht ohne Oesterreichs Anstiften eben verboten hat. Dabei schreit ganz Deutschland ungeduldig nach Preßfreiheit, die Beschränkung wird als eine Schmach gefühlt. Die Regierungen werden täglich feindseliger, täglich verhaßter; wenn die Franzosen einmal kommen mit Freiheitsverkündigungen, so werden die Deutschen ihnen auf's neue zufallen. Wir sind beide alt und möchten scheidend unser Vaterland in bestem Gedeihen sehen, mit versprechender Zukunft; aber eine größere Gefahr und größere Stoffe des Unheils hat Deutschland vielleicht nie in sich getragen, als eben jetzt. — Viele Einzelheiten kamen noch zur Sprache, von den Diplomaten bei den freien Städten, beim Bundestage, von der Unwissenheit und Gleichgültigkeit unsrer Minister in den Handelssachen 2c. Züge der bittersten Armseligkeit! — Smidt machte einen Spazirgang zu den Brunnen, kam

dann wieder, saß noch eine Weile und fuhr dann nach Frankfurt zurück. — Ich hatte nicht geglaubt, daß mir der Tag noch so erheitert werden könnte!

Homburg, Mittwoch, den 15. Juli 1846.

Ich las heute in der Zeitung, daß der Justizminister Uhden zwei Referendarien, die angeklagt waren, atheistische Grundsätze geäußert zu haben, aber nur rationalistischer Ansichten schuldig befunden worden, ohne weiteres aus dem Königlichen Dienst entlassen habe. Vortrefflich, die Heuchlerschule wird immer besser! Auch Dr. Gottschall hat in Königsberg nicht Dozent werden dürfen, weil die Frömmler es nicht wollten. Und in dieser Zeit kommen die Schriften Friedrich's des Großen neu heraus, in einer Königlichen Prachtausgabe! Die Zeitungen lassen schon schlagende Stellen daraus abdrucken.

Um die Mittagszeit besuchte mich der Landgraf, der verwundert war, mich krank zu finden. Auch mit ihm wurden die öffentlichen Zustände besprochen, er ist ursprünglich freigesinnt, hat aber viel österreichisches Wesen eingesogen. Von Tettenborn und Gentz war auch die Rede. Dann klagte er über seine Brüder und seine Schwägerin; in diesem Orte, wo man so wenig Umgang hat, lebt jeder für sich, von ihm ganz getrennt; besonders klagt er über die Schwägerin, die kaum je das Zimmer verläßt und voll gehässiger Leidenschaft ist, seiner Gemahlin hat sie viele Jahre lang alles Uebel zugefügt, sie während achtmonatlicher tödtlicher Krankeit nie besucht; nur als sie hörte, man hole zum Sterben den katholischen Geistlichen, fiel sie in Ohnmacht. Auch auf den Sohn wirkt sie sehr schlecht, daher ihn der Landgraf gern in ein Institut bringen möchte,

nachher auf die Universität nach Bonn und dann ein paar Jahre in Militairdienst. Der Landgraf schien noch viel auf dem Herzen zu haben, schien aber diesmal nicht damit herausrücken zu wollen; klagte über Unwohlsein ꝛc.

Bei der Milde der Luft wollt' ich doch versuchen, mein Zimmer zu verlassen, ging mit Ganzmann und Bello — der sich ordentlich freute, daß ich wieder ausging — auf die Terrasse, trank eine Tasse Kaffee und sah mich im Lesezimmer um, sprach Herrn Thurneyssen und Madame Crevenna, Herrn d'Orville — Onkel des Fräuleins d'Orville bei Bettinen —, Herrn und Frau von Silber, einen Grafen aus Berlin, dessen Namen mir nicht beifällt, Perponcher und seinen Sohn, alle nur einen flüchtigen Augenblick, und eilte wieder nach Haus. — Doch war mir der kleine Auslauf wohlthätig, und ich habe doch wieder die Ueberzeugung, daß ich in Homburg bin, was ich in meinen vier Wänden vergessen kann.

Die Unterdrückung der Deutschkatholischen in Hessen-Kassel ist durch Einfluß von Wien her bewirkt worden, das ist so ziemlich bekannt. Weniger bekannt aber ist es, daß dieser Einfluß in einem Geschenk von hunderttausend Gulden für die Gräfin von Schaumburg bestand, die angetraute Kebse des Kurprinzen, die er ihrem Mann für baares Geld abgekauft hat. Glaubwürdige Personen haben den Wechsel gesehen. Die Fanatiker haben Geld die Fülle, die Jesuiten kaufen überall großen Grundbesitz unter fremdem Namen; jener Zweck war die Summe werth.

Homburg, Donnerstag, den 16. Juli 1846.

Der Husten wankt und weicht nicht. An Ausgehen ist nicht zu denken, das gestrige hat mir zwar nicht

geschadet, aber auch nicht genutzt; heute aber ist die Luft schwer und trübe, auch hat es schon etwas geregnet. Für einen Staatsgefangenen wäre meine Abgeschiedenheit ganz erträglich, für einen Kurgast ist sie unleidlich.

Ganzmann brachte mir einen Brief von *, der mich erschreckte und nachdenklich machte. Veränderungen stehen bevor, deren Möglichkeit ich beseitigt oder doch weit entfernt glaubte, und die plötzlich ganz nahe getreten waren, und vielleicht eben jetzt wieder ganz nahe stehen! Es ist immer grausam, wenn der ruhige Verlauf der Dinge, auf den man sich eingerichtet, zu dem man sich gewöhnt hat, nicht durch den eignen Willen, sondern durch äußere Zufälle gestört wird; man hat sich vielleicht nicht ganz gern in eine Lage gefunden, aber man hat sich darein gefunden und die Unstatten ertragen, da wird man aufgerüttelt und erinnert, daß es hier nichts Zuverlässiges giebt, sondern nur Unsichres und Wandelbares. Wenn dies im Einzelnen vorkommt, ist es schon schlimm genug, tritt es aber im Allgemeinen ein, dann heißt es Revolution und Volksgeschick; ich sehe im Kleinen das Bild des Großen, und fühle bei solchen Anlässen recht lebhaft, wie sehr ich am Bestehenden halte, wenn es nur leidlich, nur erträglich ist und nicht alle Verbesserung ausschlägt. Aber ich spiegle mir nichts vor, sondern bekenne mir deutlich, daß ich selber keines Ortes und keiner Verhältnisse sicher bin; die Leute, die unsre Sachen treiben, können es dahin bringen, daß wir Verbannte sein müssen oder Auswanderer. Gott helfe!

Homburg, Freitag, den 17. Juli 1846.

Von Herrn Assessor Dr. Weil Bücher nebst einem Brief erhalten, „Konstitutionelle Jahrbücher", worin sehr wackre

Aufsätze, von Weil selber, von Welcker, von Karl Mathy, aber betrübt zu lesen, lauter Darlegungen, wie schmachvoll, willkürlich, dumm und bösartig unsre vaterländischen Angelegenheiten behandelt werden, wie der Wahrheit, dem Rechte, der gesunden Vernunft öffentlich Hohn gesprochen wird, ohne Scheu und Scham. Ich konnte es auch nicht lange ertragen und mußte die Bücher bei Seite legen.

Fast reut es mich, daß ich heute von meinem Zustande so kläglich nach Berlin geschrieben habe, denn, so arg es heute früh war, so leidlich läßt es sich heut Abend an. Wie glücklich, wenn der Unhold abzöge! Es ist ein ganz anderes Dasein, sich krank oder wohl zu fühlen, die Welt nimmt sich anders aus, die Menschen, sogar die Bücher! — Recht geistreiche Bemerkungen, nicht wahr? Nein, nur Seufzer!

Ich habe die Aussicht über einen ausgedehnten Hügelrand auf einen Kirchthurm, der das Städtchen Ober-Urschel bezeichnet; dieses ist jetzt nassauisch, gehörte aber ehmals zur Grafschaft Königstein, Besitz der Fürsten von Stolberg-Gedern, aber von Kurmainz ehmals eingezogen. Der Landgraf sagte neulich zu mir, ich wisse wohl nicht, daß ich aus meinen Fenstern einen Ort sehe, wo eine berühmte Buchdruckerei gewesen? In der That, ich wußte nichts davon, aber auch der Landgraf konnte mir nicht sagen, was dort gedruckt worden, noch zu welcher Zeit, ob unter den Stolberg's oder unter Mainz. Ich muß doch die Sache weiter zu erkunden suchen.

Homburg, Sonnabend, den 18. Juli 1846.

In der „Allgemeinen Zeitung" steht, Russen und Engländer machten hier die Ueberzahl; ganz falsch! Ich habe

noch kein Wort Russisch hier gehört und sehr wenig Englisch, wohl aber viel Holländisch, und von allen Ecken her schlagen frankfurtische, kölnische und westphälische Stimmen grobfällig an's Ohr.

Herr Thurneyssen besuchte mich, er war gestern in Walluf und bringt gute Nachrichten und Grüße von Frau von Tettenborn. In Frankfurt hatte man die Neuigkeit, daß ein neuer Kongreß in Wien stattfinden soll, gegen die Presse und gegen die Deutschkatholischen. Man weiß, was zu erwarten steht, aber man zuckt die Achseln dazu im voraus. Der alte Metternich hat seine alten Künste längst verbraucht, er bringt nichts mehr zuwege und hat nie viel zuwege gebracht; was ist ihm denn eigentlich gelungen? Die Welt ringsumher ist erfüllt von Dingen, die ihm zuwider sind, und so wird er deren neue schaffen! Jemehr man die Deutschen unterdrückt, jemehr weist man sie den Franzosen zu, und das wird auch das Ende vom Liede sein, daß Deutschland in sich zerfällt, wenn die Regierungen ihre falsche und elende Wirthschaft so weiter treiben. — Nachmittags, obgleich es regnigt war, ging ich doch aus, trank im Kurhaus eine Tasse Kaffee, las die „Vossische Zeitung", sprach Herrn Thurneyssen, Herrn Feldmann und Herrn von Hänlein, und ging mit Ganzmann im Kurgarten etwas spaziren; die Luft war bewegt aber mild, plötzlich regnete es, ich war gleich im Trocknen und nach fünf Minuten hörte es wieder auf, allein da neue Güsse drohten und doch die Gänge nun naß waren, so zog ich mich klüglich nach Hause zurück. — Alles klagt über furchtbare Langeweile, die Gesellschaft wird sich durchaus nicht Gegenstand; ich war noch nie in einem Bade, das so gar keinen Stoff der Unterhaltung aus sich selber schöpfte. Die Prinzessin von Preußen ist wie nicht hier, kein Mensch redet von ihr;

auch sonst niemand von Auszeichnung wird genannt, keine schöne und große Weltdame, kein Mann von Ansehn und Bedeutung. Die vorigen beiden Jahre waren doch ganz anders. Das Spiel jedoch gedeiht, das ist immer in vollem Gange und dicht umdrängt.

Homburg, Sonntag, den 19. Juli 1846.

Frau von * erzählte mir alles Mögliche von Hamburg, eine Menge Vorfälle und Züge, die mir großentheils merkwürdig waren, auch über die Stimmung der Hamburger gegen Preußen, dem sie seit der Geschichte von Itzstein und Hecker entschieden feindlich sind. Der Postdirektor Buchner aus Hamburg, der aber unter einem andern Namen hier ist, nahm an dem Gespräche hin und wieder Theil. Auch berlinische Sachen erfuhr ich auf diesem Umwege, die mir an Ort und Stelle unbekannt geblieben waren. General Graf von Perponcher, Herr Feldmann, Herr Thurneyssen, Kommerzienrath Hasenclever rc.

Als der König, wie von den andern Ministern, auch vom Grafen von Arnim eine Denkschrift über reichsständische Verfassung ausarbeiten ließ, hatte er ausdrücklich verboten, das Wort „Konstitution" oder „konstitutionell" zu gebrauchen; Herr von Usedom, der statt Arnim's die Feder führte, half sich daher mit dem Ausdruck „parlamentarisches Regime". Auch von Verantwortlichkeit der Minister wollte der König durchaus nicht gesprochen wissen. Der Minister von Bülow sagte mir damals, die Arnim'sche Denkschrift sei höchst mittelmäßig und schwach gewesen.

Als Herr von Usedom zum Gesandten in Rom ernannt war, wollte der Pabst ihn nicht annehmen, weil er

Bunsen's Gehülfe gewesen ꝛc. Der Minister von Bülow, ohne dessen Zuthun die Ernennung geschehen war, fand die Weigerung erheblich; am heftigsten aber wirkten zwei Weiber in der Sache, die Frau von Kimsky und die Gräfin von Spaur, beide weil sie gern dem jungen Canitz den Posten verschaffen wollten, der mit der erstern gut und mit der letztern sehr gut steht. Die Ränke wurden auch durch Wien durchgefädelt, und der alte Canitz, ohne grade thätig darin zu sein, schwieg doch still dazu, weil der Vortheil seines Sohnes im Spiele war. Endlich aber siegte doch der Wille des Königs, der den Empfohlenen seines Günstlings nicht wollte fallen lassen, und man gab in Rom nach. In den Zeitungen sagte man damals, es hätten gar keine Schwierigkeiten stattgehabt!

In wunderbare Verlegenheit brachte mich Frau von * durch ein begeistertes Lob, das sie meinem Büchlein über Held spendete; sie habe es mit Entzücken gelesen, das sei ein Buch, das alle junge Leute lesen müßten, sie habe es auch gleich ihrem Sohne geschenkt, als die besten Lehren enthaltend, als ein Gegengift gegen alle Revolutionsantriebe, als ein Beispiel, wie man bei bester Gesinnung sich doch unglücklich machen könne ꝛc. Ich konnte nichts dawider aufstellen, ich mußte die seltsame Nutzanwendung in Gottes Namen gelten lassen. Aber solches Lob erinnere ich mich nicht je geärntet zu haben.

Der Tag war zu schön und mild, als daß ich im Zimmer hätte bleiben mögen, die Sonne stand noch ziemlich hoch, und ich ging daher nochmals in den Kurgarten, saß eine Weile mit Herrn und Frau von Born, von denen ich hörte, daß auch Frau von Nelleßen krank ist — von einem Abende bei der Prinzessin von Preußen —, ging

dann noch etwas, hörte die Musik mit an und ging nach einer halben Stunde schließlich heim.

Die Erinnerung an Hamburg war mir lebhaft erweckt worden, ich träumte mich in meine Jünglingsjahre, in den Garten von Rainville und Slavshof, wo ich oft so gegangen, wie jetzt hier, so das Getriebe mit angesehen, der Musik zugehört, einsam in der gedrängten Volksmenge, der Hauptunterschied von damals und jetzt ist der, daß ich damals noch nichts von dem hatte, was ich jetzt nicht mehr habe. Es gab eine Zeit, wo es mich beglückt hätte, in Hamburg zu leben, jetzt möcht' ich es um keinen Preis! Ich möchte den Ort höchstens darum noch einmal wiedersehen, um den Sinn desto tiefer in das Vergangene zu versenken. Ich habe dort Dinge erlebt, über die ich mich noch heute nicht trösten kann! Harte, verworrene, zerrissene Jugend!

Homburg, Montag, den 20. Juli 1846.

— Ich bekam den Besuch des Kommerzienrathes Hasenclever, darauf des Hauptmanns von Silber, Hasenclever fragte sehr antheilvoll wie immer nach meinen Arbeiten, dann nach den Berliner Geschichten, Ministerwechsel, Reichsständen, Bank ꝛc. Ich schenkte ihm klaren Wein ein, soviel ich es konnte; warum nicht? Er ist ein Preuße, wie ich, und noch dazu ein Landstand! Sind doch überhaupt alle diese Sachen das öffentliche Geheimniß!

Mittags regnete es und kühlte sich merklich ab, wurde aber bald wieder schwül. Gegen drei Uhr auf die Terrasse mit Ganzmann. Ich hatte kaum eine Tasse Kaffee getrunken, so redete mich ein alter Herr an: „Kennen Sie mich noch?“ Ich sagte ganz beherzt: „Nein!“, hätte ihn

aber freilich kennen sollen, denn noch im Jahre 1841 oder gar 1842 hab' ich ihn in Kissingen gesehen. Es war der alte Geheime Legationsrath von Kölle, den ich schon im Jahre 1811 in Dresden gekannt. Damals mißfiel er mir schon, wie er mir noch mißfällt; ein aufgeblasener, wichtigthuender Schwätzer, der alles weiß und immer durch sein Wissen und seine Lebenskunde in Erstaunen setzen will. Herr Moritz von Haber trat zu uns, sagte mir, daß seine Eisenbahn binnen zwei Jahren zu Stande kommen wird, und daß sein Bankprojekt in Darmstadt bereits genehmigt worden, nahm dann Abschied und fuhr nach Frankfurt zurück. Der Regen begann wieder und nöthigte uns in den Saal, wir setzten uns, nach und nach kamen Herr Feldmann, Herr von Oechsner, Herr Thurneyssen an mich heran; Kölle war immer sehr weise, sehr gewichtig, nur Herr von Oechsner setzte ihn ein paarmal durch gründlichen Widerspruch in Verlegenheit. — Nach einer Weile ging ich in's Lesezimmer und las lange. Aber der Regen wurde nur stärker, ich konnte nicht fort. Aus den offnen Fenstern des Saales sah die Landschaft herrlich aus, erst grüner Vordergrund, dann aus der Tiefe den Berg hinan sanfter Nebelduft des Regens, dahinter und darüber wieder das Waldesgrün. — Ich sprach mit Herrn Blanc. Darauf kam Kölle wieder und wir sprachen noch ein Langes und Breites, Politik und Litteratur, alles ohne Belang. Darauf kam Herr Dr. Weil, beide Herren kannten einander, und ich ließ sie etwas allein, denn mich redete der Gesandte Antonini an, den ich schon auf seine Aehnlichkeit angesehen und an seinem Grinsen erkannt hatte; er kommt mit der Gräfin von Pourtalès aus Schlangenbad, um der Prinzessin von Preußen aufzuwarten, und bleibt nur den einen Tag. Kammerherr von

Witzleben, wieder Kölle, Graf von Perponcher. Zuletzt ging ich im Saale mit Dr. Weil auf und ab und hörte von ihm mancherlei Merkwerthes. Endlich hörte auch der Regen auf und ich durfte es wagen, durch die dunstende Nässe nach Hause zu gehen. Ich kam glücklich an und es hat mir, glaub' ich, nichts geschadet.

Ich hätte nicht gedacht, daß Kölle schon so alt ist; er sagte mir, er sei am 11. Februar 1781 geboren. Ich vergesse immer, daß es mir nicht allein geschieht.

In den „Konstitutionellen Jahrbüchern" des Dr. Weil sind die Verhandlungen des rheinischen Provinziallandtags mit allen Namen und Abstimmungen ausführlich abgedruckt, auch selbst das, was die preußische Zensur nicht zum Drucke verstattet hatte; da wird nun der kindische Eigensinn, mit dem unsre Minister diese Namennennung in den Protokollen immer verweigert haben, recht in seiner Erbärmlichkeit hingestellt und die fernere Verweigerung, sollte darauf bestanden werden, zur völligen Lächerlichkeit! Ein rheinisches Landtagsmitglied hat die Verhandlungen offen mitgetheilt, dem Einzelnen ist nicht verboten zu thun, was dem Landtage selbst versagt ist.

Ich lese immer entschiednere Verneinungen der Bunsen'schen Berufung nach Berlin ꝛc. Möglich, daß das alles schon wieder nicht mehr wahr ist, aber ist damit gewiß, daß es auch gar nicht wahr gewesen? — Ich denke an den Schwanenorden. „Das Gerücht von seiner Wiedererweckung entbehrt aller Begründung", versicherte aus zuverlässiger Quelle die „Staatszeitung", ein paar Monate später erschien die königliche Urkunde seiner Erneuerung.

Herrliche Wolkenzüge in meiner Aussicht! Es regnet noch stark und wird kühl. — In Puschkin gelesen mit großem Wohlgefallen.

Homburg, Dienstag, den 21. Juli 1846.

— Ich will etwas gehen, gleich gesellt sich Herr von Kölle zu mir. Ich will in's Lesezimmer, er auch, allein plötzlich sieht er den Baron von Cotta mit seiner Familie ankommen, und so werd' ich ihn los! — In der „Allgemeinen Zeitung" lese ich, daß der Prinz Heinrich von Preußen am 11. in Rom gestorben. — Mit Bello eine Zeitlang Ball gespielt, auf dem eben geschornen Rasen ging es vortrefflich. — Als ich wieder über die Terrasse ging, rief mich Perponcher an, machte mich mit dem niederländischen Gesandten von Scherff und seiner Frau bekannt, und lud mich ein, bei ihnen Platz zu nehmen, aber Kölle kam wieder, und die andre Gesellschaft wurde benachrichtigt, die Prinzessin von Preußen sei im Garten, sie gingen daher Alle zu ihr. Ich streifte Kölle'n wieder ab, ging und saß noch eine Weile allein und lenkte sachte nach Hause. — Das ist nun ein Homburger Tag! Mein einziger Trost war, daß es noch schlimmer sein könnte; was fing' ich zum Beispiel an, wenn ich der Kammerherr der Prinzessin sein müßte?

Herr von Hänlein bemerkte, Baden sei jetzt das revolutionairste Land in Deutschland, Baden und Preußen, wurde der Ausdruck verbessert und dabei bemerkt, daß die preußischen unter Zensur erscheinenden Zeitungen viel ärgere Dinge als die verbotenen Bremer Zeitungen zu liefern pflegen, wenn auch nicht grade für Preußen insbesondre so empfindliche Sachen, denn die Zeitungen werden nicht sowohl für die Kühnheit ihrer Aeußerungen gestraft, als weil sie sich unterstehen, Sachen auszuplaudern, die man geheim zu halten wünscht, man straft sie, daß sie so gut unterrichtet sind.

Homburg, Mittwoch, den 22. Juli 1846.

Der Husten ist wieder stark, ein schändlicher Morgengruß jedem Tage; ja, ich wünsche ihn, wie mir gestern vom Sitze der General-Synode geschrieben wurde, zu allen Teufeln, die dort gewiß auch sehr zahlreich beisammen sind, um zu hören, was alles gegen sie beschlossen wird.

Von Humboldt's „Kosmos" sind zehntausend Abdrücke verkauft worden. Der Schluß des Manuskripts zum zweiten Bande ist kürzlich bei Cotta eingegangen; in einigen Wochen wird er ausgegeben werden.

Einige Redensarten, die mir in Gesprächen vorgekommen: „Sie hat mich noch schön drangekriegt, ich habe Schulden für sie bezahlen müssen", „Ich habe mein Fell nicht geschont"; daß ein kürzlich Verstorbener „wie von Madame Récamier auch von Frau von Sévigné stets Briefe bekam", gehört auch etwas hieher. Ich kann aber versichern, daß mir dergleichen gar keinen Spaß macht, sondern eher weh thut.

Endlich hab' ich den Roman von Soulié ausgelesen, „Les drames inconnus", ein Schandbuch, ohne alle dichterische Weihe, Dreck in Künstelei verarbeitet, gewaltsame Anhäufung von Gräueln, gewaltsame Verflechtung, und das Ganze dennoch matt, leblos, unwahr, ohne die Kraft und Ergriffenheit, die in Sue's Ungeheuern sich zeigt. Der Anfang ist noch das Beste, da ist noch das meiste Talent. Ich bin froh, daß die Leserei zu Ende ist, und es ist mir ganz recht, daß ich sie durch keine ähnliche ersetzen kann, die schlechte Kost verlockt doch, indem sie mißbehagt, man liest mit halbem Sinn, man ist nicht ängstlich wegen des Verstehens und Behaltens, das alles ist aber schlecht. — „Fort mit dem Racker!" sagte Matthias Sprengel in Halle, wenn er in Zeitschriften auf eine Klopstock'sche Ode stieß.

Nachmittags auf der Terrasse; am ersten Tische gleich Hänlein's und Postdirektor Buchner. — Diplomatische und andre amtliche Verhältnisse werden besprochen, Erzählungen, Anekdoten, Karakterzüge, wer nur alles behalten könnte! Auch Herr von Kölle kam richtig wieder, setzte sich zu uns und gab über Rom und römische Sachen wirklich erwünschte Aufschlüsse, auch über manche süddeutsche Angelegenheiten; er wollte sich vor Hänlein von der vortheilhaftesten Seite zeigen, und zeigte in der That eine solche. Nachher blieb ich mit ihm allein, erst sitzend, dann gehend, es folgten vertraulichere Mittheilungen, ein bischen Lob, das ich seinem Nekrolog Bartholdy's spendete, erregte ihn sichtbar. So waren fast drei Stunden verflossen, immer im Freien. Herrn von Oechsner gesprochen, Herrn Dr. Weil. Nun sonderte ich mich ab, um zwei Briefe zu lesen, die mir Ganzmann gebracht hatte, einen aus Berlin von Weiher mit Neuigkeiten, einen aus Bern von Troxler. Daß der Präsident von K. sich um das Amt eines Generalpostmeisters beworben, war mir so neu als verwunderlich. Aller Beamtenwechsel, der gemeldet wird, dünkt mich so unnöthig als unerfreulich, die Folge muß Stockung und Verwirrung sein, und grade in diesem Zeitpunkte reist der König in's Ausland!

Homburg, Donnerstag, den 23. Juli 1846.

Ich lese in der Zeitung, daß die Fürstin zur Lippe, die „Studentenmutter", in Rudolstadt gestorben ist; ein Original weniger in der Welt! — Neue Kurliste, bringt auch nicht Einen Namen, der anzöge oder neugierig machte!

Der Aufsatz in der Cotta'schen „Vierteljahrsschrift" über Autographen galt mir bisher für Kölle's Arbeit,

dieser aber versichert, Herr von Radowitz sei der Verfasser.

Das Abentheuer des General-Superintendenten S. aus Königsberg in Preußen, der als Mitglied der General-Synode in Berlin sich Abends in ein Haus verirrte, wo er nicht wohnte, macht großen Lärm. Ein Pietist, ein Orthodoxer, ein Zelot! Der König erlebt wenig Freude an seinen Geistlichen.

Was ist das für ein Tag geworden! Gedrängt voll Anregungen aller Art! — Um zehn Uhr kam Kölle zu mir und blieb bis zwölf Uhr. Er war unerschöpflich in Mittheilungen aller Art, Thatsachen, Bemerkungen, Ansichten, Verknüpfungen; er sprach mitunter sehr gut und immer unterhaltend, irrte sich aber in vielen Sachen, besonders in den Angaben, die er über die beabsichtigten preußischen Reichsstände aus bester Quelle wissen wollte. Auch seine Freimaurerei kam wieder zur Sprache, und merkwürdig war mir, daß er den Illuminaten-Orden noch jetzt in Baiern als bestehend und wirkend annahm. — Kaum hatte mich Kölle verlassen, so erschien ein Fremder, ich erkannt' ihn doch schnell, Exzellenz von Müller aus Weimar, der hier die Prinzessin von Preußen besucht. Der brachte einen vollen Sack von Neuigkeiten, aber die meisten erwiesen sich als grundlos und fielen sogleich unter der prüfenden Kritik; zum Beispiel, daß Prinz Waldemar seit acht Tagen mit Gisela von Arnim — ja, mit Gisela — verheirathet sei, die sterbende Prinzessin habe es gutgeheißen; ferner, daß Frau von Stein in Schöneberg, erschrocken über die in Breslau zum Druck beförderten Briefe Goethe's an Herrn von Stein, und fürchtend, daß man ihr durch Abschriften ihres Schatzes vorgriffe, diesen nun auch in Druck gegeben habe, und

anders noch manches, sowohl Politisches als Litterarisches! Es war ein Sturm von Austausch. Die schönsten Sachen für mich von der Großherzogin, sie klage oft, daß ich ihre Tochter nicht in Berlin oft sehe, „c'est bien singulier", sagte sie, „que M. de Varnhagen ne se rapproche pas davantage d'Auguste." Die Großherzogin weiß, that somewhat is rotten in Denmark, und meint und hofft, ich könne zum Guten wirken! Die Prinzessin selber hat Herrn von Müller gesagt, daß ich hier sei, daß sie mich aber nicht zu sehen bekomme, daß sie wisse, ich käme nicht zum Diner — sie hat mich aber auch nie einladen lassen — und daß sie sehr wünschte, öfters mit mir zu sprechen, sie sehe fast gar keine kluge Leute u. s. w. Ich wehre mich indeß bestens gegen alle solche Redensarten, hinter denen wenig steckt. Herr von Müller blieb bis gegen zwei Uhr und ging dann zur Tafel, er speiste bei der Prinzessin.

Ich war zu aufgeregt von den vier Stunden Gespräch und konnte nicht ruhen, ging daher bald auf die Terrasse, hatte ein angenehmes Gespräch mit Herrn von Oechsner, der Herrn Thurneyssen nicht zu kennen behauptete, und den ich plötzlich fragte, ob er mich kenne? Auf die Schmeicheleien, die er mir sagte, daß man mich kenne, ohne mich gesehen zu haben rc., erwiederte ich, schon im vorigen Jahre habe er mich so aufgezogen, dieses Jahr thue er es wieder, ich sei krank und wolle es noch diesmal so hinnehmen, aber im nächsten Jahre nicht, da solle er sich hüten! Ich mußte noch oft erinnern, freilich schrieben wir noch nicht 1847, und so müsse ich's gut sein lassen! Es war Humor in der Sache! Herr und Frau von Born nahmen etwas Theil. — Nun aber mußt' ich mich zu Hänlein's setzen, mein Platz neben Frau von Hänlein war mir schon vorbehalten. Herr Thurneyssen, Geh. Rath

Buchner und ein junger Fürst von Corvey — ein hübscher, kluger Mann — waren von der Gesellschaft und das Gespräch wurde lebhaft, später setzte sich auch Kölle zu uns. Hundert Sachen wurden mir erzählt, links von Herrn von Hänlein, rechts von Frau von Hänlein, ich wurde fast betäubt vom Zuhören, und mußte doch auch mehr mitsprechen, als mir taugte. Mittendrin kam Ganzmann und brachte mir einen Brief aus Berlin von *. Frau von Hänlein rief gleich: „Ah, das ist eine Frauenhand!" — „Wie?" versetzte ich, „das eine Frauenhand? Im Gegentheil, eine rechte Kanzleihand! Kennen Sie denn nicht die Hand des Geh. Rathes Philippsborn?" Ich las nun still für mich, und da ich auf die Neuigkeiten kam, besonders die von Patow und Georg von Raumer, so theilte ich sie mit. Das bestärkte Herrn von Hänlein in dem Mißverständnisse, in das mein Scherz ihn geführt hatte, und er sagte mir nach einer Weile mit antheilvoller Traulichkeit: „Da stehen Sie wahrhaftig gut, daß Ihnen Philippsborn solche Briefe schreibt!" Das war zum Todtlachen! Er weiß nämlich von Wittgenstein selbst, wie gut ich bei dem stehe, und weiß, daß Canitz mein Kriegskamerad war, da meint er, Philippsborn schreibe mir nur, weil er mich bei diesem so gut stehen sehe! Ich konnte ohne Unhöflichkeit ihm den Irrthum nicht benehmen, ließ ihn also dabei, sagte einige scherzhafte Worte und sprach weiter. Nach einer Weile standen wir auf, ich ging mit Kölle auf und ab, da kam Herr von Witzleben, meldete Herrn von Müller an, der sogleich erscheinen werde, nur noch nach der Tafel von der Prinzessin zu einem besondern Gespräch in ihr Kabinet gerufen worden sei, und sagte dann mir, die Prinzessin habe sehr gefragt, weßhalb sie mich nicht sähe, und ob ich nicht jetzt zur Orangerie

gehen möchte, da würde sie hinkommen; ich lehnte das ab und sagte, es sei mir zu feucht. — Bald kam Herr von Müller, freute sich ungemein, Herrn von Kölle zu finden, und hatte viel mit ihm zu sprechen. Nach einiger Zeit ließ uns Kölle allein; nun sagte mir Müller, die Prinzessin lasse mich bitten, morgen Nachmittag um fünf Uhr zu ihr zu kommen. Ich muß also wohl hingehen! Er hat ihr, sagt er, im Auftrag ihrer Mutter von mir sprechen müssen, und sie habe ihm erwiedert, ja, es sei ihr leid, daß sie mich in Berlin nicht sähe, aber ich zöge mich ganz zurück, und sie würde es so gern haben, wenn ich oft zu ihr käme. Müller bemerkte ihr, sie müsse mich rufen lassen, wenn auch nicht zur Tafel laden, da ich das nicht möchte. Da erwiederte sie, das habe auch Schwierigkeiten, der Prinz habe etwas gegen mich, er gedenke es mir noch immer, daß ich 1819 den badischen Geh. Rath Winter nach einem starken, in der Kammer gehaltenen Oppositionsvortrag umarmt haben solle ꝛc. Dann meinte sie, wir könnten uns doch wohl öfter sehen unter dem guten Anschein, als wenn ich ihr oder sie mir von ihrer Mutter etwas zu sagen habe, denn das wisse man allgemein, daß sie mich überaus schätze und mit mir in Briefwechsel sei. (Du lieber Gott! Briefwechsel!) Und so kam noch vieles vor. Ob ich ein Verlangen habe nach solchem unsichern, scheinsamen und dabei völlig unfruchtbaren Verkehr? Ob ich mein klares Dasein in solche trübe Flausen verwickeln will? Ich wäre dann wahrlich vergebens so alt geworden! Aber ich denke, es hat noch keine Gefahr! Vielleicht ist mit morgen schon alles abgethan; wo nicht, und in Berlin findet noch ein Versuch Statt, so wiederholt der sich doch schwerlich!

Homburg, Freitag, den 24. Juli 1846.

Im Briefwechsel Goethe's und Reinhard's gelesen, mit Eifer und Genuß, aber auch mit Betrübniß; — eine so reiche Vergangenheit, die auch meine war! In Goethe zeigt sich auf's neue alles Große, Gütige, Ueberschauliche seiner weitgreifenden Theilnahme; in Reinhard ein feiner und tüchtiger Sinn, in allen Vorzügen und Mängeln eines Franzosendeutschlings, der zu sein ihm eigentlich immerfort unbehaglich war.

Die neuste dänische Verfügung in Betreff Schleswig-Holsteins macht großen Lärm. Der Großherzog von Oldenburg will am Bundestage Einspruch thun; alle Mitglieder des Hauses Holstein regen sich, am meisten aber das Volk. Man sagt, die Gährung sei außerordentlich groß, man spreche von Losreißen, von dem Beispiele Belgiens; aber den Holsteinern liegt kein Frankreich zur Seite!

— Es war tropisch heiß, ich wollte mich nun zu Hause bis fünf Uhr still halten und ausruhen, aber mit nichten! Geh. Rath von Müller kam nebst dem Bürgermeister Smidt, der eben der Prinzessin aufgewartet hatte, und beide blieben nun bis drei Uhr, unter lebhaften aber mich anstrengenden Gesprächen, und Müller zeigte sich dabei ziemlich schwach, er hat enge weimarische Gesichtspunkte. — Smidt sagte mir, die oldenburgische Einsprache gegen die dänische Verfügung sei schon gestern beim Bundesrath eingereicht worden.

Nach vier Uhr mit Ganzmann auf der Terrasse. Ich traf Smidt, Kölle und den amerikanischen Konsul von Frankfurt, einen klugen Mann. Erst war von Amerika die Rede, dortigem Leben, dortigen Verhältnissen, dann von Deutschland, unsrer Zersplitterung, unserm Preßjammer, den unzulänglichen

Regierungen. Beispiele wurden erzählt. Dann kam Herr von Müller und sagte, wir würden eine Stunde später zur Prinzessin gehen, der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt sei unvermuthet gekommen, — es heißt, der Großherzog könne nicht lange mehr leben, dann ist es mit dem Einflusse des ganz österreichisch gesinnten Prinzen Emil vorbei und ein ganz neues Leben fängt für das arme Land an. Müller hatte mir seinen Brief an den König von Preußen (vom Oktober 1845) zu lesen gegeben, auch ein Kabinetsschreiben des Königs an ihn. Die Prinzessin hat ihn einen Brief Schelling's lesen lassen, worin dieser ihr seine Vorrede zu Steffens' nachgelassenen Schriften näher zu rücken sucht, das Buch hatte er ihr natürlich zugesandt; nach dem, was Müller von dem Briefe wiederholen konnte, ist er nicht gehauen noch gestochen, sondern bloß ein Anrufen der Prinzessingunst. Die mag er denn haben! — Smidt erzählte merkwürdige Geschichten. Von Goethe's Mutter; er sah sie im Jahre 1795 in Frankfurt, als er von Jena kam, und brachte ihr Grüße, die Anfänge des „Wilhelm Meister" waren eben in den „Horen" erschienen, von dem nahm Goethe's Mutter Gelegenheit zu sagen: „Es ist recht übel von meinem Sohne, daß er, wenn er etwas berühmt machen will, nicht vorher mir ein Wort schreibt; das Puppenspiel, das er da nun eben berühmt gemacht, habe ich lange verwahrt, grade vor vier Wochen aber leider weggeschenkt!" Ferner erzählte sie, sie habe dem Sohne geklagt, es würden ihr so oft Gemählde gezeigt, und sie wisse dann nie, was sie davon sagen solle, er möchte ihr doch etwas angeben, wie sie sich dabei helfen könne? Da habe er gesagt: „Mutter, wenn man Ihr ein Bild zeigt, so sehe Sie es eine Weile recht scharf an und sage dann bedeutend: «Das macht seinen Effekt!» Da wird jederman

Sie für eine Kennerin halten.“ — Eine merkwürdige Geschichte noch erzählte Smidt: Im Jahre 1813 zu Frankfurt am Main verlautete, die Bürger wollten, sobald der Kaiser von Oesterreich einträfe, ihn auf den Römer führen und dort zum deutschen Kaiser ausrufen. Der Kaiser Alexander, der davon hörte, war sehr aufgebracht und wollte solchen Handstreich durchaus verhindern. Er fragte seinen Generaladjutanten von Wolzogen, ob es nicht möglich sei, in aller Eile russische Truppen herbeizuschaffen? er müsse russische Truppen schleunigst in Frankfurt haben! Wolzogen dachte darüber nach, berechnete die Märsche und sagte dem Kaiser, Fußvolk in der gegebenen Frist heranzubringen, sei unmöglich, Reiterei aber vielleicht, doch mit großer Anstrengung, es dürfte nur die Hälfte der in Marsch gesetzten wirklich ankommen, es könnten einige tausend Pferde dabei zu Grunde gehen! Der Kaiser sagte: Immerhin, wenn nur die andern einträfen. Und so ergingen denn die Befehle. Die Frankfurter Bewegung unterblieb aber auch aus andern Gründen. Smidt hat die Geschichte von Wolzogen selbst.

Endlich war es Zeit, zur Prinzessin zu gehen. Kölle war auch hinbeschieden, Müller fehlte nicht. Wir saßen um die Prinzessin her, und sie zog alle ihre Liebenswürdigkeit auf, sagte jedem etwas Schmeichelhaftes, fragte nach Thatsachen und Ansichten, sprach ihre Meinungen bescheiden und geläufig aus, im angenehmsten Deutsch, in dessen Tone Gebieterisches und Weiches sich mischten; das letztere wurde jedoch etwas zu wehmüthig, zu weinerlich und zeigte dann grade die Schärfe, die es verdecken wollte. Der Bischof von Mainz hatte bei ihr gespeist, das gab Gelegenheit, vom Pabste zu reden (für Kölle) und dann von der Synode (vermeintlich für mich); ich sagte

kurz, nachdem die Synode sich als nicht mehr gefahrbringend gezeigt, kümmerte ich mich um ihre Verhandlungen nicht. Großes Lob des Königs der Franzosen, in das Herr von Müller und besonders Kölle eifrig einstimmen; ich ließ sie gewähren, endlich sagt' ich der Prinzessin, bloß um nicht ihr gegenüber unaufrichtig zu erscheinen, müßt' ich bekennen, daß ich für Louis Philippe gar keine Sympathie habe. „Aber er hat uns doch den Frieden erhalten, dieses unschätzbare Gut!“ Auf Kosten andrer Güter, besonders der Ehre und Freiheit seiner Nation, und glauben Ew. Königliche Hoheit nicht, daß uns durch solches Hinhalten das Geringste erspart werde, denn eben dadurch ist auch der Zustand von Fäulniß und Gährung begünstigt worden, der jetzt überall herrscht und der die größten Katastrophen droht. Die Prinzessin war etwas überrascht, suchte Hülfe bei den Andern, aber die bestärkten die Andeutungen, die ich gemacht hatte, die Unzufriedenheit sei allgemein, wachse und die Macht der Dinge arbeite mächtiger als selbst der Willen. Ich sagte noch manches, was zur Sache taugte. Die Prinzessin lenkte das Gespräch auf Berlin und seine Geselligkeit, es sei so schwer, dort die rechten Menschen zusammenzubringen, sie habe täglich die Universität vor Augen und bedaure oft, mit den vielen ausgezeichneten Männern, die dort wirkten, keine nähere Bekanntschaft zu haben. „Da können sich Ew. Königliche Hoheit täglich mehr trösten, denn unsre Universität wird täglich schlechter.“ Sie ließ das gelten. Von Magnetismus war die Rede, von dem Betruge, der sich einmische; Mademoiselle Prudence im vorigen Jahre habe auch betrogen, sagte ich, namentlich ein Stückchen, das der Prinz von Preußen mit ihr erlebt habe und, wie ich hörte, als wahr erzähle, sei mir mehr als verdächtig. Die Prinzessin war

im Ganzen gegen den Magnetismus, und wollte nicht zugeben, daß der freie Geist von solch dunklen Mächten beherrscht werden dürfe. — Was ich jetzt arbeite? fragte sie. „Nichts!“ Ich meine, zu Hause in Berlin, wenn Sie wieder dort sind. „Auch nichts! Höchstens schreib' ich einiges zu meinem Vergnügen auf.“ Großes Bedauern, daß meine Talente für den Staat unbenutzt blieben, der ihrer so sehr bedürfte, ewig schade! Aber wenigstens sollt' ich der Welt durch Schriften nützen ꝛc. Zuletzt, an mich gerichtet, Frage nach Fräulein Frommann und großes Lob derselben, in das ich von Herzen einstimme. — Die Sitzung dauerte über eine Stunde. Die Prinzessin hatte alle Segel aufgespannt und segelte mit vollem Winde, sie wollte guten Eindruck machen. Außer diesem Erreichen ihres Zweckes kann sie kein Vergnügen von der Unterredung gehabt haben, sie hat sich entschieden langweilen müssen, denn ihr wahres Inneres kam gewiß keinen Augenblick in Thätigkeit. Dialektische, eingelernte Sachen, zum hundertstenmal abgespielt, sind solche Gespräche. Ich ging unerfreut nach Hause und zog mich wieder bequem an.

Smidt ist nach Frankfurt zurück, Müller zu Gagern nach Hornau.

Homburg, Sonnabend, den 25. Juli 1846.

Smidt sagte sehr treffend, ehmals wollten die Souverains die Repräsentanten ihrer Unterthanen sein, jetzt wollen sie, daß diese die Repräsentanten ihrer Launen und persönlichen Richtungen sein sollen. — Noch eine Erzählung von Smidt. Als der Bundestag 1816 eröffnet war, kam es gleich zum Antrag, eine Geschäftsordnung zu

entwerfen, und Wilhelm von Humboldt schrieb einen solchen Entwurf nieder, den er dem Präsidialgesandten Grafen von Buol übergab; dieser zeigte ihn Smidt und bat ihn, seine Bemerkungen dazu ausführlich aufzusetzen; als dies geschehen war, fragte Buol, ob er sie ihm wohl ablassen, das heißt erlauben wolle, daß er sie für die seinigen ausgebe und gebrauche? O recht gern! So wurden sie Humboldt'en mitgetheilt, der über den Gehalt erstaunt war, manche Bemerkung treffend fand und alles nun mit Buol näher besprechen wollte. Da ergab sich nun, daß dieser von der Sache so gut wie gar nichts wußte, keinerlei Rede stehen konnte und endlich bekannte, die Bemerkungen seien von Smidt. Da ging Humboldt zu Smidt und sagte: „Wir wollen uns die Mühe sparen, unsre Verhandlungen mittelst eines Dritten zu führen, lassen Sie uns das Nöthige gleich untereinander besprechen und festsetzen!" Buol hatte auch so gethan, als sei die Eröffnungsrede von ihm, man wußte aber bald allgemein, daß der Graf von Spiegel sie verfaßt und der Fürst von Metternich sie ihm von Wien fertig zugeschickt hatte.

Nachmittags auf der Terrasse. Ein Herr von der Leyen aus Elberfeld erzählt uns, wie Homburg als Kurort war, ehe die Brüder Blanc gekommen, als das Haus noch nicht stand, der Garten noch nicht angelegt war. Herr Geh. Rath Buchner bringt hamburgische Geschichten vor, von Jänisch, Salomon Heine, Voght ꝛc. Endlich kam Kölle, der neues Interesse anregte und manches Treffende sagte. Dann fand sich auch Herr von Witzleben ein, Frau von Hänlein und Kölle priesen die Prinzessin, da mußte jener denn sein Theil dazu geben. Ich ging in's Lesezimmer, las einige Blätter, hatte große Sehnsucht nach Berlin, fühlte gar kein Begehren zu weiterem Reisen!

Mich ergriff die schwermüthigste Stimmung und ich fühlte, daß sie eigentlich immer da ist, wenn auch verdeckt durch Thätigkeit und Anregung, die über sie hin wuchern. Nicht nur die Gegenwart erschien mir traurig, auch die reizendste Vergangenheit, die ich mir lebendig hervorrief, konnte nicht den Wunsch erwecken, daß sie wiederkehren möchte, anders und neu mußte auch sie sich darbieten. Eine Reihe schöner Bilder, die sich nach und nach aufstellte, erfreute mich doch. Sonderbar ist es, wie diese dem Gedächtniß auftauchen; es sind einzelne Stücke, nicht nach bestimmter Wirklichkeit, sondern wie ein Künstler sie anordnen würde, bestimmte Figuren, in Kostum und Ausdruck wahr, aber aus dem Vorrathe des Gedächtnisses nach dem Bedarf der Harmonie gewählt, in entsprechender Oertlichkeit und Beleuchtung, alles ideal zusammengefügt, und das verbindende Element ist immer Luft und Wetter, kein einziges solches Bild, das nicht heitern Himmel, Sonnenschein und helle Farben hätte, meist in Garten oder Feld spielte, bisweilen auch auf bewegter Straße. Chamisso seh' ich nie anders als in seiner Lieutenantsuniform des Regiments von Götz, Friedrich August Wolf stets in hallischer Umgebung. Wie es eigentlich damit steht, kann ich nicht ausdrücken!

Es war aus dem schwülen Vormittag ein kühler Nachmittag geworden, der Wind stürmte heftig aus Nordwesten, auch fielen zeitenweise große Regentropfen. Man konnte weder draußen, noch in den Zimmern behaglich sein. Niemand war zu sehen, die Leute harrten zu Hause der Zeit, wo das Konzert anfangen sollte, das für die Armen gegeben wurde. Ich machte noch einen Gang durch den Kurgarten, aß im Kursaal etwas und ging wieder nach

Hause, vor neun Uhr schon zu Bette, müd', aber nicht schläfrig.

Homburg, Sonntag, den 26. Juli 1846.

Geh. Rath von Müller sagte, Goethe habe beim Schreiben weder Sand noch Löschblatt leiden können, im Winter hielt er die nasse Schrift an den Ofen, im Sommer an's Fenster, und in keinem Falle, meinte er, dürfe man so übereilt sein, um nicht mit Gelassenheit eine Minute abzuwarten, während deren alles trockne. Recht Goethisch! Doch ist es mir lieb, daß meine letzte Zeile gewöhnlich schon trocknet, während ich das Papier gehörig umschlage.

Herr von Hänlein schickte und ließ nach meinem Befinden fragen, bald nachher kam er selbst und blieb zwei Stunden! Ich war grade beschäftigt, Briefe zu schreiben, denn heute Vormittag, als ich mir überlegte, wie ich hier lebe, was ich hier treibe, wie nutz- und freudelos mir die Tage vergehen, kam ich mir selbst fast unerwartet zu dem Beschluß, am Dienstag abzureisen, höchstens am Mittwoch, da hat die abgeschmackte Quälerei plötzlich ein Ende. — Ich fahre zuerst nach Walluf, dann wahrscheinlich nach Mainz und von da den Rhein hinab, und wenn das Glück gut ist, durch das Ruhrthal über Kassel nach Berlin.

Herr von Hänlein ist etwas betroffen über mein Weggehen, er sagt, seine Frau würde ganz bestürzt sein, es zu hören. Er klagt mir über Kölle, daß der so liberale Reden führe und sogar an ihn richte; ich erzähle ihm dagegen, wie die Prinzessin von Preußen ihn auszeichne, ihm beifällig zuhöre ꝛc. Diplomaten wie Hofleute sind unverbesserlich, das ist gewiß, und dabei doch immer die ersten, allen Tadel gegen Staat und Hof aufzufassen und still in Umlauf zu setzen.

Bello merkt, daß Ganzmann in Folge des neuen Beschlusses mit seinen Sachen zu wirthschaften anfängt, das Felleisen hervorholt, und springt wedelnd und piepend umher, er weiß, daß das die Abreise bedeutet. Ich weiß nicht, ob er Freude empfindet, daß es weiter geht, oder Sorge wegen seines Mitkommens, er thut gar zu ängstlich und beflissen!

Jetzt kommen nach und nach Engländer von Namen und Stand. Zum Herbst kann es noch sehr glänzend hier werden, aber ich bin froh, davon kein Zeuge sein zu müssen!

Homburg, Montag, den 27. Juli 1846.

Ein warmer heitrer Tag, mein letzter diesmal in Homburg. Mein Katarrh läßt es sich gesagt sein und weicht.

Besuch von Dr. Karl Weil, der mir den neusten Band seiner „Konstitutionellen Jahrbücher" bringt; Klagen über die eifersüchtige Gehässigkeit, mit der Baiern, Baden und Würtemberg unter einander handeln, in Betreff der Eisenbahnen, Flußschiffahrt rc. Elender Eigennutz, der aber den eignen Schaden in sich schließt! Deutscher Bund und Bundestag — eine Aefferei!

Besuch von Dr. Zinkeisen, der mir abermals merkwürdige Mittheilungen macht, auch über das neue Zeitungsunternehmen von Pertz, Lachmann, Lichtenstein, Kortüm rc., für welches die größten Geldsummen verschwendet werden und für das so wenig wie für alles, was sonst die Regierung in solcher Art angefangen, ein Gedeihen zu erwarten steht. — Herr von Kölle ist nach Frankfurt abgereist; niemand hier mochte ihn gern, die Prinzessin von Preußen vielleicht ausgenommen, aber auch diese meinte wohl nur den Schriftsteller von Ruf in ihm beachten zu müssen.

Walluf, Dienstag, den 28. Juli 1846.

Früh um sechs Uhr von Homburg fort, über Höchst, Hattersheim, nach Wiesbaden. — Ueber Mosbach und Schierstein fuhr ich dann nach Walluf. — Ich war kaum in Walluf im Schwan abgetreten und wollte eben zwei Häuser davon zu Frau von Tettenborn gehen, als mir Frau von Schönfeld begegnete, die seit einiger Zeit hier um der Freundin willen wohnt; sie führte mich zu ihr, ließ uns aber dann allein. Heftiger Ausbruch des Schmerzes, trostloser Vergleich des Wiedersehens in diesem Sommer und im vorigen! Lange, umständliche Erzählung von der Krankheit und dem Sterben des Generals, besonders schwere Umstände und Verlegenheiten für die Generalin; er wollte niemanden im Zimmer haben, als sie allein; Unsicherheit des Arztes; Andringen der Fürstin von Metternich, voll Mitgefühl und Theilnahme, aber auch voll kirchlichen Eifers; sie bestand darauf, daß Tettenborn mit den Sakramenten versehen würde, der Arzt Freiherr von Türckheim wollte den Vorschlag nicht thun, weil ihm einst ein Kranker bei der Ankündigung aus Schreck sogleich gestorben war, mit größter Mühe mußte die Frau — selber Protestantin — das Wort anbringen; Tettenborn wollte zuerst nicht, nach ein paar Tagen ließ er es träumend geschehen, er hatte schon im Anfange der Krankheit große Abnahme der Geisteskräfte spüren lassen, antwortete zerstreut, fiel bald in völlige Stumpfheit und Bewußtlosigkeit. So hauchte er den letzten Athem aus. Der alte Schulenburg war der einzige, der in diesen Tagen der armen Frau rathend und helfend zur Seite stand; Philippsborn war verreist. — Der jetzige Großherzog haßte den General, wie er ihn fürchtete, er konnte es nicht vertragen, daß er ihm die Krone zu danken hatte.

Als wir Nachmittags im Gärtchen am Rhein den Kaffee nahmen, kam plötzlich der Herzog von Nassau angefahren, die Generalin zu besuchen. Ich entzog mich dem Miterscheinen und blieb mit Frau von Schönfeld im Garten.

Am andern Morgen noch mit den Damen gefrühstückt, dann mit Miethpferden fort.

Koblenz, Mittwoch, den 29. Juli 1846.

Die Fahrt durch den Rheingau am Ufer des Rheins bis Rüdesheim wäre entzückend gewesen, aber die traurigen gehabten Eindrücke, mein Unwohlsein und das Gefühl meiner Einsamkeit ließen mich des Dargebotenen nicht froh werden. — Bei Rüdesheim ließ ich mich nach Bingen übersetzen; mitten auf dem Rhein nahmen sich die Massen des starkströmenden Wassers auf- und abwärts prächtig aus. — Von Bingen in rascher Landfahrt bis Koblenz; die Spielereien mit den Ritterburgen, Stolzenfels, Rheinstein, und jetzt auch Rheinfels vom Prinzen von Preußen, machten mir keinen Eindruck. Aber eigne Erinnerungen drängten sich in Fülle herbei, die ganze Strecke hab' ich so oft befahren, unter so verschiedenen Umständen, mit Eltern und Schwester, mit dem Vater allein, mit Tettenborn, Rahel, wieder ganz allein, und nun abermals so! — In Koblenz wollte der Oberkellner durchaus, ich sollte der Bischof von Jerusalem sein, meine Zimmer seien schon bestellt und ein Bote solle sogleich nach Engers reiten, den kommandirenden General von Thile benachrichtigen, das sei Sr. Exzellenz ausdrücklicher Befehl. Da ich nun nicht der Bischof war, so sollt' ich auch kein so gutes Zimmer haben; ich sagte, ich wolle hier lieber gar keines, und ging nebenan in den Rheinberg, wo ich recht gute Aufnahme

fand. General von Thile war in Engers, der General von Scharnhorst von Berlin zurück, aber auch schon wieder abgereist nach Köln, den Legationsrath Sixt von Armin aufzusuchen, war ich zu müd' und heiß; ich ruhte mich am Fenster aus, die Augen auf den Rhein, auf Ehrenbreitstein, auf den Garten des Weißen Roß gerichtet, wo ich die Leute hin und hergehen, oder beim Thee sitzen sah.

Eben hatte ich mein Licht ausgelöscht und mich zu Bette gelegt, aber noch nicht ganz zurecht, als ich das Bett und Zimmer sich bewegen fühlte, das ganze Haus erbebte, es war, als wenn die Wände vor- und rückwärts geschoben würden und in ungeheurer Spannung auseinander reißen wollten. Die Schwankung dauerte ein paar Sekunden, ging deutlich von Osten nach Westen, in zwei Hauptwogen, zwischen denen kleinere zitterten, unter dumpfem Geräusch, als wenn ein schwerer Güterwagen aus dem Hause führe. Ganzmann, der mich kurz vorher verlassen hatte, rief mir aus seinem Zimmer durch die Zwischenwand: „Das war ein Erdbeben!" Ja, das Haus scheint sehr leicht gebaut! antwortete ich. Sogleich aber hörte ich der Wirthin Geschrei, das Hervorstürzen der Leute aus allen Zimmern, ich war schnell aufgesprungen, öffnete die Thüre, Ganzmann und die Wirthin riefen: „Ein Erdbeben!" und erzählten rasch, was ihnen begegnet, Andre kamen dazu, fragend, erschrocken, ich zog mich nun eiligst an und eilte mit den Andern auf die Straße, wo sich die Leute versammelten, aus allen Häusern liefen sie hervor, jeder wollte wissen, was die Andern wahrgenommen. Nun sah ich erst, daß das Haus von oben bis unten feste Steinmauern hatte. In den Nachbarhäusern, auf den Schiffen im Rhein, überall war der Stoß verspürt worden, grade

20 Minuten nach neun Uhr (Ganzmann hatte gleich auf seiner Uhr nachgesehen); als ich eben meine Thür geöffnet hatte und mich anzog, sah ich auch einen Blitz über Ehrenbreitstein, nur einen, Andre wollten wiederholte Blitze gesehen haben. Ein Dampfschiff kam eben zu Thal fahrend an, die eigne Bewegung des Schiffes hatte keinen Stoß besonders wahrnehmen lassen. Nun kamen auch Berichte aus der innern Stadt, ein Schornstein war eingestürzt, Mauern hatten Risse bekommen, Kegel waren umgefallen, ein Kutscher fuhr über die Moselbrücke und hielt erschrocken an, weil er glaubte, sie bräche ein, ließ deßhalb seine Herrschaft aussteigen, und andere Geschichten der Art. Wir blieben wohl anderthalb Stunden auf der Straße, aber die Rheinluft war mir zu scharf, ich mußte viel husten und wurde heiser, daher ging ich auf mein Zimmer und legte mich ermüdet wieder zu Bette, aber in den Kleidern, um gleich fertig zu sein, falls das Unheil sich stärker wiederholte. Es war ein schauerlicher Reiz, dergleichen Begegniß einmal persönlich erfahren zu haben; der Eindruck war ungeheuer und wirkte lange nach. Eine englische Familie, die mit mir in demselben Gasthofe wohnte, wollte sich nicht länger in Koblenz halten lassen, und reiste so schnell sie es bewerkstelligen konnte, rheinaufwärts ab, auch noch mehrere Fremde verließen in der Nacht die Stadt.

Bonn, Donnerstag, den 30. Juli 1846.

Heute Vormittag war von nichts die Rede als vom Erdbeben. Tausend Nachrichten und Wahrnehmungen wurden zusammengebracht. Man wußte schon, daß um dieselbe Zeit die Erschütterung noch weit stärker in Ems gewesen war, daß man sie auch in Bonn verspürt hatte, in Boppart

und andern nahen Orten. — Ich wollte nach Bonn mit dem Dampfschiffe fahren, hatte daher bis zum spätern Vormittage Zeit und besuchte den Buchladen von Herrn Bädeker, fand aber nicht, was ich wünschte, nämlich Herder's Briefwechsel. — Die „Prinzessin von Preußen" nahm mich auf und ich fuhr bei heißer Mittagssonne und frischer Rheinluft gemach nach Bonn hinab, die Gesellschaft war überaus zahlreich und Zigarren und Speisen drängten mich zuletzt von meinem sonst guten Platz in den Wagen, wo ich Ruhe und zugleich die Befriedigung hatte, den armen Bello zu trösten, der bis dahin einsam darin gewesen war. — Früh Nachmittags kamen wir in Bonn an und ich nahm Quartier auf dem Markt im Trierer Hofe, bei Herrn Simrock, dem Bruder des Dichters. Eine schlechte Hinterstube zwei Treppen hoch, aber ziemlich kühl, das war in der furchtbaren Hitze alles werth! Ich ruhte einige Stunden, der Katarrh war durch die Fahrt nicht besser geworden und machte mich sehr mißmuthig.

Ich wollte doch nicht vergebens in Bonn sein, raffte mich nach sechs Uhr auf und fuhr in einem Einspänner hinaus vor das Koblenzer Thor, wo Dahlmann wohnt. — Dahlmann öffnete mir seine Zimmerthür selbst, und als ich meinen Namen nannte, freute er sich die Bekanntschaft zu erneuern. „Erneuern?" Das mußte ein Irrthum sein! Aber nein, er hatte Recht! Wir hatten im Jahr 1813 in Kiel bei Schleiden's einen Abend zusammen verlebt, von dem her ihm der russische Hauptmann bekannt geblieben war, mir aber der junge, damals unberühmte Gelehrte keinen dauernden Eindruck gelassen hatte. Die Berufung auf jene Zeit setzte uns aber gleich auf guten Fuß. Ein schwarzes, tief und scharf blickendes Auge, voll gemäßigter Kraft und Selbstständigkeit, eine heitre, sichre Miene, etwas

schwerfällige Haltung, alles in dunkler Färbung, ließ mich das Bild eines Mannes fassen, den ich auf der Rednerbühne zu sehen wünschte. Ich dankte ihm, daß er vortrefflich ausgeführt, was ich lange beabsichtigt zu thun, nämlich eine Schilderung Mirabeau's zu liefern; wir sprachen nun über diesen mit großem Einverständniß; ich verhehlte ihm nicht, daß ich mit seiner Uebersetzung der berühmten Worte an Brézé jedoch unzufrieden sei, wogegen er sich wenig vertheidigte. Er zeigte mir eine schwarze Gypsbüste, die er aus Niebuhr's Nachlaß erworben, und welche dieser als die Büste Mirabeau's gläubig verehrend in seinen Zimmern aufgestellt gehabt, die aber Rauch später als die Büste Gluck's erkannt haben will. In der That hat sie mit meinen Bildern Mirabeau's keine Aehnlichkeit, es fehlt durchaus „la hure", wie er selber seinen Kopf nannte. Wieso Niebuhr eine so große Verehrung für Mirabeau hegte? kam in Frage. Ich erklärte es dadurch, daß Niebuhr diese Verehrung im Jacobi'schen Kreise angenommen, Jacobi selbst aber sie von seinem Freunde, dem jüngern Grafen von Nesselrode, empfangen habe, der mit Mirabeau in Freundschaft und Briefwechsel stand; damals aber wirkte das Ansehn eines solchen Grafen auf strebende Bürgerliche mit zauberischer Kraft! Wir sprachen über die Zeitumstände, wir sahen sie mit gleichen Augen. Ich erzählte ihm manches von Berlin, besonders auch in Betreff seiner Bücher. Die neue Regierungszeitung erregte ihm nur Zweifel und Mißtrauen; Pertz und die Uebrigen hatten ihn zur Theilnahme aufgefordert und ihm ihr Vorwort geschickt, er jedoch meinte, so lange sie solche Maximen aufstellten, werde er nie Theil nehmen; die ganze Unternehmung schien ihm verfehlt und hoffnungslos. — Ich verließ ihn, um noch zu Professor Böcking zu fahren,

der weiter hinauf ein gartenumgebenes eignes Haus am Rhein bewohnt, mit bezaubernder Aussicht.

Es war noch heller Tag, ich fragte, wie weit Godesberg sei? „Zum Fahren ein halb Stündchen.“ Also General und Generalin von Czetteritz dort besucht! Nach einer guten Stunde kam ich bei völliger Dunkelheit dort an. Große Bezeigungen, viele Fragen, lebhafte Theilnahme für alles, guter Thee. Die Generalin ist leidend, aber voll Muth und Munterkeit. Am 10. August wird die Gräfin d'Agoult auf einige Tage bei ihr zum Besuch eintreffen; Therese von Bacheracht war schon dagewesen. Ueber den Roman „Nelida“. Ueber die Bekanntschaft mit Herwegh und seiner Frau. Bildniß der Gräfin in Erz, sehr schön. Eine Menge Einzelheiten kamen vor, zuletzt auch Politik, Polen, Frankreich ꝛc. Ich fuhr beim schönsten Sternenschimmer heim, trotz der lauen Luft noch vorsichtig in einen Mantel gehüllt, aber dennoch hustend und heiser, und kam erst um elf Uhr im Wirthshaus an.

Bonn, Freitag, den 31. Juli 1846.

Die Rheinlande machten mir einen fremden, beunruhigenden Eindruck; mich dünkte, man müsse hier Gesundheits- und Geldkräfte in Fülle zu verschwenden haben, um alles Dargebotene genießen zu können, denn es ist durchaus nichts beisammen, sondern weit auseinandergestreut, und bei allem Reichthum der Natur und des Alterthums fehlt doch vieles, was wir in Berlin vollauf haben.

Nach sechs Uhr ging ich mit Ganzmann aus. Zuerst auf den Münsterplatz, besah mir das herrliche Münster —

schon früher auch in Boppart eine merkwürdige alte Kirche —, die Bildsäule Beethoven's, die ich ganz abscheulich fand, ein wahres Schandding, wo das unglückliche Mantelwesen unsrer neusten Bildhauer in seiner ganzen Häßlichkeit erscheint, und besuchte dann den ehrwürdigen Delbrück, mit dem sich herzliches, gediegenes Gespräch ergab, über ernste Gegenstände, das Religionswesen, die Gesetzgebung, die Litteratur, die deutsche Sprache, — Delbrück freute sich unsäglich über den endlich errungenen Versuch mit öffentlichem und mündlichem Gerichtsverfahren, freute sich der verheißenen Reichsstände. Ueber Schelling denkt er wie ich. Auf Bettinens Königsbuch hält er viel. — Ich hätte noch stundenlang mit ihm sprechen können, aber seine Harthörigkeit und meine Heiserkeit wollten nicht zusammenpassen. Wir schieden mit Innigkeit und besten Wünschen. Seinen Wiederbesuch verbat ich auf's ernstlichste.

Von da ging ich zu Dr. Lersch, der mein Anliegen wegen einer Handschrift Eulogius Schneider's schon durch Dr. Junkmann wußte, aber vergebens darnach gestrebt hatte, wiewohl gewiß noch manches in Bonn liege, aber bei Leuten, die es mißtrauisch unter Verschluß hielten; auch leben in Mainz noch zwei Schwestertöchter von Schneider, die gewiß noch manches haben. Ich bekannte dem Dr. Lersch meine Zweifel, daß Schneider sich auf seinem Todeswege so reuig und kirchlich bußfertig bewiesen habe, wie es erzählt worden; Lersch meinte, er habe es aus mündlicher Ueberlieferung, fand aber auch, daß es mit dem sonstigen Wesen des Mannes gar nicht stimme. Ich weiß, wie dergleichen erfunden und geglaubt wird von Pfaffen und Pfäffischgesinnten. „Ja, man muß nur gradezu sagen, er habe sich bekehrt", das ist eine Formel, die zu Nutz und Frommen der Gläubigkeit unbedenklich angewendet wird.

Den Aufsatz von Nodier hörte Lersch durch mich zum erstenmal nennen. In acht Tagen tritt er seine Reise nach Italien an; er ist aus Aachen. Er bot mir an, den Abend mit mir zuzubringen, aber ich mußt' es ablehnen, ich bedurfte der Ruhe. — Aus diesem Grunde ließ ich auch den alten Arndt unbesucht, mit dem auch die freundlichsten Erörterungen, wie ich sie erwarten durfte, mir doch nur Anstrengung oder Unlust gewesen wären. — Auch für den Dichter Simrock hatte ich keine Kräfte übrig. — Dahlmann war inzwischen bei mir gewesen und hatte mich nicht gefunden. — Ein Kourier hatte die Nachricht von dem neuen in Paris auf den König Louis Philippe gerichteten Angriff überbracht. Wenig Theilnahme für ihn.

Soest, Sonnabend, den 1. August 1846.

— Der Flug durch die hier ebene aber fruchtbare Landschaft, am Schlosse Brühl vorüber, setzte mich in heitre Stimmung. Vielleicht hundert Bauerweiber und Bauermädchen fuhren mit nach Köln, ihre Marktwaaren in Körben oder Säcken, meist über einen Zentner schwer, trugen sie auf dem Kopfe herbei, dem Anschein nach ohne große Anstrengung. In Köln auf dem Bahnhofe sehr freundliche Beamte. Ein außerordentliches Blatt der „Kölnischen Zeitung" gab über den Pariser Vorfall näheren Bericht. — Die Postpferde ließen nicht zu lange auf sich warten, ich bestimmte den Postillon am Dome vorzufahren, und stieg hier aus. Schon der Eintritt überwältigte mich, als ich aber zum Chor gelangte und hier die gereinigten und neugeschmückten Gebilde betrachtete, kam ein wahres Ent-

zücken über mich. Doch waren es hauptsächlich die uralten Verhältnisse dieses Wunderbaues, die mit Zauber auf den Sinn wirkten und mir die ganze Seele hoben. Ich gestehe, daß mir die Rührung und das geistige Wohlsein, das ich empfand, Thränen in die Augen preßten. Ich hätte stundenlang in dieser heiligen Kühle bleiben mögen. Eine Messe, die mit großem Gepränge und Geschrei gehalten wurde, machte mir keinen Eindruck, ich hatte das Pfaffenthum zu grell vor mir. Dagegen entzückten mich die Glocken- und Orgeltöne. Darauf besah ich die neuen Arbeiten, die der König in Gang gesetzt hat; es ist ungeheuer viel gethan, und doch für das Riesenwerk noch blutwenig! Der gute Willen und das Vertrauen auf die Kräfte dieser Zeit haben etwas Rührendes, aber ich kann mich des Zweifels nicht erwehren, daß sie doch ihr Ziel nicht erreichen werden. Und sollten sie es erreichen, könnte dies Denkmal, wie schön es sei, je die ungeheuern Kosten werth sein, die durch dasselbe andern, menschlich dringenderen Zwecken jedenfalls entzogen werden? Ich war ganz beglückt durch den kurzen Aufenthalt, ich sah ihn als ein Stück meiner Genesung an, ich dankte dem Himmel für diesen einzigen Anblick, für diese Erfrischung des Leibes und der Seele. Die ganze Reise war mir nun gewichtiger und reicher, indeß — wenn mich das Geleistete auch entzückte, das Unternehmen entzückte mich nicht; der Stimme eines Kastraten höre ich mit Bewunderung zu, doch sie hervorzubringen lege ich keine Hand an!

Köln wächst sichtbar an Bevölkerung und Wohlstand, überall sieht man neue schöne Häuser, reich ausgestattete Läden, regen Gewerbfleiß und Handelsverkehr. Alle diese rheinischen Städte, und nicht minder das Land, haben unermeßlich gewonnen unter der preußischen Verwaltung;

wie leer und arm und düster war alles hier unter der französischen! Nur Eines machte sich damals kaum bemerklich, was jetzt trotzig sich erhebt, die Pfafferei! Dabei ist die Unzufriedenheit gegen die preußische Regierung ungeheuer, aber sie ist schon selber eine preußische Unzufriedenheit, dieselbe Art, die in Berlin und Königsberg und Breslau herrscht.

Ich fuhr über die Rheinbrücke nach Deutz, dann über Mühlheim nach Elberfeld — immer den Eindruck vom Dom in der Seele —, dann nach Hagen, und war Abends in Iserlon. Die Varnhagen'sche Vikarie hier ist für jetzt unbesetzt, die Einkünfte werden aufgesammelt, bis wieder ein geeignetes Familienglied die Stelle ansprechen kann. Ueberhaupt erinnert mich hier alles an heimathliches Alterthum. Nicht fern von Iserlon liegt Arensberg, und im Walde nahebei waren noch vor etwa dreißig Jahren Trümmer der Burg Varnhagen zu sehen, die seitdem aber, weil die Steine gebraucht wurden, völlig verschwunden sind. Ich dachte anfangs über Arensberg nach Kassel zu reisen, allein der Eifer, nach Hause zu kommen, überwog alles, und ich schlug den nächsten Weg nach Hannover ein. In der Nacht kam ich durch Soest; dem einst als Mitglied der Hansa blühenden Orte hatte mein Ahnherr Henricus von Ense in der berühmten Soester Fehde viel Ungemach zugefügt, Bürger gefangen genommen, Vieh weggetrieben, die Stadt gebrandschatzt; ich war froh, so still und friedlich jetzt durchreisen zu können! Die freien Reichsstädter und der freie Ritter sind beide unter dasselbe Landrecht gebeugt, und recht gut, daß es so ist. — Wir fuhren die Nacht durch.

Hannover, Sonntag, den 2. August 1846.

In Wiedenbrück versah ich mich mit bestem Pumpernickel. In Bielefeld war Schützenfest in der Stadt, daher große Lebhaftigkeit, unter vielen neuen Häusern stehen noch einige ganz alte, mit engen Pfeilergiebeln, wie deren ehmals in Hamburg am Hopfenmarkt standen, jetzt aber nach dem Brande durch neue ersetzt sind. So sehr ich eilte, so hätte ich mich doch gern in Herford aufgehalten, wäre nur im geringsten wahrscheinlich gewesen, daß dort noch Spuren des Lebens und Treibens der philosophischen Aebtissin und ihres Freundes Descartes zu finden wären! Noch lebhafter wurde ich von Bückeburg und Stadthagen gereizt, wo Denkmäler und Papiere meines Grafen Wilhelm zur Lippe in Fülle vorhanden sind, die durchzusehen mir eigentlich Pflicht und dabei der größte Genuß und Ertrag wäre; allein im besten Fall hätte ich acht Tage darauf verwenden müssen, und im schlimmsten erst nach solcher Frist erfahren, daß das Archiv sie nicht mittheile. — Einen angenehmen Eindruck machte mir noch Nenndorf, wo zahlreiche Kurgäste unter Schattenbäumen versammelt waren. — Ich habe Mindens und der westphälischen Pforte zu erwähnen vergessen; schöne Gegend. — Nach neun Uhr kam ich in Hannover an, bekam in British Hotel dasselbe Zimmer, das ich vor neun Jahren bewohnte, fand gute Bedienung, erquickte mich und biwakirte angekleidet auf dem Sopha.

Berlin, Montag, den 3. August 1846.

Vor vier Uhr auf und gefrühstückt, dann zum Bahnhof. Um fünf Uhr nach Braunschweig abgefahren, weiter nach Magdeburg, Köthen und Berlin, wo wir nach sechs

Uhr Nachmittags eintrafen. Furchtbare Hitze, gräßlicher Staub, doch bei allem der Trost des gewaltigen Forteilens. Zwischen Jüterbogk und Berlin ein Endchen Gewitterregen, wir fanden den Sturm schon vorübergezogen, es mußte heftig geregnet haben, aber die Luft war schwül geblieben, bald schien auch die Sonne wieder und die Last des Tages drückte nach wie vor. Staub und Hitze hatten mir die Stimme fast erstickt. — Zu Hause fand ich alles wohlbestellt. — Humboldt sah ich vorbeifahren, der erste Bekannte!

Auf der ganzen Reise, durch Süd- und Norddeutschland hab' ich nirgends meinen Paß vorzeigen müssen.

Dienstag, den 4. August 1846.

Ueber die hiesige Stimmung; nichts gebessert seit den fünf Wochen, die ich nicht hier war. Die Banksache erregt nur Mißfallen, auch bei den höheren Beamten selbst. Die Synode geht nicht nach dem Sinne des Königs, das erregt Schadenfreude und Mißachtung; die Bürger hier wären durch politische Triebfedern kaum aufzuregen, durch die religiös-kirchlichen Sachen gelingt es! — Verkehrtheiten aller Art gehen ohne Unterlaß vor, es ist, als ob ein Dämon dahinter wäre und alles zum Uebel wendete. — Große Unzufriedenheit im Heere.

Die Prinzessin von Preußen wird von Homburg nach England reisen und später auch die Herzogin von Orleans in Paris besuchen. Der König und der Prinz haben ihre Zustimmung gegeben.

Sonnabend, den 8. August 1846.

Der König hat an die Magistrate und Stadtverordneten von Magdeburg, Breslau, Königsberg ꝛc. einen scharfen Verweis ergehen lassen, daß sie sich angemaßt, an die Synode zu schreiben und dieser gleichsam anzudeuten, was sie zu thun habe. Die Schärfe ist in väterlichem Tone gehalten und will vor allem belehren, wie die Anmaßung ganz unbefugt sei, allein die Auseinandersetzung ist nicht glücklich und macht durchaus nicht den bezweckten Eindruck. Die Leute erwiedern, der König maße sich an, was er nicht befugt sei und nicht verstehe, nämlich den Glauben und die Kirche zu bestimmen, nach seiner Laune und Willkür, und sie hätten bessern Grund darin, als er. — Der Assessor Eberty in Halle, der die Vertheidigungsschrift für Wislicenus verfaßt hat, ist nach Graudenz versetzt worden, und man läßt ihn auf alle Weise fühlen, daß er sich hohes Mißfallen zugezogen hat. So geht das Verfolgungswesen immer seinen Gang! — Volksunruhen in Köln, Studentenschlägerei in Bonn, an beiden Orten ist die Polizei und die bewaffnete Mannschaft geschlagen worden, die Sachen sind unerheblich, aber von gefährlichen Zeichen begleitet. — Der König hat einer Krämerin zu Potsdam in guter Laune ihren ganzen Kram für fünfzig Thaler abgekauft und dann den Soldaten zur Plünderung preisgegeben, eben so eine Pantoffelbude, die er alten Weibern überlassen.

In Zürich ist ein kleines Heft erschienen: „Weniger als zwanzig Bogen. Von K. Heinzen“; darin wird der König ohne Scheu „der gekrönte Jesuit“, „der unter die Verachtung aller ehrbaren Leute herabgesunkene Berliner Zar“ genannt. Die Polizei hat dies Schriftchen mit besonderer Schärfe verboten und den Buchhändlern angekündigt, sie würden durch Verbreitung desselben an allen

darin begangenen Verbrechen mitschuldig werden! Das ist nun allerdings eine unhaltbare Zusammenfügung!

Donnerstag, den 13. August 1846.

Der Pabst! Wird er fortfahren, wie er begonnen hat? Wird er am Leben bleiben? Die Kardinäle bieten ihm schon Trotz und Oesterreich macht ihm Vorstellungen!

Wir arme Deutsche schreien jetzt wegen Schleswig-Holstein, man wird uns bald das Maul stopfen und höhnisch sagen: Was geht's euch an? Was versteht ihr davon? Aber wenn einmal wieder Noth ist, wenn einmal der Feind wieder droht, dann wird man Liebe und Betheiligung für das Vaterland von jederman verlangen, das heißt für das, was die Behörde dann das Vaterland zu nennen beliebt!

Freitag, den 14. August 1846.

Es heißt, der Graf von Arnim werde wieder als Minister eintreten, und zwar als Finanzminister! Das wäre in keiner Weise gut.

Seit vielen Jahren denkt und erinnert man daran, wie die Polen, wenn Preußen je die geringste Begünstigung dafür zeigte, ihm als Mittel dienen können, sich der Uebermacht Rußlands mit Vortheil zu erwehren. Natürlich aber hat die Regierung solche Gedanken nicht erfaßt. Jetzt unerwartet zeigt sich das Entgegengesetzte, nämlich daß Rußland sich die Polen aneignen und sie verderblich auf uns schleudern kann!

Sonnabend, den 15. August 1846.

Vormittags, ehe ich noch aufgestanden war, Besuch vom General von *. — Ueber den Zustand der hiesigen Dinge waren wir ziemlich einig; wie es mit der Synode geht, meint er, werde es auch mit den Reichsständen gehen, ganz anders als man es oben voraussetze; der Pabst, fürchtet er, wird bald anfangen zu kränkeln!

Die heutige Zeitung enthält eine Bekanntmachung des Kurators der hiesigen Universität, Direktors von Ladenberg, betreffend die Worte, welche Professor Michelet bei Gelegenheit eines ihm von seinen Zuhörern gebrachten Ständchens gesprochen haben soll. Recht ein Zeichen der Zeit, eine Offenbarung der herrschenden Erbärmlichkeit! Der Inquisitionsminister Eichhorn ist erschrocken über das Wort „bevorstehende Kämpfe", läßt fragen, was da für Kämpfe gemeint seien? Michelet giebt natürlich der Dummheit nach und stellt seine Worte so, daß man ihnen nichts anhaben kann, der Kundige aber dennoch sieht, wie es gemeint ist. Und nun kommt die Behörde und trägt ihre alberne Furcht und Aufpasserei zur Schau, und prahlt, Michelet habe nicht so was Arges gesagt, was den Karakter eines Lehrers der Jugend einem sehr ungünstigen Urtheil bloßstellen müßte! Die Bekanntmachung ist ein größeres Aergerniß, als alles was Michelet gesagt haben könnte!

In Goethe gelesen, im Homer, im Neuen Testament.

Mittwoch, den 19. August 1846.

Gestern kam Weiher und meldete, daß Herr von Düesberg Finanzminister geworden; mir sehr gleichgültig; immer aus dem alten Kreis unselbstständiger, abgerichteter Beamten, die aber, wo die Abrichtung nicht ausreicht, sogleich rathlos sind.

Die Vorgänge in Köln bleiben nicht ohne ernste Nachwirkung. Die Bürger sind aufgebracht und wollen ihre Beschwerde an den König bringen. Hier meint man, das Militair hätte nicht nachgeben sollen, und begreift nicht, wie die Behörden ihr Ansehn so preisgeben konnten. So wird die Verstimmung nur bitterer und dauernder! — Der Studentenlärm in Bonn scheint beigelegt.

Die schleswig-holsteinische Sache rumort. — Die päbstlichen Anordnungen verstutzen und empören den fanatischen Klerus und die schlechten Regierungen.

Merkwürdige Antwort Sir Robert Peel's auf eine Zuschrift der Elbinger an ihn.

Freitag, den 21. August 1846.

K. erzählte von des Königs Lustparthien und Zerstreuungen, es scheint in diesem Kreise nicht die geringste Sorge aufzusteigen. — In die dänisch-holsteinische Sache will sich der König fürerst nicht einmischen; aber seine Stände, seine Magistrate der Städte, die öffentlichen Blätter erklären sich laut; überall, wo die Regierung nicht voran ist, giebt sie einen Theil ihrer selbst auf und das Wirken geht auf Andre über. K. behauptet, die eigentliche Kontrovers sei nirgends mitgetheilt, man stelle nur immer die Klagen der einen Seite dar; das ist aber nicht der Fall, er liest nur die öffentlichen Schriften nicht. Ihn verdrießt die Theilnahme des Volks, der ständischen Kammern, der Zeitungen —, ich frage, ob man etwa die Zeiten zurückwünsche, wo kein Deutscher sich um Deutschland bekümmerte, wo der gemeine Mann gegen jeden Regierungswechsel gleichgültig war und jede Obrigkeit nur als einen Feind ansah? Fast sieht es so aus, als wolle man solche

Zustände, aber wenn es dann wieder in Frankreich kriegerisch werde, dann wolle man im ganzen Volke Vaterlandseifer, deutschen Gemeingeist, lebendigen Antheil am Staat! — Uebrigens ist bei der schleswig-holstein'schen Sache noch eine Hoffnung, daß der Bundestag sie nicht abweist, weil sie eben auch eine Fürstensache ist, auch Rechte des Hauses Oldenburg und des Hauses Augustenburg vorkommen; wäre sie eine Sache bloß des Volks und der Stände, so wäre sie, gleich der hannöverschen vor sechs Jahren, unrettbar verloren.

Sonntag, den 23. August 1846.

Die Kölner Geschichten nehmen eine verdrießliche Gestalt an. Die Bürger halten sich für mißhandelt, absichtlich zum Widerstande verlockt, sprechen von dem Leipziger Ueberfall, bringen alles zur Oeffentlichkeit; hier tadelt man die Behörden, daß sie nachgegeben. Das Staatsministerium hat wegen der Sache eine besondre Sitzung gehalten. Es hilft aber nichts, man wird dieser Dinge auf dem Wege der Gewalt nicht Meister, und der Weg neuer Einrichtungen ist diesen Exzellenzen zugeschlossen.

Von den Reichsständen, die noch gar nicht da sind, spricht man schon mit größter Verachtung; was die jetzt helfen könnten, preußische Reichsstände? Deutsche Reichsstände müßten kommen! Und dergleichen mehr!

In Braunschweig herrscht eine tiefe Mißstimmung gegen den Herzog, man fürchtet gewaltsamen Ausbruch.

Fichte schreibt mir unter andern: „Welch eine Zeit, welch eine Schmach, die auf unsrem Vaterlande liegt! Während unsre verhungernden Auswanderer auf dem Straßenpflaster französischer und belgischer Städte die Hülfs-

und Vaterlandslosigkeit unsres Volkes den Fremden zum Schauspiel geben, wagt ein «Offener Brief» auf das öffentliche Geheimniß auch unsrer politischen Nullität im Rathe der Großmächte wie auf etwas Anerkanntes, von selbst sich Verstehendes sich zu berufen. Und der Bundestag hält Sommerferien! Seit Napoleon's Zeit, seit den Katastrophen der Jahre 1805 und 1806 ist Deutschland Aehnliches nicht geboten worden. Dies alles macht auch auf die Ruhigsten einen tief einschneidenden Eindruck. — Das Schlimmste und Unheimlichste ist, daß sich unter allen Ständen unsres Volkes wie instinktmäßig das Gefühl zu verbreiten beginnt, so wie jetzo könne es nicht fortgehen, könne Deutschland nicht fortdauern."

Dienstag, den 25. August 1846.

Gestern Stralauer Fischzug; das erzwungene Volksfest kommt etwas in Abnahme, die höheren Klassen wollen auch nicht einmal Zuschauer mehr sein, und allerdings ist nicht viel zu sehen, als die Rohheit und Armuth des Volks. — In dem Augustheft der Monatsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" las ich mit lebhaftem Antheil den Aufsatz von Robert Mohl: „Die beiden Moser", und verband damit viele Betrachtungen über die Deutschen und ihre Geschichte; wenn man da recht hinblickt, so kann einem angst und bange werden! Unsre Nation steckt in der furchtbarsten Klemme, ich fürchte, um sich zum Staatsleben zu bilden, muß sie ihre besten Eigenschaften aufgeben, und wenn sie diese abgeworfen hat, wird es noch zweifelhaft sein, ob sie den Staat erlangt!

In Friedrich's von Schlegel „Litteraturgeschichte" gelesen; ich erstaunte; manche Gedanken, Wendungen und

Ausdrücke wie überhaupt die Schreibart muß ich wie sonst anerkennen, aber die katholische Beeiferung erschien mir diesmal ganz unerträglich, besonders in den Zusätzen der zweiten Auflage, über die Bibel, das Christenthum und die Indische Religion, da spricht der Autor bisweilen wie ein Alfanz oder wie ein trunkner Mönch.

Mittwoch, den 26. August 1846.

Der König war in Muskau und ist wieder zurück. Man sagt, solche Reisen, große und kleine, seien ihm Bedürfniß, er werde von Unruhe und Aufreizung getrieben, nicht lange an derselben Stelle zu bleiben.

Das Verfahren des Pabstes geht noch seinen Gang. Die badischen Kammern schreiten auch noch muthig und die Bewegung in Holstein nimmt zu.

Der Jesuitengeneral Pater Rothaan in Deutschland, in Aschaffenburg beim Könige von Baiern!

Freitag, den 28. August 1846.

Wenn ich zurückblicke, so sehe ich deutlich, daß wir seit dreißig Jahren — seit dem zweiten Pariser Frieden, seit der neugesicherten Macht der Fürsten — immer auf ein und demselben Wege sind, auf dem der Versäumniß, des Vergessens, der Faulheit, des Uebermuths, der Verwahrlosung, daher seit jener Zeit unaufhörlich dieselben Anklagen sich wiederholen, dieselben Versuche zu widerstreben, dieselben Unglückswarnungen. Zwei große Rucke gab es in dieser Zeit, von denen wir auf einen andern Weg geschoben werden konnten, die Julirevolution und die Thronbesteigung unsres jetzigen Königs, aber nach kurzem

Anhalten, nach kurzem Zweifel fiel alles wieder in den alten Gang, und 1846 gehen wir auf dasselbe Ziel hin, auf das wir 1816 gerichtet waren. Die kleinen Verbesserungen, die hin und wieder Statt gefunden haben und noch Statt finden, ändern nichts, sie sind nur Reize, die uns vor Augen halten, daß Verbesserungen nöthig und ausführbar sind, also auch die großen und wichtigen, die noch versagt bleiben. So ist es denn natürlich, daß heute oft ganz dasselbe geäußert worden, denn die Gebrechen von damals dauern noch heute fort, — es ist, als ob der Staat seiner besten Kraft beraubt wäre, Einsicht, Geist und Willen sind erstickt in Beschränktheit, Schlaffheit und Phantasterei.

Nachmittags Besuch der Gräfin von Königsmarck, mancherlei Mittheilungen! Sie erwartet den Grafen aus St. Petersburg zurück. Bei der Schilderung der dortigen Feste, die durch Beleuchtungen und überraschende Effekte als der Gipfel des Feenhaften beschrieben werden, und die dem Prinzen von Preußen und seinem Adjutanten mächtig imponirt haben, kann ich mich der Bemerkung nicht erwehren, daß die Feste Ludwig's des Vierzehnten in Versailles wohl eben so viel gekostet haben, aber gewiß geschmackvoller, angenehmer und fröhlicher waren, als die russischen. Nach einigen Zügen, die in den Briefen mitgetheilt waren, mußt' ich mir sagen, der Kaiser scheint mit seinen Erfindungen noch nicht weiter gekommen, als wohin die Leistungen eines Guckkastens reichen, natürlich stellt er die Bilder in größerem Umfang und mit mehr Kosten auf!

Gestern Hegel's Geburtstag, heute Goethe's. — Die General-Synode wird zum nächsten Jahre vertagt. — Die Bewegung für Schleswig-Holstein hat in Deutschland überall Wurzel gefaßt und wirkt auf die Stimmung jener Provinzen sehr ein.

Sonntag, den 30. August 1846.

Der viele Personenwechsel in den Staatsämtern macht seine Nachtheile fühlbar; hier und in den Provinzen klagt man über Mißgriffe in den Geschäften, Stockungen, Verschleppungen der Arbeit. — So ein Staat ist wirklich ein Wunderwerk, mit allen Gebrechen und Leiden besteht er doch und lebt so weiter; es ist freilich auch darnach!

Dienstag, den 1. September 1846.

Ich denke bei nichts, es müsse nur so sein, es käme mir unbedingt zu, im Gegentheil, jede Gabe ist mir immer neu, und ich bin verwundert und beschämt, daß sie mir zu Theil wird: die Wohnung, die Geräthe, das Essen und Trinken, der Kaffee, der mir morgens gebracht wird, und die Zeitung. Alles könnte mir ja mangeln, und ich müßte es mit Sorgen und Mühen jeden Tag auf's neue erstreben. Dies Gefühl der Dankbarkeit verläßt mich nie, und am wenigsten, wenn ich etwas wegschenken, jemanden Gutes erzeigen kann. Als ich dies neulich unbefangen äußerte, wurde ich durch die launige Bemerkung überrascht: „Nun das ist viel besser, als wenn Sie vor und nach Tisch ein feierliches Gebet hielten!"

Heute war eine Sitzung des Staatsministeriums wegen der Kölner Geschichten. Der König will alles gut sein lassen, die Minister sind daher auch dieser Meinung; aber der Prinz von Preußen, eben frisch aus Rußland angekommen, ist sehr aufgebracht, daß die Behörden den Bürgern nachgegeben, das Militair zurückgezogen, das feierliche Leichenbegängniß des getödteten Handwerksgesellen gestattet haben ꝛc. Er möchte den Kommandanten, den Bürgermeister, den Generalprokurator mit scharfem Tadel belegt,

wo nicht abgesetzt sehen; der Graf von **, der mich heute Nachmittag besuchte, sprach in gleichem Sinne.

Donnerstag, den 3. September 1846.

Gestern in der Mittagszeit ging ich auf die Kunstausstellung. Einige gute Bildhauersachen, einige Landschaften und mehrere Bildnisse abgerechnet, ist das Ganze wieder ein Zeugniß, wie schwach es mit unsrer Kunst aussieht, besonders mit der Mahlerei. Doch werden die Lobredner nicht fehlen! Ich sprach bei den Marmorn Herrn von Humboldt, der in mein Urtheil ziemlich einstimmte. Die Prinzessin von Preußen hat ihm geschrieben, sie habe sich gefreut, mich zu sprechen, ich zucke dazu die Achseln und sage, was ich denke, worüber Humboldt ganz betroffen und verwundert ist, er kann nicht begreifen, daß ich mich so äußere!

Der Anwesenheit des Jesuitengenerals Pater Rothaan in Deutschland wird widersprochen, aber daß er kommen wolle, wird zugestanden. Gewiß ist, daß den König von Baiern in Aschaffenburg hohe Geistliche aus Rom und Lyon besucht haben.

Der Prinz von Preußen ist wegen der Kölner Sachen durch den Kaiser von Rußland so heftig aufgestachelt, und hält sich nun doppelt befugt, stark einzureden. Der Kaiser war über die Vorgänge so aufgebracht und sprach solche Vorwürfe aus, als ob sie in seinem Lande geschehen wären. Der Prinz von Preußen soll gedroht haben, den Abschied zu nehmen, falls man nicht strenger verfahren wolle. Ein Grund mehr für den König, in seiner leichtern Auffassung der Dinge zu beharren; er hat schon geäußert, sein Bruder

habe gar nicht mitzusprechen, und der Kaiser möge sich um seine eignen Länder bekümmern!

In Holstein schreiten die Zerwürfnisse fort. Die deutschen Zeitungen sind sehr tapfer. Auch in Stettin ist eine Adresse an die Holsteiner zu Stande gekommen. Die deutschen Großmächte werden am Ende doch im Sinne der öffentlichen Meinung handeln müssen, nur zu spät, dazu mit den Haaren herbeigezogen, ohne Verdienst und Ruhm.

Sonnabend, den 5. September 1846.

Im Bankgebäude werden große Bauten vorgenommen, die Räumlichkeiten vermehrt, neue Geschäfts- und Schreibstuben, Aktenkammern, ein Versammlungssaal und andre Gelasse angebaut, auch die Zahl der Beamten vergrößert, alles wegen des neuen Bankwesens, und alle diese Kosten, dem Augenscheine nach größtentheils unnöthig — der Versammlungssaal wird kaum zweimal im Jahre gebraucht werden —, fallen sogleich der Verwaltung zur Last, die, wie man voraussieht, einen beträchtlichen Theil der Gewinne verschlingen wird. — Berlin wird immer mehr eine Behördenstadt; jedes Ministerium, außer einem Hauptprachtgebäude, dehnt sich in Nebengebäude aus, kauft und miethet, und hunderte der schönsten Zimmer dienen bloß zur Auflagerung von Akten. Dies Gebrechen, die weitschichtige, umständliche, nutzlose, ja schädliche Anhäufung der Geschäftsbetriebe, der Behörden, dies sollte im preußischen Staate angegriffen und geheilt werden!

Der König hat auf die Vorstellung der Frau Amalia Beer wirklich befohlen, daß der „Struensee“ von Michael Beer jetzt vor dem Laube'schen gegeben werden soll. Meyerbeer setzt Musik zu dem Werke seines Bruders, und mit dem

so ausgestatteten Trauerspiel soll die Kronprinzessin Olga von Würtemberg auf ihrer Durchreise im Theater gespeist werden.

Der König soll sich bitter über seine Brüder beklagen, deren keiner mit ihm stimme, besonders aber sei der Prinz von Preußen ihm unbequem, und er freue sich jedesmal, wenn derselbe verreise.

Montag, den 7. September 1846.

Die „Staatszeitung" enthält einen großen Artikel, unterschrieben von den Ministern des Kriegs, des Innern und der Justiz, der beweisen soll, daß das Militair und nicht die Bürger die Unruhen in Köln gestillt, daß die Einrichtung des Bürgerhandelns von oben mißbilligt worden, daß die Soldaten des Schutzes nicht bedurft ꝛc. Dies Machwerk ist die Folge des heftigen Einsprechens des Prinzen von Preußen, und sonderbar ist ihm Genugthuung, daß die Staatsbehörden das, worüber er zornig ist und dessen Wirklichkeit er nicht bezweifelt, öffentlich abläugnen, und dies so ungeschickt, daß jeder Leser das Gegentheil erkennen muß. Dadurch wird Köln auf's neue gereizt und der Unmuth genährt, der gewiß nicht schweigen wird.

Nachmittags Besuch von Mundt. Er war auch in Köln gegenwärtig bei den Unruhen, er hat gesehen, daß die preußischen durch die Straße marschirenden Wachttruppen von Schutzbürgern begleitet wurden, um sie gegen Volksangriff zu sichern, er war Zeuge, wie der Komman dant auf dem Rathhause von den Bürgern angeschuldigt und hart in die Enge getrieben wurde; es sind zuverlässig wehrlose und unbetheiligte Leute von den Soldaten-

verwundet worden, auch der getödtete Böttchergesell soll entschieden unschuldig gewesen sein.

Merkwürdiger Vorfall in Köln! Der hiesige Kammergerichtsassessor Oppenheim, Dr. Arnold Mendelssohn (Sohn von Nathan) und Herr Lassalle haben der Gräfin von Hatzfeldt gewisse Papiere, die ihren Mann bloßstellen sollen, dadurch zu verschaffen gesucht, daß sie demselben (nicht ihm, sondern einer Dame, die vertraute Briefe von ihm hatte) im Gasthofe seine Reisekassette aus dem Zimmer entwandten und damit forteilten. Oppenheim wurde ergriffen, Mendelssohn wird mit Steckbriefen verfolgt, von Lassalle ist noch nicht gerichtlich die Rede, allein hier will man behaupten, daß er bestimmt Mitschuldiger sei.

„Nun ist die General-Synode auseinander, und Bunsen nicht gekommen um sie zu leiten; also waren die Gerüchte falsch, die ihn deßwegen herberufen sagten.“ Mit nichten gilt dieser Schluß! Daß Bunsen kommen sollte, ist ganz gewiß; aber die Synode schien so hoffnungslos, daß man wenig von ihr erwarten konnte, auch wenn Bunsen an ihrer Spitze stand, und daß man sie lieber heimschickte. Auch war die Sache zu früh ausgeplaudert, und Bunsen selbst, durch die öffentliche Stimmung eingeschüchtert, hatte wohl wenig Lust zu der Sache.

Mittwoch, den 9. September 1846.

Der Gustav-Adolf-Verein hat am Dienstag in großer Versammlung auf Tivoli den Prediger Rupp als Königsberger Beauftragten nicht gelten lassen, sondern trotz der Einrede der Geistlichen Uhlich, von Sydow und Jonas durch Stimmenmehrheit ausgeschlossen. Das Gefühl dieses Ereignisses lag schwer auf dem übrigen Abend, man hieß

die Tafelmusik schweigen und ging unmuthig auseinander. Ein schönes Beispiel christlicher Liebe! Der ganze Verein wird schwer darunter leiden, Mitglieder und Beiträge werden sich mindern. Wenn die Hundsfötter einen in Dogmen von ihnen Abweichenden ausstoßen, was können sie denn klagen, daß der Pabst sie alle als Ketzer verflucht? Man freut sich hie und da, daß die Pfaffen selber den guten Schein, der sie noch deckte, abwerfen und sich zeigen, wie sie sind. — Die „Staatszeitung“ sagt, das preußische Kabinet sei bei der hochwichtigen Sache von Schleswig-Holstein nicht gleichgültig. Schwanenorden!

Freitag, den 11. September 1846.

Gestern Vormittag zum Geh. Hofrath Karl Müller gefahren. Sein Haus an der Hirschelbrücke hat er selbst gebaut, seinen Garten selbst gepflanzt; er würde sich seiner Tage freuen, aber er ist zweiundsiebzig Jahr alt, krank von einem Falle, nervenschwach, ganz abgezehrt; es gelang mir sehr, ihn zu erheitern, aufzumuntern, durch Erinnerung an alte Sachen, an seine Erfolge in kriegskundigen Angaben, die er noch ausführen könnte. Er beklagt das Zurückschreiten Preußens, das Sinken unsres Geistes, die Verwirrung aller Dinge.

Ein Apotheker Karl Modestus Settegast brachte mir einen Brief von Bettinen von Arnim aus Wiepersdorf, ich schrieb sogleich an Humboldt, ihm das von Bettinen empfohlene Anliegen des Mannes zu empfehlen. Herrn Settegast's Bruder besorgt die Druck- und Verlagssachen Bettinens jetzt; als die ersten Ankündigungen von Seiten der „von Arnim'schen Verlagsexpedition“ erfolgten, kam von Seiten des Magistrats die Anforderung, Bettina solle

das Bürgerrecht erwerben und Gewerbsteuer zahlen; sie hat derb und scharf darauf geantwortet und ist seitdem nicht wieder angegangen worden.

Abends bei Hensel's große Gesellschaft, Musik. Ich sprach lange mit Böckh, nachher ausführlich mit Paul Mendelssohn über die hiesige neue Bank. — Hensel und Dirichlet traten herzu und brachten die Hatzfeldt'sche Geschichte zur Sprache, ich vertheidigte mit Scherz und zum Theil im Ernste die drei jungen Leute, verglich ihre That mit der von Wilson, Hutchinson und Bruce, als sie Lavalette befreiten, erörterte den Begriff des Ritterlichen, zog das Verbrechen des Zweikampfs hinein, und es gab eine ganz lustige Unterhaltung, die auch die ursprünglich harten Urtheile sehr milderte. Böckh erzählte, Lassalle, der sich bei ihm gemeldet wegen Habilitirung bei der Universität, habe von neuen Fragmenten des Herakleitos gesprochen, die er gefunden, mit denen es aber verdächtig ausgesehen haben möge, auch sei er nicht wiedergekommen. — Dirichlet macht mir das Wort streitig, „der Assessor Oppenheim sei an den Rhein gereist, das mündliche Verfahren dort kennen zu lernen".

Der Dank an die Kölner wird so formulirt: „Wir danken euch, daß ihr die Ruhe hergestellt, doch eigentlich habt ihr sie nicht hergestellt, und dann habt ihr Halunken euch dazu ordentlich organisirt, — daß ihr euch das nicht nochmal untersteht!"

Sonnabend, den 12. September 1846.

Böckh erzählte mir gestern, August Wilhelm von Schlegel habe vor ein paar Jahren dem Könige geschrieben und vorgeschlagen, aus den Poesieen Friedrich's des Großen

die gegen das Christenthum gerichteten Stellen in der neuen Ausgabe wegzulassen, und der König habe das gebilligt und in diesem Sinn einen Kabinetsbefehl an die Akademie gerichtet. Böckh hat dieses Schreiben ruhig bei Seite gelegt, in der Meinung, käme es erst an die Poesieen, so würde dann Zeit sein, dem Könige zu sagen, daß das nicht ginge, daß die Ausgabe dann eine verstümmelte sein und alle Welt schreien würde, auch dürfte wohl das, was Wöllner zum Druck gegeben, jetzt wiedergedruckt werden. Indeß erscheint Schlegel in sonderbarem Lichte, wenn man seinen Rath mit dem Inhalt seiner jetzt mit seinem Willen erschienenen französischen Schriften vergleicht, die eine Menge der stärksten Angriffe gegen das Christenthum enthalten. Offenbar hat der Schalk die Welt zum Narren haben wollen, und nach seinem Tode noch Rumor machen. Das ist ihm gelungen, die Pfaffen schreien mörderlich.

Der Prinz von Preußen und mit ihm eine große Zahl vornehmer Offiziere schäumen vor Wuth über die Antwort des Königs an die Kölner, besonders über die Stelle, wo der König nachgebend verspricht, er werde die Militairbehörden anweisen, jedesmal vor Anwendung der Waffengewalt, wenn nur irgend Zeit übrig ist, der Stadtbehörde und Bürgerschaft davon Anzeige zu geben. Sie sehen hierin eine gefährliche Schwäche, ein Vergeben der eignen Würde, eine Herabsetzung des Militairs. Es ist ein Sturm von Mißbilligung; seit Haugwitz'ens Verträgen mit Napoleon hat man nichts Aehnliches gehört! Und die Kölner? Die sind nichts weniger als befriedigt, die klagen ihrerseits heftig. Der König steht zwischen beiden Theilen und fängt die beiderseitige Feindschaft auf! Er gewinnt nirgends Dank.

Kleine Schrift Delbrück's gegen das Lied von Arndt: „Was ist des Deutschen Vaterland?", mit Erwiederung von Arndt. Alles in bester Freundschaft, aber dadurch matt. Delbrück hat ohne Zweifel Recht, trägt aber die Sache faselnd vor, und von Arndt selber zu verlangen, er solle sein Lied verwerfen und öffentlich zurücknehmen, ist gar thöricht!

„Die Hosen des Herrn von Bredow. Roman von W. Häring" (zwei Theile). Endlich erschienen. Ich habe ein paar hundert Seiten darin gelesen und muß wieder sagen, was schon früher, man kann sich nicht genug wundern und ärgern, daß mit so vielem Talent immer nur so wenig geleistet wird.

Man nennt jetzt die in Köln beraubte Dame nicht Frau von Meyberg, sondern Frau von Meyendorff, und behauptet, es sei die Schwägerin des hiesigen russischen Gesandten. Dann wäre es meine Frau von Meyendorff, die ich in Bonn, Baden und hier gesehen, die auch Rahel'n besucht hat, die geborne von Hogguer.

Montag, den 14. September 1846.

Der Minister von Canitz leidet noch immer, Töplitz hat ihm wenig genutzt, er magert ab und ist der Geschäfte überdrüssig. Gegen die spanischen Heirathen spricht er scharf; aber da Preußen wie Rußland und Oesterreich jetzt mit Spanien keine diplomatischen Verbindungen haben, so darf man sich nicht wundern, daß sie bei der Sache gar nicht in's Spiel gezogen worden. Politische Vorurtheile bestrafen sich. Des Königs Abneigung gegen Frankreich und Belgien haben schon vielen Schaden gebracht und werden noch mehr bringen, wir gehen der nützlichsten

Verbindung verlustig und haben auf der Gegenseite auch keine, denn England verschmäht uns, und Rußland und Oesterreich grollen.

Die „Vossische Zeitung" spricht tapfer für Rupp. — Die leitende Parthei des Gustav-Adolf-Vereins wird allgemein mit Unwillen verurtheilt. Pfaffengezücht!

Als neulich von der Friedensklasse des Ordens pour le mérite die Rede war:

„Sunt qui non habeant, est qui non curat habere." Horat., Epist. II, 2. 182.

Mittwoch, den 16. September 1846.

Heute übernimmt in der „Vossischen Zeitung" ein Lump mit amtlich-gleißnerischem Schein die Ausstoßung Rupp's zu rechtfertigen; er thut aber nichts andres, als daß er die Schuld höher hinauf bezieht, die Hintermänner vorschiebt, und darin hat er gewiß Recht, es ist mehr Augendienerei als Fanatismus bei der Ausstoßung; die Schuld erscheint nun nur größer und verabscheuungswerther, der ganze Verein als ein liebloser, vom Wurm zerfressener.

Große Aufregung in Köln wegen des Erlasses der drei Minister! Nun kommt noch das Kabinetschreiben des Königs! Verdrießliche Geschichte!

Was der Minister Graf von Arnim heftig hintertrieb, hat endlich sein Nachfolger Bodelschwingh bewirkt, die Statuten des sogenannten Zentralvereins zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klassen sind endlich genehmigt, nachdem sie noch einige Stümmlungen erlitten. Kein Mensch dachte noch daran. Die Mitglieder des Vorstandes erschraken, als sie davon hörten, und meinten, sie wollten mit dem abgestandenen Zeuge nichts mehr zu thun haben. Nun muß

die Behörde noch bitten! Der Verein soll doch die 15,000 Thaler, die der König ihm damals angewiesen, auch verwenden! Eine klägliche Geschichte!

Sonntag, den 20. September 1846.

Der König, nachdem er sich durch die öffentliche Meinung für die schleswig-holsteinische Sache einigermaßen hat anregen lassen, ist nun gleich so eifrig geworden, daß er mißfällig bemerkt hat, die schleswig-holsteinische Adresse sei noch nicht in die „Staatszeitung" aufgenommen worden, — der Zensor hatte die Aufnahme untersagt! — Der Minister von Canitz, leidlich gesund in diesem Augenblicke, zeigt großen Unmuth über die Montpensier'sche Heirath und macht es sich zum Hauptgeschäft, gegen diese Sache zu arbeiten. Leider ist dies ganz unnützer Aufwand von Sorgen und Kräften, denn was kann Preußen thun? Wir haben in Madrid keinen Gesandten, so wenig wie Rußland und Oesterreich, es bleibt also nur übrig, in Paris deßhalb aufzutreten, aber dazu werden die Kabinete von Berlin, Wien und St. Petersburg erst übereinkommen wollen, welche Sprache und Schritte gemeinsam zweckmäßig seien; bis das geschehen, ist längst der Zeitpunkt vorüber, wo dies fruchten konnte, und der matten Einigkeit hat Louis Philippe längst seine Gegenbohrung angebracht. Ich sehe schon die Masse von ausführlichen Denkschriften und Depeschen, welche zwischen den Höfen gewechselt werden, schauderhaft anschwellen, und freue mich innigst, in solch verfluchtem Zeuge nicht mitarbeiten zu müssen!

Schimpfliche Bloßstellung des Abgeordneten Buß in der zweiten badischen Kammer, auch seine versuchten Ausflüchte wurden auf der Stelle als Lügen dargethan.

Dienstag, den 22. September 1846.

Professor Trendelenburg als Rektor der Universität klagte dem Minister von Savigny, die Zahl der hier studirenden Theologen habe sich um die Hälfte vermindert gegen die frühere Zeit. Savigny hörte das mit Mißfallen, hatte jedoch die Stirn, mit freundlicher Unschuld zu fragen, was wohl die Ursache dieser Abnahme sei? worauf Trendelenburg trocken erwiederte, die einseitige und geistlose Besetzung der theologischen Fakultät. Der dumme Pfau wandte sich nun ab und wollte nichts weiter hören.

Mittwoch, den 23. September 1846.

Merkwürdiges Ereigniß! Der König von Dänemark hat am 19. September eine Bekanntmachung erlassen, worin er sagt, sein Offener Brief sei mißdeutet worden, und er spricht nun die Anerkennung aus, daß die Herzogthümer Schleswig-Holstein zusammengehören, selbstständig sind, und daß Holstein und Lauenburg zum Deutschen Bunde gehören; nur in Betreff des Erbfolgerechts schweigt er. Das Ganze ist sehr elend gerathen und in einer halben Zurücknahme eine vollständige Niederlage. Die entschlossene Haltung der Holsteiner, die Stimmen der Deutschen, besonders aber die Oede und Stille an seinem Geburtsfeste haben den armseligen dicken Christian außer Fassung gebracht. Wird das von ihm Gethane genügen? Schwerlich. Aber jedenfalls hat er die Schlappe davon.

Der Sohn des Don Carlos ist aus Bourges entwischt und hat eine Proklamation an die Spanier ergehen lassen. Carlistische Bewegungen in Catalonien. So weit haben der nichtswürdige Louis Philippe und die nichtswürdige

Christine es gebracht, daß ich und jeder redlich Meinende sich freuen muß über eine Gegenbewegung in Spanien, sollte sie auch eine carlistische sein! Die Art, wie jene beiden, in und zu Ränken Verbundenen, seit Jahren das Schicksal Spaniens in Händen halten und das zerrüttete Land für ihre persönlichen Absichten immer auf's neue zerrütten und mißbrauchen, muß die Rache der Geschichte gewaltig aufrufen, wenn auch die Thäter während ihres Lebens vielleicht der verdienten Strafe entgehen. Dieser größte Hundsfott unsrer Zeit, weit schlechter als sein elender Vater Egalité, soll als der Held unsrer Zeit gelten! Wohl, die ihn loben, loben ihn sich zur Schande!

Im Tacitus gelesen, im Horatius.

Der König von Würtemberg hat sich für die Bundesinspektion seiner Truppen sowohl österreichische als preußische Generale verbeten, und diese willkürliche Feindseligkeit ist ihm ungerügt hingegangen. Ach der Deutsche Bund, ach der Deutsche Bundestag!!

Freitag, den 25. September 1846.

Ich habe mir heute auf meiner Stadtwanderung alles recht angesehen, Bauten, Straßenverkehr, Läden, Soldatenhaufen, Schulkinder, Arbeiter, Damen, ein buntes Allerlei von eigenthümlichem frischen Leben. Daß Berlin wächst und steigt, ist offenbar. Ein wohlthuender Eindruck, der des allgemeinen Gedeihens!

Der Geh. Rath Mathis, Stiefsohn des Hofpredigers Theremin, welcher eben zum Direktor im Ministerium des Innern ernannt worden, hat diese Beförderung wider den Willen seines Ministers (Bodelschwingh), durch den Einfluß

des Ministers von Thile bekommen. Er hat bei Zeiten beten gelernt!

Die närrischen Bekanntmachungen eines preußischen Generals und eines ihm untergebenen Hauptmanns am Rhein wider den Kommunismus haben die hiesigen Zeitungen aus der „Trierer“ und „Kölnischen Zeitung“ nicht aufnehmen dürfen.

Sonntag, den 27. September 1846.

Dem Kriegsminister von Boyen begegnet, der sein Joch schwer trägt!

Die Gepränge und Zerstreuungen, die jetzt aus Schlesien berichtet werden, widern mich an! Wie viel Zeit geht da verloren, wie viel Gesinnung wird erstickt, wie viel nutzloser Aufwand gemacht!

Der Bundestag hat endlich einen Beschluß in der schleswig-holsteinischen Sache gefaßt, der deutschen Meinung wesentlich gemäß, aber doch mit Vorbehalten und Wendungen, die ihm das Verdienst einer reinen und offnen Vertretung wieder nehmen. Er empfiehlt, jetzt sollen die Regierungen auch die öffentlichen Stimmen zum Schweigen nöthigen! Also wieder Preßzwang und Polizei! Natürlich, der Bundestag ist diesmal von der Oeffentlichkeit gezwungen worden, das verdrießt ihn, er folgt und gehorcht, will aber das nicht gut heißen, was ihn gemeistert hat. — „Halunke, wehre dich!“ Alte Kriegsvorschrift, auch der Bundestag wehrt sich.

Theremin ist gestern Nachmittag im siebenundsechzigsten Lebensjahre gestorben.

Dienstag, den 29. September 1846.

Des Königs Rede an die Breslauer giebt vielen Stoff zum Tadel; zuerst, sagt man, ist es eine nutzlose Erdichtung, daß in Breslau nur wenige Unzufriedene seien, jederman weiß, daß die ganze Stadt es ist, und der König selbst weiß es; ferner ist die Bitterkeit gegen die, „welche in Deutschland auf Untreue brüten", und „deren Lob eine Schmach" ist, ein Bekenntniß des Aergers, das die Schadenfreude der Gegner weckt, ja die Leute sagen, es sei Eifersucht auf Lob, auf Zeitungslob. Diese und andre Redensarten hört' ich unter den Linden.

Der König hat zum Grafen von Münch-Bellinghausen (in Königswarth?) gesagt, er brauche gar keine Leute mit Ideen, Ideen habe er selbst genug, er brauche nur Diener zum Ausführen! — Aber wenn diese ideenlos sind, so wird's auch mit dem Ausführen schlecht stehen! Wir sehen's. Eichhorn, Thile, Savigny ꝛc. mögen sich bedanken für die schmeichelhafte Aeußerung!

Mittwoch, den 30. September 1846.

Mir steigt seit einiger Zeit die wachsende Ahndung auf, daß das Leben in dem Striche, den es seither gehalten, nun nicht lange mehr fortgehen könne, sondern eine Wendung werde machen müssen. Unser ganzer Boden ist unterhöhlt, tausend Gänge sind hindurchgetrieben, endlich werden sie in ein großes Loch zusammenbrechen. Meine Ahndung ist ein ganz persönliches Gefühl, das freilich aus der besondern Art hervorgeht, wie mich die Dinge der Welt berühren. Politik, Litteratur, Gesellschaft, Kunst, Bürgerthum, alles ist von demselben Strom ergriffen und wird derselben Mündung zugeführt; das fühlt und sieht jeder.

Eine Merkwürdigkeit erster Art ist die Versammlung der Germanisten in Frankfurt am Main; deutsche Gelehrte — und die größten Namen — verhandeln öffentlich die schleswig-holsteinische Frage und gegen den König von Dänemark! Metternich muß darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen! Die Sache machte sich wie von selbst, und die Schüchternheit von Grimm und Pertz, welche alles Politische ausschließen, nur das Wissenschaftliche zulassen wollten, konnte die Verhandlung nicht hindern, eine politische Demonstration zu werden.

Als der König voriges Jahr in Frankfurt am Main war, legte der Graf von Münch ihm nahe, doch mit Amschel von Rothschild über Finanzen zu sprechen; aber der König sagte, er wolle nicht, und ließ Rothschild unangeredet stehen. Rothschild sagte nachher zu Münch: „Er hätt' doch wohl mit mir spreche könne, ich bin doch a praktischer Mann, ich hätt'm doch vielleicht was gesagt, das er hätt' brauche möge!"

Freitag, den 2. Oktober 1846.

In Schlesien, sagt man, hat der König manches Unangenehme erfahren, wovon freilich die glänzenden Zeitungsberichte nichts melden. Er soll von den Einwohnern mehrmals Antworten erhalten haben, wie er sie nicht wünschte; auch im Militair habe sich, wird erzählt, viele Mißstimmung gezeigt.

Sonntag, den 4. Oktober 1846.

Die Germanisten in Frankfurt am Main haben sich auch schon entzweit, Gervinus zog sich zurück.

Die eigenhändigen Briefe des vorigen Königs an Napoleon waren in dem Besitze Joseph Bonaparte's, kamen an seinen Adjutanten und wurden von diesem unsrem jetzigen Könige zu Kauf angeboten. Sie sind für sechsundzwanzigtausend Thaler angekauft worden. Man sagt, ihr Ton und Inhalt seien tief demüthig und höchst beschämend für den Schreiber; das läßt sich denken; aber das weiß doch jederman, und man hätte die Briefe so theuer nicht bezahlen sollen! — Der Kaiser Nikolai hat für ähnliche Briefe seines Bruders Alexander gar dreißigtausend Thaler bezahlt.

Montag, den 5. Oktober 1846.

Dem König ist in Schlesien eine Uhr, die ihm werth war, aus dem Wagen gestohlen worden. Belohnung von 20 Friedrichsd'or dem Wiederschaffer. Der unbedeutende Vorgang ist ein Gegenstand vieler Glossen, in denen sich keine schöne Stimmung verräth.

Dahlmann's Brief an die Herausgeber der „Geheimrathszeitung", durch welchen er die Theilnahme ablehnt, steht heute in der „Vossischen Zeitung" abgedruckt. Vortrefflich; und sehr eindrucksvoll für die Leser; gute Warnung für die Obenstehenden, wenn sie noch fähig sind, einer Warnung zu folgen.

Schöner Brief von Heine aus Tarbes an Campe, im hamburger „Telegraphen" abgedruckt. „Der Tod ist vielleicht gar nicht, vielleicht der letzte Aberglauben."

Donnerstag, den 8. Oktober 1846.

Die Schrift von Franz Raveaux über die Kölner Vorgänge gelesen; nach diesen sehr glaubhaften Schilderungen

haben die Soldaten furchtbar gewüthet, die Behörden sich schändlich benommen. Dagegen darf der elende Huber in seinem „Janus“ hier sagen, daß die Behörden schwer zu bestrafen seien, weil sie nicht scharf genug gewesen!

Hölderlin's Schriften, in zwei Bänden von Christoph Schwab herausgegeben. Dieser Autor faßt mich von allen Seiten mit gewaltsamen, lebenvollen Erinnerungen. Seine Gedichte in der „Thalia“ entzückten mich in frühen Jugendjahren, dann bekam ich den „Hyperion“ von Frau von Boye geschenkt, und ein ganzer Kreis hing an diesem Gefühlsbuche. Sein „Sophokles“ kam mir in Hamburg in die Hände. Dann sah ich ihn selbst, in Tübingen, als Wahnsinnigen! Lange nachher in Berlin ging mich der Lieutenant Diest wegen der Herausgabe seiner Gedichte an, Frau von Kalb sprach von ihm, Achim von Arnim; endlich Hegel's Freundschaft mit ihm und Sinclair, von der ich erst spät erfuhr, und so erstreckt sich mir die Wirkung dieses Namens über mehr als vierzig Jahre!

Freitag, den 9. Oktober 1846.

Die heutige „Vossische Zeitung“ bringt Kuranda's Bericht über seine Ausweisung, jedoch den Anfang, wo er sehr schicklich von Itzstein und Hecker spricht, hat die Zensur gestrichen! Aber die „Grenzboten“, wo der Aufsatz ganz zu lesen ist, sind noch unverwiesen. Dummheit über Dummheit.

Dem Bundestage wird übel mitgespielt von den Dänen, sie brauchen ihn oder nicht, wie es ihnen gut dünkt; den letzten Bundesbeschluß über Holstein läßt die Zensur nicht bekannt werden, sondern streicht ihn dem „Altonaer Merkur“ — in einem Staate des Bundes! — Dagegen

wird jetzt erst eine Bundesverordnung vom Jahre 1832 gegen die Volksversammlungen bekannt gemacht, bisher hatte die dänische Regierung dies unterlassen. Heute bringt unsre „Staatszeitung" einen Artikel zur Rechtfertigung des Beschlusses wegen Holstein, so scheint es wenigstens, denn die rechte Meinung ist in verworrene Sätze versteckt. Elende Wirthschaft.

Herr von Nagler hat nicht Eine Million, sondern über zwei Millionen Thaler hinterlassen — ein beinahe ärgerliches Vermögen, über dessen Erwerbungsart auch der König mißfällig sich geäußert haben soll. Der eben verstorbene Herr von Treskow von Friedrichsfelde hat ein Vermögen von anderthalb Millionen Thalern hinterlassen, die Frucht glücklicher Betriebsamkeit und Verwaltung.

Herrn von Nagler bot einst Rothschild in Frankfurt vertraulich an, sich mit 40,000 Thalern zu betheiligen, und meinte, es sei keine Undelikatesse, den sichern Gewinn einzuziehen; das fand Herr von Nagler auch, und so sehr, daß er erklärte, für die gleiche Summe möchte auch seine Frau dabei betheiligt werden, — was Rothschild mit Staunen über die „Chuzbe" zugestehen mußte. Verbürgte Anekdote!

Sonntag, den 11. Oktober 1846.

In der Wilhelmsstraße begegnete ich wieder dem Kriegsminister von Boyen und sprach lange mit ihm; er ist konstitutionell gesinnt, aber ohne auf Einzelnes eingehen zu können, übrigens erwartet er nicht viel, und was zunächst kommen kann, kommt für ihn zu spät! Er fragt mit Eifer nach meinen Arbeiten, und will mir Papiere liefern, wenn sich deren für mich brauchbare im Kriegsministerium finden.

In der „Ilias“ gelesen, in Grimm's „Litterarischen Berichten“. — Die „Ilias“ ist mit nichts in der Welt zu vergleichen, sie ist ein einziges, wunderbares, uns in seiner Kraft und Reichhaltigkeit kaum faßliches Geschichts- und Volkserzeugniß, gewiß das Werk oder vielmehr der Ertrag von Vielen, wie jedes große Schaffen der Menschen, die Reformation, die Revolution ꝛc.

Keine politischen Neuigkeiten bei uns, die Zeitungen sind voll von Herrlichkeit aus Schlesien, wo Zeit und Geld hinreichend verschwendet werden!

Montag, den 12. Oktober 1846.

Der König ist in Schlesien beim Heruntersteigen vom Zobten rücklings gefallen, doch ohne Schaden. Andre kleine Mißgeschicke, Irrfahren, Zufrühkommen, Zuspätkommen, Irrung in Personen. Das Publikum gleichgültig.

Endlich giebt auch der „Altonaer Merkur“ den Bundesbeschluß wegen Holstein. Die Bewegung dauert fort.

In Köln ist Franz Raveaux mit großer Stimmenmehrheit zum Gemeindevorsteher gewählt worden.

Bei Besetzung hoher Stellen sieht man besonders auf willenlosen Gehorsam, schweigsames Selbstverläugnen, weist alle persönliche Eigenart, allen kräftigen Karakter ab; nun sollen aber solche gehorsame Werkzeuge in plötzlichen schwierigen Fällen doch so handeln und wirken, wie es nur selbstständige, karakterfeste Männer können, sollen wirken nach eigner Meinung und Ansicht, — natürlich können sie es nicht, und da hat man denn solche Dummheiten, wie sie in Köln vorgekommen sind!

Der Prinz von Preußen kommt heute aus Oesterreich zurück. Der absolut gesinnte Prinz spielt wider Willen die

Rolle eines konstitutionellen, er macht lauter Opposition gegen den Willen des Königs und schwächt dessen Ansehn durch bösen Tadel.

Des jetzigen Pariser Arnim Frau ist gestorben. Seine pietistische Todesanzeige giebt viel Aergerniß bei allen ordentlichen Menschen. Die milchgetaufte Betty Strick van Linschoten, Tochter des damals batavischen Gesandten Bürgers Strick (tout court), endete als Frömmlerin, und Frömmelei prahlt in der Todesanzeige!

„Den Heimgang meiner theuren Frau Elisabeth Strick van Linschoten zeige ich Verwandten und Freunden ergebenst an.

„Sie schied von uns heute Morgen gegen 4 Uhr, um einzugehen zu ihres Herrn Freude. Ihm sei Lob und Dank in Ewigkeit.

Paris, 6. Oktober 1846.

A. H. von Arnim."

Dienstag, den 13. Oktober 1846.

Mehrere Städte der Provinz Sachsen — Naumburg, Langensalza — haben sich dahin ausgesprochen, zu den Provinzialständen keine Abgeordnete mehr schicken zu wollen, weil diese Stände doch nichts leisten, nicht richtig zusammengesetzt und ein Hinderniß der Berufung von Reichsständen sind. Dies Benehmen, nachdrücklicher und schärfer als hundert Petitionen, hat die Regierung sehr in Schrecken gesetzt, und sie fühlt die größte Verlegenheit, wie sie dieser neuen Art von Opposition begegnen soll. Indeß wird auch diese Regung starken Volkswillens fürerst abgeschwächt werden und man wird stärkere abwarten.

Besuch vom Grafen von Königsmarck, der von der Inspektionsreise nach Oesterreich mit dem Prinzen zurückgekommen. Er gesteht, daß die österreichischen Truppen viel zu wünschen lassen, schwerfällig sind, ohne Geist und Spannung, dabei die Generale ganz stolz auf ihre Vortrefflichkeit, ja der Kommandirende in Böhmen, Fürst Alfred von Windischgrätz, spricht behaglich die Ueberzeugung aus, daß keine Truppe in der Welt sich mit der vergleichen könne, die er dem Prinzen vorgeführt!

Bei *. Mancherlei verhandelt. Ueber die hiesige Freimaurerei, die in Philisterthum versunken ist, christlich thut, auch die in England und Holland aufgenommenen Juden in den hiesigen Logen nicht zuläßt, worauf die englische Maurerei der hiesigen allen Zusammenhang kündigt. Der Prinz von Preußen hiebei betheiligt, ob für oder gegen die Juden, wird gestritten; jedenfalls ist er verdrießlich über den Zwist.

Mittwoch, den 14. Oktober 1846.

Der König soll fieberkrank sein, wird aber doch morgen seinen Geburtstag feierlich begehen. Seine Ankunft aus Schlesien war auf heute festgesetzt, auch wollte er gleich im Königstädter die Viardot-Garcia hören; das wird nun wohl unterblieben sein.

Donnerstag, den 15. Oktober 1846.

Die „Vossische Zeitung" fordert in ihrem Geburtstagsgedicht von Rellstab die Freiheit der Gedankenmittheilung. Poetisch wird das erlaubt, in klarer Prosa würde ein Begehren nach Preßfreiheit übel ankommen. — Wirklich

hat der König befohlen, daß sein Geburtstag mit hundert und einem Kanonenschuß gefeiert werden soll — hier eine auffallende Neuerung —; weil aber befürchtet wurde, daß im Lustgarten die neuen Fresken von der Lufterschütterung leiden könnten, wurde das Schießen vor dem Oranienburger Thor auf dem Schießplatze der Artillerie abgehalten, in der Stadt hörte man nichts davon. Alles machte sich ungeschickt. Auch bei den Gastmahlen des Kriegsministers von Boyen und des Gouverneurs von Müffling kam Ungeschicktes vor. In der Stadt war alles still; die neuen Laternen wurden nicht angezündet, man sagte, der König habe es nicht gewollt. In den Theatern zeigte das Publikum große Kälte, niemand sang das Lied „Heil dir im Siegerkranz" mit, niemand klatschte nach der Geburtstagsrede. Böse, sehr böse Stimmung!

Unruhen und Kampf in Genf.

Man hat hier gleich den Witz gemacht, nun werde es an der Börse besser werden, da der König den Berlinern so viel „vorschießen" lasse!

Montag, den 19. Oktober 1846.

Gestern kam der alte Graf Christian von Bothmer, erzählte von seinen letzten Reisen in Oesterreich, Holland &c., von seinen Nachforschungen in Betreff des Mannes, der sich mit einem Helgolander Mädchen unter dem falschen Namen eines Grafen von Wrisberg — Freiherrn von Rheinsberg — durch den katholischen Priester in Hamburg hat trauen lassen, sie darauf mit einem Kinde hat sitzen und nichts mehr von sich hören lassen; sie hat noch sein Bildniß in Miniatur, ein Gesicht, welches sehr an den Fürsten Felix Lichnowsky denken läßt, auch soll die Uniform,

in der es gemahlt ist, nach Einigen spanisch und Karlistisch, nach Andern portugiesisch und Miguelitisch sein. Bothmer sagt, darin stimmten alle Aussagen überein, daß der genannte Fürst eines solchen Stückchens vollkommen fähig sei.

Es scheint, Canitz ist schon sehr mürbe und wird auch mit dem Könige nicht gut fertig. Wegen der spanischen Heirath wird viel Unnützes geschrieben, dagegen die schleswig-holsteinische Sache auf die leichte Achsel genommen. Nun macht wieder der unerwartete Sieg der Liberalen in Genf bei den Höfen großen Lärm; Unwillen, Schreck und Verwirrung herrschen in Wien und Berlin, von Paris her wird man darin einen Anlaß ergreifen, sich mit den drei Mächten des Ostens gegen die Freiheit zu verbinden und dadurch deren Mißvergnügen über die spanische Heirath abzustumpfen.

In Magdeburg herrscht die größte Verstimmung, der König hat auf alles, was von dort kommt, die entschiedenste Ungnade geworfen; man spricht neuerdings von Uhlich's Absetzung. Dagegen soll der Präsident von Gerlach hieher befördert werden, derselbe, der die Frechheit gehabt, an des Herrn von L.'s Mittagstische, wo bürgerliche Beamte und Offiziere saßen, laut zu sagen, daß ein Bürgerlicher keinen Begriff von Ehre haben könne!

„Das öffentliche Recht des Deutschen Bundes. Von Gustav von Struve" (2 Bde., Mannheim 1846).

„Wanderungen aus meinem Gefängnisse 1839. Von Dr. Sylvester Jordan" (Frankfurt a. M. 1847).

Dienstag, den 20. Oktober 1846.

Gustav von Struve bricht über den Deutschen Bund förmlich den Stab! Das Buch ist furchtbar an Wahrheit

und Schärfe, kein Bestreiten dieser aufgelegten Thatsachen ist möglich, die ganze Schande ist aufgedeckt!

Mittwoch, den 21. Oktober 1846.

Ein neuer gewaltiger Anlauf in Kirchen- und Glaubenssachen ist im Werk, das Königliche Ansehen soll mit ganzer Macht auftreten, aber wird gewiß nur Schaden dabei leiden! Unsre Fanatiker und Schälke, unzufrieden mit der General-Synode, die ihre Erwartungen so bitter getäuscht hat, wollen einen andern Weg einschlagen. Die Synode ist heimgeschickt worden, ohne ihre Arbeiten vollenden zu können, aber sie hat ein General-Konsistorium vorgeschlagen, und ein solches wollte man einrichten, um durch dieses dann alles Gehässige thun zu lassen, zu dem die Synode sich nicht hergeben wollte; allein man erkannte bald, daß man schwerlich auch nur zwölf Mitglieder für dasselbe finden könnte, deren man unbedingt sicher wäre; man sah voraus, daß die Gewählten, einmal in ihrer Stellung und in ihrem Auftrage, doch leicht wieder eine Mehrheit bilden würden, an der die Absichten scheiterten. Deßwegen ist nun die Absicht, aus freier Faust durch Königliche Bestimmung das festsetzen zu lassen, was man bisher noch immer unter dem Scheine kirchlicher Autorität wünschte hervorzurufen. Der Minister Eichhorn, der sich eine Weile mit der Mehrheit der General-Synode leidlich zufrieden bezeigt, läßt sich auf's neue als Werkzeug des finstern Eifers gebrauchen, arbeitet für den neuen Anschlag und setzt den letzten Rest seines geschmähten Namens dabei zu. Für mich hat er zwar solchen Rest nicht mehr!

Allerlei Nachrichten über Luise Aston, die vom Minister Bodelschwingh so dumm als brutal ausgewiesene Dichterin

und Freidenkerin, — sie ist nach Köpenick verbannt, aber täglich hier in Berlin.

Unsre Zeitungen bringen die Freisprechung des Oberprokurators Leue zu Koblenz durch den hiesigen Revisionshof, Sethe und Eichhorn (der Wirkliche Geheime Rath) haben die schönste Unabhängigkeit und den trefflichsten Freisinn gezeigt. — Die Minister und die Hofleute sind stutzig und aufgebracht, der König sehr mißvergnügt.

Der Minister von Canitz hat sich schon dahin bequemt, die Geschäfte mit größter Gleichgültigkeit zu betreiben, seinen Scherz und Witz bringt er noch bei ihnen an, das allein unterscheidet ihn vom vormaligen Minister von Werther, sonst könnte dieser als das Muster gelten, dem er nachzufolgen strebt. Er soll alle Lust zum eignen Schaffen verloren haben. Ich glaub' es wohl!

Donnerstag, den 22. Oktober 1846.

Man sagt, der Kriegsminister von Boyen habe beim Wiedereintritt in sein Amt die bestimmte Absicht gehabt, und diese auch im engsten Vertrauen geäußert, nach und nach durch sein Einwirken das preußische Heer auf einen solchen Fuß zu bringen, daß dessen Ausbildung nicht nur eine kriegstüchtige, sondern auch dem Geist und der Gesinnung nach eine solche würde, wie die heutige Welt zu ihrer Förderung sie fordere; er habe das Heer zum Träger des neuen Lebens und der Zukunft Preußens machen wollen, zur Ausführungsmacht aller liberalen und konstitutionellen Entwicklungen. Hierin aber sei er durchaus gehindert worden, theils durch zufällige Schwierigkeiten, theils durch die beharrliche Gegenwirkung sowohl des Prinzen von Preußen als auch des Königlichen Militairkabinets. So sei

ihm denn bis jetzt nichts gelungen, und da er nun im Ministerium ganz vereinzelt stehe, auch für alle konstitutionelle Fragen, so denke er ernstlich daran, seinen Abschied zu nehmen, da er sonst fürchte, seinen besten Erwerb, die gute Meinung, die an seinem Namen haftet, vor der Welt einzubüßen.

Freitag, den 23. Oktober 1846.

Der König hat an die Stadtverordneten von Naumburg, die keinen Abgeordneten mehr zum Landtage wählen wollten, eine unwillige drohende Kabinetsordre erlassen; die Stadt soll, wenn sie sich nicht fügt, ihr ständisches Wahlrecht verlieren.

„Berlin. Von Ernst Dronke“ (2 Bde., Frankfurt a. M. 1846). Das Buch ist schon verboten, aber auch schon größtentheils verkauft. Der Ueberblick der fünfjährigen Regierung des Königs ist eine furchtbar scharfe Kritik. Ueber Berlin selbst ist viel Geringes und auch Falsches. Ich komme auch übel fort, werde als „Leisetreter“ bezeichnet. Thut nichts!

Dienstag, den 27. Oktober 1846.

Willkür und Ungerechtigkeit von der Polizei gegen Luise Aston verübt! Durch den Minister und den König nicht abgestellt! Die Polizei hat sich dabei wahre Nichtswürdigkeiten erlaubt. Die Vertheidigungsschrift der Frau ist in Brüssel gedruckt.

Donnerstag, den 29. Oktober 1846.

Das Feuer der Revolution in Genf scheint diesmal auf diese Stadt beschränkt zu bleiben, und vielleicht wird es auch dort durch Guizot's freiheitverrätherische Verbündung mit Metternich wieder ausgelöscht. Allein nichts kann gegen den Wiederausbruch sichern, und jeden Augenblick kann solches Feuer an jedem Orte sich entzünden und reißende Verbreitung finden. Hätten die Flammen sich nach Neuchatel, nach Freiburg, nach Basel gewälzt, so hätten sie auch nach Deutschland überspringen können; von Konstanz bis Memel ist überall Zündstoff ausgelegt, Ein Augenblick — und es stehen einmal die Volksmassen überall gleichzeitig auf, es erhebt sich ein Bauernkrieg wie in Galizien, was dann?! Und ist Frankreich selber sicher? Wird die Nation immer, wird sie noch lange die stets schamloseren Ränke und Unterdrückungen Louis Philippe's ertragen? Gewiß nicht! Nehmt euch in Acht!

Pückler sendet mir das Buch „Der Einzige und sein Eigenthum. Von Max Stirner" (Leipzig 1845). Es ist verboten.

Der Sohn des Ministers von Bodelschwingh in Folge einer durch Herrn Jagor empfangenen Duellwunde gestorben. Der Minister hat das Duell immer als eine ritterliche Nothwendigkeit vertheidigt! 110?

Sonnabend, den 31. Oktober 1846.

Der König hat wieder eine ungeheure Menge von Orden in Schlesien ausgetheilt, schon die dritte Liste.

Die Sachen in Naumburg haben begonnen, die Stadtverordneten sind aufgelöst und auf fünf Jahre von jeder Neuwahl ausgeschlossen.

Zwei erwünschte Bücher, die ich mit Entzücken und Behagen lese, den neuen Roman der Frau von Dudevant, „Lucrezia Floriani", und — Lichtenberg's Briefe!

Verbürgte Erzählung. Der Kammergerichtsrath von Alvensleben nahm in die Protokolle der Verhöre von Tschech sorgfältig alles auf, was dieser gegen den König und seine Regierung umständlich aussagte, und wonach die Mordabsicht nicht bloß ein Privatunrecht, sondern auch ein allgemeines zu rächen vorhatte. Der Präsident von Kleist verwies das dem Herrn von Alvensleben und fuhr ihn an: „Was haben Sie denn da gemacht? Bedenken Sie doch, daß der König diese Protokolle wird lesen wollen, Sie müssen das weglassen!" Alvensleben erwiederte: „Das verbietet mir meine Pflicht und mein Eid, Herr Präsident." — Kleist schwieg. So weit konnte falscher Eifer ihn verblenden!

Man weiß jetzt bestimmt, daß die Ausstoßung Rupp's auf den entschieden ausgesprochenen Willen des Königs geschehen, und daß man seine Aeußerung mit angstvollem Eifer den Zweifelhaften zugeflüstert, um sie für die Ausstoßung zu stimmen. Nun aber fallen alle lauten Mißbilligungen von Seiten der ungeheuern Mehrheit der engern Vereine auf den König zurück und er erfährt eine völlige Niederlage.

Sonntag, den 1. November 1846.

Besuch von Herrn Hervey, der Herrn Assessor Alexander Schneer zu mir bringt, aus Breslau, denselben, der über die Webernoth in Schlesien geschrieben hat. Er sagt mir, daß Herr Schlöffel seit seiner Freilassung ganz in sich gekehrt ist,

über der Schmach brütet, die er so unverdient gelitten und für die ihm nicht einmal eine Ehrenerklärung geworden, daß er sein Geschäft aufgegeben und ein Gut in Oberschlesien gekauft hat, wohin er sich zurückziehen will. Sein Angeber und Verläumder Stieber steht hier jetzt wegen anderer Schändlichkeiten vor Gericht. Herr Schneer sagt mir auch, daß der Minister Eichhorn den Professor Guhrauer in Breslau vor allen andern Professoren ausgezeichnet, ihm aber dadurch in der Meinung nur geschadet hat. „Das ist ein Mann, wie wir ihn brauchen", hat er gesagt, „hätten wir nur viele Guhrauer!" Aber zum Glück ist Guhrauer nicht so, wie Eichhorn ihn sich denkt!

Donnerstag, den 5. November 1846.

Die hiesigen Zustände überdacht. Mit Reichsständen ist nichts geholfen, dann geht der Tanz erst los! Dem Könige wird diese Schöpfung nicht gelingen, es gelingt ihm nichts! Ein Schweizerblatt sagt frech: „Der Karakter des Königs, seine Person und Regierung, alles ist in Einem Wort ausgesprochen: Impotenz!" — Während dergleichen auswärts gedruckt wird, ist dagegen hier ein Kaufmann zur Untersuchung gezogen, der in seinem Laden gesagt hatte, der König werde wohl wieder betrunken gewesen sein, als er auf dem Zobten gefallen! Ein Briefträger, der grade gekommen war und es mit angehört, hat es angezeigt. Man glaubt, das Gericht werde auf Zuchthaus erkennen.

Der König hat auf der Hubertusjagd dieser Tage wenig Erfolg gehabt; den Wildschweinen werden im voraus die Hauer abgesägt, beim Anlaufe von den Jagdbedienten

die Hinterfüße in die Höhe gehoben, und dennoch hat das Abfangen nicht gelingen wollen.

Sonnabend, den 7. November 1846.

Die Theater waren geschlossen wegen Beisetzung der aus Rom gekommenen Leiche des Prinzen Heinrich. Man fand das eine sehr überflüssige Bezeigung.

Der Prediger von Sydow predigte am Sonntage sehr freimüthig, er sprach von der Erbärmlichkeit des Bemühens, die Religion mit der Staatsscheere zurechtschneiden zu wollen!

Theurung, Noth. Man fürchtet sehr Volksaufläufe.

Sonntag, den 8. November 1846.

Der Kriegsminister von Boyen will bestimmt seinen Abschied nehmen. Man streitet über die Grundsätze, die er in seiner Verwaltung befolgt hat. Eigentlich keine, denn er ist immer gehindert worden. Eine Hauptsache war bei ihm, daß der, den er anstellen oder befördern sollte, Pulver gerochen hätte; er hielt nichts auf die gelehrten Friedensoffiziere.

Montag, den 9. November 1846.

Fräulein von K. sagte mir gestern etwas, das mich verstutzte. Sie meinte, während der letzten Zeit habe sie sich viel mit mir beschäftigt, wer und wie ich eigentlich sei, was ich eigentlich wolle? Doch sei sie darüber nicht klar geworden, wohin ich ziele, was ich beabsichtige, meine Schriften gäben darüber nicht genügend Auskunft; ich

hätte ohne Zweifel geheime, doch ganz bestimmte Zwecke? Darauf hatte ich zuerst keine Antwort, dann mußt' ich lachen und erwiederte: Zwecke, wie sie solche wahrscheinlich dächte, hätte ich keine, am wenigsten persönliche, und wie ich mir nie als Hauptsache vorgesetzt, etwas Bestimmtes zu werden, so ginge es mir auch mit dem Allgemeinen, mir fiele die Anmaßung nicht ein, daß diese oder jene Gestalt werden solle; daß ich aber wünschte und strebte, in allem was geschieht, möchte das Gute und Schöne, das Menschliche vorzugsweise geschehen, darin liege gar nichts Bestimmtes, Auszeichnendes. Sie drang aber näher auf mich ein und verlangte zu wissen, was ich mir als politisches Ziel dächte? Ich erwiederte auf's neue: Nichts Bestimmtes, überall aber das Menschliche, die Bildung, die Freiheit; wo diese seien, da schlöß' ich mich gern an, unter Friedrich dem Großen wie unter Lafayette und Washington, ich liebte Königthum und Republik, Parlament und Ministervirtuosität, Volksversammlung und Machtgebot, immer nur käme es darauf an, welchen Inhalt diese Formen hätten, wiewohl die Formen der Freiheit auch schon als Formen mir höher ständen. Fräulein von K. gab sich endlich zufrieden, obschon ihre Unsicherheit nicht gehoben war. Mir gab diese seltsame Erörterung viel zu denken, ich sehe darin, wie ich den Leuten ungefähr vorkomme, sie wissen nicht, was sie aus mir machen sollen. Fräulein von K. hatte nur die Meinung ausgesprochen, die in höheren Kreisen neuerdings über mich zur Sprache gekommen war, es stimmt mit manchem, was ich von P., von K. und von Andern seit einiger Zeit vernommen. Blödsichtige, thörichte Meinungen! — In einer Zeit, wie die unsrige, wo alles durcheinander gährt und ineinander verschwimmt, soll jemand einer Gestaltung angehören oder

sie wünschen, für die kein Boden vorhanden ist! Deutsch bin ich und preußisch gesinnt; aber kann ich hier ein Royalist sein, wie die Ultra's in Frankreich es waren, oder ein Girondist, ein Whig? Schon die Namen sind fremd! Wir haben hier keine Partheien. Wenn wir den Ausdruck dennoch gebrauchen, so ist es bitt- und leihweise mit großen Abzügen.

Mittwoch, den 11. November 1846.

Die „Grenzboten" bringen mein Wort über Viehoff's Goethebuch, mit meiner Namensunterschrift; ein kleiner Widerspruch gegen Kuranda's Ausweisung, ich zeige wenigstens, daß mich diese nichts schiert.

Herr Professor Helwing brachte mir sein Buch über die preußischen Ansprüche auf Schleswig und Holstein, und verhandelte mündlich vieles mit mir über den Gegenstand; der König hat sich aus dem Buche durch Humboldt die wichtigsten Abschnitte vorlesen lassen, der Minister von Canitz liest es jetzt; die Sache bleibt immer merkwürdig und macht dem Professor Helwing alle Ehre.

Unser auswärtiges Ministerium hat vom Könige schon vor längerer Zeit die Weisung, bei allen Anstellungen im Orient sich erst mit dem Kultusministerium in Einvernehmen zu setzen, da dieses die kirchlichen Sachen dabei zu wahren habe!

Jagd, und immer Jagd! Und doch kein Jäger!

Freitag, den 13. November 1846.

Kabinetsordre, daß künftig bei und nach Tumulten nichts den Bekanntmachungen und Angaben der Behörden

Widersprechendes veröffentlicht werden soll. Eine unpraktische Verfügung, auf den einzelnen Kölner Fall zugeschnitten, für diesen zu spät, für andre nicht passend und in aller Weise zu umgehen.

Sonnabend, den 14. November 1846.

Die Kabinetsordre wegen der Bekanntmachungen bei und nach Tumulten erleidet harte Kritiken. Man sagt, auf gleiche Weise könne man die ganze Tagesgeschichte — und dann auch alle Geschichte überhaupt — auf amtliche Darstellung beschränken.

Bei uns werden Zwangwillkür und Freiheitsäußerung noch lange Zeit nebeneinander laufen!

Sonntag, den 15. November 1846.

Die Zeitungen fangen an, von einem häßlichen Vorfall zu reden, den der Prinz von Preußen auf dem Stettiner Bahnhof hier gehabt; er begleitete dahin den Großfürsten Konstantin, fand etwas nicht in der Ordnung, machte den Direktor herunter, griff ihn vor der Brust und stieß ihn gegen eine Wand, auch fuhr er einen Hamburger Kaufmann an, der den Hut nicht abgenommen hatte und im Saal umherging, aber lebhaft erwiederte, er sei fremd hier und kenne keinen Prinzen. Der Vorfall kam dem Könige zu Ohren und der sagte ironisch: „Das ist ja vortrefflich für einen Prinzen, der so populair sein will!“ Die Sache erregt die tiefsten Mißgefühle.

Die Börsengesetze, die vor zwei Jahren so großen Lärm machten und statt zu nutzen nur schadeten, sollen jetzt zurückgenommen werden. — Viel zu spät!

Die Reichsstände sind uns näher als je! Der König

sucht nur noch Gebäude und Räume, die für solche Versammlung angemessen wären. Er dachte an das Marmorpalais in Potsdam, an den Saal im Kadettenhause; auf dem Schlosse hier möcht' er sie nicht gerne haben. Der König zweifelt nicht, daß sie im Gleise, das er vorschreibt, bleiben werden. „An das Budget sollen sie nicht rühren!" sagt der Minister von Canitz mit Entschiedenheit. — Es werden viele Erfahrungen gemacht werden, die wir Andern längst gemacht haben!

Verstimmung vor dem Schlafengehen; Besorgnisse für das Allgemeine, keine schönen Tagesgefilde vor mir!

Mittwoch, den 18. November 1846.

Dieser Gedanke hat mich heute viel beschäftigt: Die Christen haben auf ihrem Ausgange aus der Lehre in die Welt das meiste Gute verloren und vergessen, wohl auch als zu beschwerlich abgeworfen, und laufen mit dem bloßen Namen weiter, der freilich leicht zu tragen ist. Redliche wohlgesinnte Leute haben die verlornen Päcke und Bündel aufgerafft und tragen sie ihnen keuchend nach, aber jene wollen auf den Zuruf nicht hören und meinen, sie hätten all das Ihre. Rousseau, Pestalozzi, Fichte, Saint-Simon, jede neue Theorie, Sozialismus, Kommunismus, alles ist nur bemüht, zurückgelassenes Christenthum nachzubringen!

Freitag, den 20. November 1846.

Der Freistaat Krakau hat aufgehört, ist österreichisch geworden, durch Uebereinkunft der drei Schutzmächte. Welch ein Beispiel! Also nicht fester stehen auch heute noch die Staaten? Und welches Bekenntniß eigner Schwäche in den Gründen! Furchtbar muß diese Thatsache in den Geistern

wirken! Man hätte nichts Wahnsinnigeres thun können. — Dazu giebt Canitz seinen Namen? Durch solcherlei will er in der Geschichte leben? Pfui doch, pfui! — Gräßliche Politik!

Sonntag, den 22. November 1846.

Der König, sehr eingenommen von der Herzogin von Sagan, ihrem fürstlichen Hofhalt, Gepränge und Eleganz, hat sich auf's neue zur Jagd bei ihr angesagt. Sie hat ein Vermögen von hundertundzwanzig Millionen Franken und blendet alle Welt durch ihren Luxus. — Der spanische General los Valles war eine Zeitlang hier, und da er jetzt Weinhandel betreibt, so hat ihm der König große Bestellungen gemacht; früher schon hat er ihm achthundert Stück Friedrichsd'or geschenkt.

Ueber Krakau wird viel gesprochen. Man sagt, Rußland habe die beiden andern Mächte gezwungen! Schlechte Entschuldigung, oder heißt das nicht bekennen, man sei zu schwach, den Russen auch das schlechteste Verlangen abzuschlagen? — Die Geschichte ist ein neuer unheilbarer Riß in das Band zwischen Fürsten und Völkern. Es ist auch politisch dumm, dergleichen jetzt auszuüben. Die Regierungen sind mit Blindheit geschlagen, sie arbeiten ämsig an ihrem Untergange; der letzte Rest von Vertrauen wird erstickt; die schamlose Willkür zeigt sich ohne Schleier. Unheilssaat für die Zukunft, sie wird schon aufgehen!

Der Geh. Rath von Voß hat nun wirklich den Abschied genommen; der König will, daß er dreitausend Thaler Besoldung behalte, bei dreißigtausend Thalern Einkünften, die er besitzt. — Der Minister von Canitz ist übler Laune und macht ihr durch Sarkasmen Luft, die aber bisweilen nur allein ihm schaden; die Rauhigkeiten des Königs erträgt er sehr unwillig.

In den Sachen des Gustav-Adolf-Vereins macht der Minister Eichhorn die niedrigsten, tückevollsten Ränke, so daß man sich abwendet und das ganze Zeug zu allen Teufeln wünscht!

Dienstag, den 24. November 1846.

— Auch von Krakau war die Rede und der Unwillen einstimmig; diese „christlichen Regierungen, diese frommen Minister, diese Leute, die immer Gerechtigkeit im Munde führen!" Furchtbare Volkswitze sind schon im Umlaufe, zum Beispiel Preußen bekomme als Schadloshaltung von Oesterreich zwei Millionen Thaler, und mit dieser Summe wolle man die Reichsstände kaufen!

Heute früh kam Herr von R. Abschied zu nehmen; ich gab ihm noch mein Glaubensbekenntniß über Krakau mit auf den Weg nach Oesterreich, sagte alles grade heraus, und auch über Metternich, der aus elender Furcht grade das Gegentheil von dem thue, was die Furcht schwächen könnte; nicht nur schändlich, auch dumm sei das Verfahren. Der arme österreichische Gubernialrath, sonst freisinnig genug, wußte nicht, wie er bekehrt war! — Ich ging aus, zuerst zum Geh. Rath Johannes Schulze, dem ich mein Buch gab, und dann zum Fürsten von Wittgenstein, der ebenfalls mein Buch empfing und mir sehr klagte, wie sehr er mit Scheerereien geplagt sei, wie durch Treulosigkeit und Undank ihm sein Alter verbittert werde; ich könne keinen Begriff davon haben, wie weit das gehe, es sei entsetzlich! Ich antwortete ihm, ich wisse mehr, als er vermuthe, ich sei nicht unkundig dessen, was vorginge. Aber er blieb dabei, nein, ich könne das nicht wissen, mir nicht vorstellen! Er schien Lust zu haben, mir Beispiele mitzutheilen, aber es kamen Geschäftsanmeldungen und ich empfahl mich.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt heute meine Anzeige von des Professor Jacob „Beiträgen zur französischen Geschichte". Sie wird ihm bei Einigen nutzen, aber bei Andern desto mehr schaden. Ich habe an hohen Orten entschiedene Feinde, denen mein Namen ein Gräuel ist und die nur auf die Gelegenheit warten, mir etwas am Zeuge zu flicken. Der falsche, tückische Eichhorn steht an der Spitze. Dieser Mensch ist ganz untergegangen in serviler Sophistik, seine ganze Amtsführung ist Gleißnerei und Unwahrheit, er ist alles menschlichen Gefühls baar, erkennt keine Würde an, als die äußere der Stellung, kein Verdienst, als die Brauchbarkeit für seinen augenblicklichen Zweck. Aber nicht seine Verwaltung nur, auch die der andern Ministerien hanthiert mit Heuchelei und Lüge, die Wahrheit ist wie verschwunden.

Der alte Boyen will sich wirklich zu Ostern zurückziehen und hat sich — rührend genug — vom Könige ausgebeten, ihn zum Gouverneur der Invaliden zu machen!

Der König soll sich mit Verdruß über den Volksjubel in Rom geäußert und gemeint haben, das sei noch das erste Jahr, der Pabst werde schon sehen, wie es schon im zweiten anders sein werde; man kenne das, man habe es auch erfahren!

Mittwoch, den 25. November 1846.

Ueber Krakau schrieb ich: „Sie sind mit Blindheit geschlagen und werden erst wieder sehen, um das Unglück zu schauen, das sie angerichtet und in dem sie untergehen."

Der Minister Uhden ließ den Generalprokurator Eichhorn kommen und machte ihm Vorwürfe wegen der Leue'schen Sache, dieser aber wies die Vorwürfe zurück und sagte, er sei ein so kundiger Rechtsgelehrter als Herr Uhden, habe mehr Erfahrung, thue seine Pflicht und werde sie

ferner thun. Sethe sagte zu Uhden: „Ew. Exzellenz lagen noch in den Windeln, als ich schon Prozesse führte.“ — Der Landrath in Schlesien Graf von Reichenbach ist in die Provinzialstände gewählt, und die Regierung sucht Mittel, die Wahl ungültig zu machen. Man hascht die Angabe eines Schulzen auf, der Graf habe ihm, als sie zusammen auf dem Postwagen fuhren, ein verbotenes Buch von Heinzen zu lesen gegeben. Der Minister Uhden legt den Fall ohne Nennung der Personen dem Kammergerichte vor und fordert ein Gutachten, ob darauf nicht ein Kriminalverfahren zu begründen und eine schwere Strafe zu verhängen sei? Das Kammergericht aber verweigert die Antwort, weil der Fall nachher bei ihm angebracht werden könnte und dann schon ein Vorausurtheil gefällt sein würde, man müsse die wirkliche Thatsache vor Augen haben. — Der Fürst von Wittgenstein hat sich in den schimpflichsten Ausdrücken über Eichhorn und Savigny ausgesprochen, in Betreff der gleißnerischen Frömmigkeit.

Mit unsrem ganzen Aufenthalt auf der Erde sieht es doch mißlich aus! Saint-Martin sagt, sie habe uns aus Gnaden aufgenommen, als wir fielen, er giebt uns also eine andre Heimath. Aber auch wenn wir von hier sind, ist unsres Bleibens hier nicht. Seltsamer Zustand, wir sind sichtbar ein Endpunkt und doch immerfort in der Mitte, und können nicht aus dieser hinaus. — Sind wir einem künftigen Erdenzustande auch nur Urthiere eines alten? Wir müßten, selbst bei dieser ahndungsvollen Einsicht, doch nur fortfahren nach unsrer Natur zu leben und zu thun, und die ist freilich schmutzig und grausam! Geist und Herz sind als Fremdlinge dieser Natur eingesetzt. Es ist ein harter Stand für sie!

Donnerstag, den 26. November 1846.

Sendung vom Fürsten von Wittgenstein mit einem Briefe von ihm voll bittrer Klagen.

In der „Staatszeitung" ein amtlicher Artikel, der gleichsam freigiebt, über das Krakauer Ereigniß die verschiedenartigsten Ansichten zu haben, nur das aus guter Quelle versichert, daß Preußen bei der Sache weder Land noch Geld empfängt, wohl aber die diesseitigen legalen Interessen geltend macht. Seltsam weich und nachsichtig! Doch gleich zu Anfang steht die falsche Behauptung, die drei Mächte allein hätten Krakau zur Republik gemacht; der Kongreß hat es — wenn auch nicht angeregt — doch ausgesprochen und bestimmt, au nom de la très-Sainte et Indivisible Trinité! Doch die Einverleibung geschieht auch wieder au nom de la très-Sainte et Indivisible Trinité! — Mit Canitz soll über die Sache gar nicht zu sprechen sein, er schneidet kurz ab.

Freitag, den 27. November 1846.

Ich kann mich nicht entschließen, diesmal dem Fürsten von Metternich mein Buch zu schicken, er ist mir zu sehr zuwider seit der Krakauer Geschichte. Nun beherrscht ihn die Furcht so ganz, daß er der Gefahr in den Rachen läuft, ja den Frieden sogar setzt er auf's Spiel; so lange er den erhalten half, hatte er doch noch ein Verdienst, war er der Welt brauchbar, in mancher Beziehung heilsam, — aber nun ist er ja nur verderblich! Und ich höre, ganz fanatisch ist er jetzt auch, von seiner Frau und dem Beichtvater abhängig, er, der frühere Weltmensch, Freigeist, Spötter! Todesfurcht, Jenseitsfurcht, immer nur Furcht und Furcht!

Abends entschloß ich mich schwer zum Besuch bei *. In dieser Gesellschaft kam das Wort Krakau nicht vor. — Dagegen wurden einzelne Fälle aus unserm Regierungswesen besprochen, die den elendesten Zustand bezeichnen, die kläglichste Auflösung, die Unterhöhlung durch Unwahrheit und Schein. — Als die Breslauer Deputirten hier beim Finanzminister von Düesberg ihre dringenden Anliegen wegen der Handelsverhältnisse mit Krakau vorstellten, sagte der dummerweise: „Daran hat niemand gedacht." Er erfuhr jetzt erst, daß dies ein Gegenstand von Belang sei! — Der Justizminister Uhden giebt Blößen über Blößen, er hat keine höhere juristische Bildung als die des Landrechts, und ist dabei ganz der Mann des Hofes. —

Lichtenberg sagt in seinen abgerissenen Sätzen, wo er überhaupt von der Unsterblichkeit der Seele nicht viel halten will, es sei ein instinktmäßiger Vorgriff vor allem Raisonnement, zu meinen: „Es wird nach unserm Leben so sein, wie es vor demselben war." Ohne die Hauptsache berühren zu wollen, muß ich die Richtigkeit der letztern Anführung bestreiten. Der Instinkt des Menschen sagt nicht jenes, sondern erkennt an, daß unser Leben ein Anfang sei, der eine Fortsetzung fordre, daß das Ufer, wo wir landen, ein andres sei als das, von dem wir ausgeschifft. Jene Annahme, so leicht sie sich darbietet, ist doch erst eine Folge des Klügelns.

Sonntag, den 29. November 1846.

Gestern Billet von Humboldt, der mir Herrn Galuski empfiehlt, einen in Frankreich geborenen Polen, der schon über A. W. von Schlegel geschrieben hat und jetzt über Fr. Aug. Wolf schreiben will, für die „Revue des deux

mondes". Ich gebe ihm mündlich und schriftlich alle Auskunft, nenne ihm alle Hülfsmittel, aber zu meiner Freude kennt er die meisten schon. Er scheint so gewissenhaft als eifrig, fein und artig, etwas leidend, mit heller dünner Stimme.

Der Kammergerichtsassessor Oppenheim ist in Köln durch das Geschwornengericht freigesprochen worden. Die Verhandlung steht in der „Kölnischen Zeitung" (vom 26. und 29. November); auch Lassalle wird dabei genannt.

Das Aergerniß in der Hatzfeldt'schen Familie fängt nun erst recht an; die Gräfin Sophie will alles drucken lassen, was ihr Mann an ihr gethan. Der Fürst hat seine Scheidung erlangt und will nun Frau von Buch heirathen.

Wittgenstein's Verdrüsse und Leiden kommen jetzt aus Verhandlungen mit dem Prinzen von Preußen, der den Ansichten und Gründen des Fürsten heftig widerspricht. Seltsam, sie stehen politisch auf gleicher Seite und müßten zusammenhalten, aber sie thun es nicht.

Ein Klempnermeister, Stadtverordneter, hat hier eine Petition an den nächsten Landtag wegen Reichsständen angeregt. Die Zeitung spricht davon.

Montag, den 30. November 1846.

Telegraphische Nachricht, daß Guizot entlassen und Molé an seine Stelle berufen worden; wird noch bezweifelt.

In des Grafen Amadeus Henckel „Tagebüchern des Siebenjährigen Krieges" gelesen. Tiefer Einblick in die innern Verhältnisse der Königlichen Familie, des Heeres! Ich hätte nie gedacht, daß die Abneigung, der Widerspruch, der Tadel und die Verkleinerung, in denen man gegen den König wetteiferte, so weit gegangen wären, wie es hier geschildert wird! Seine ärgsten Feinde waren seine Nächsten,

seine Brüder und deren Anhang. Niemand wollte seine Ueberlegenheit anerkennen, immer schob man ihm die kleinlichsten Antriebe unter, den stumpfsten Eigensinn, die thörichtste Eitelkeit, und erst mit den Jahren überwog seine Größe, trat Bewunderung und Anerkennung an die Stelle dieser Tadelsucht! Ein Wunder, daß man ihm doch gehorchte, aber das that man. Seine ärgsten Widersacher waren der Prinz August Wilhelm und der Prinz Heinrich. Wie einsam stand der große Fürst, wie verlassen und verrathen sogar von seinen Nächsten! Friedrich wird mir durch diese Memoiren nur um so bewundernswürdiger, sie wirken das Gegentheil der Absicht, in der sie geschrieben worden.

„Gesammelte Schriften, von Ruge" (4 Bde.).

In der „Ilias" gelesen und in der „Aeneis", in Lewes, in Lichtenberg.

Krakau wird sehr besprochen, unsre hiesigen Blätter sagen darüber Dinge, die man für unmöglich halten möchte. Die Abgeordneten der Breslauer Kaufmannschaft sind wieder abgereist; auch der König hat ihnen gesagt, er habe gar nicht gewußt, daß Krakau für Schlesiens Handel so wichtig sei, er wolle jedoch suchen von Oesterreich günstige Maßregeln zu erlangen.

Mittwoch, den 2. Dezember 1846.

Heute beim Fürsten von Wittgenstein, der mir vertraulich von Hardenberg, Kircheisen, Altenstein und von sich selber spricht; er sagt, er habe „aus Mitleid", aus übertriebener Gutmüthigkeit in sein Ministerium den Grafen von Stolberg aufgenommen, aber das habe der längst vergessen; niemand werde doch denken, daß er einen Geschäftsgehülfen an jenem gewonnen habe? Er gab mir eine Denkschrift mit nach Hause.

Mit General von Rühle hatte ich ein großes Gespräch, das sich in dem Kreise der Kantischen Philosophie bewegte.

Krakau, immer wieder Krakau! Der Eindruck wird stärker und schwerer und droht es immer mehr zu werden. Die deutschen Zeitungen führen eine sehr freie Sprache, und besonders wiederholen sie das in Frankreich und England Gesagte. Metternich soll gesagt haben, die Einziehung Krakaus sei eine Expropriation für das Gemeinbeste, wie sie täglich für die Eisenbahnen vorkämen! Der Witz ist so schlecht wie die That. Der alte Fürst offenbart immer mehr seine Gebrechlichkeit. Ich will nun auch nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Auch der Großherzogin von Weimar schick' ich diesmal mein Buch nicht, mich ekeln die Redensarten, die ich schreiben müßte, und die erwiedernden, die ich zu empfangen hätte. Wozu das alles? Ich verehre deßhalb die Fürstin nicht weniger, ich schätze gewiß ihren Werth! Aber — genug!

Donnerstag, den 3. Dezember 1846.

Um einzusehen, wie falsch die preußische Politik geführt wird, braucht man sich nur einen Augenblick das Gegentheil dessen, was eben geschehen ist, vorzustellen! Der König erkläre offen, er versage der Einziehung Krakau's seine Zustimmung, und wolle zwar nicht deßhalb Krieg anfangen, aber im Angesichte der Welt protestiren. Polen, Preußen, Deutsche, Franzosen und Engländer würden ihm beistimmen, jubelnd danken, sein Name wäre der herrlichste in Deutschland, in Europa, er hätte sogleich die stärksten Verbündeten; und was verlöre er? Die Lüge eines guten Vernehmens mit Rußland und Oesterreich, denn in der Wahrheit ist es seit einigen Jahren schon nicht mehr

vorhanden, nur ein bloßer Schein, uns zum Nachtheil. Aber wie weit sind wir von solchem Entschlusse, solcher Gesinnung entfernt!

Man sagt nun ohne Hehl, Canitz führe sein Ministerium wie alle Andern vor ihm, es sei zwischen ihm und Werther kein Unterschied. Er denke, heißt es, vor allem an Förderung seiner Familie, der ihm befreundeten Familien, seine Denkungsart habe sich kleinlich in das engherzigste Adelsinteresse zusammengezogen! Das ist der gerühmte, der gehoffte Canitz! Das Amt hat ihn nicht gehoben, sondern niedriger gestellt. Und die andern Minister — schweigen wir!

Freitag, den 4. Dezember 1846.

Besuch von *, über Litteratur und Staat gesprochen, unsre Zeit mit geschichtlichem Auge betrachtet; sie wird einst besser aussehen, als sie zu erleben war; sie hat schon zu viel Gutes, um schlecht heißen zu können, aber da jenes Gute nirgends für sich abgesondert besteht, sondern überall gemischt ist mit dem Schlechten, so giebt es nur allgemeines Mißbehagen; sonst gab es wenigstens Freistätten, wohin man sich retten konnte, Geselligkeit zum Beispiel, und auch das Gegentheil, Einsamkeit, man überließ den Staat und seine Anliegen denen, die sich damit befassen wollten, es gab ein reichbedachtes Privatleben; das ist jetzt nicht mehr erlaubt und kaum möglich, alles ist politisch oder hat doch solchen Beischmack, man muß sich darauf einlassen, muß es mitmachen.

Abends bei Olfers. — Endlich kam auch Humboldt, mit dem ich ein langes Gespräch hatte, ihm die Sache von Bettina von Arnim vortrug und guten Bescheid erhielt;

er meinte jedoch, unmittelbar für Hoffmann von Fallersleben beim Könige etwas zu thun, sei ganz unmöglich, man mache sich von dem Zusammensein mit dem Könige die falscheste Vorstellung; übrigens sei der König erbittert. Von Bettinen sprach er mit größter Verehrung, klagte aber, sie bürde ihm zu vieles auf, und mehr als er tragen könne. Humboldt war überaus geistesrege.

Sonntag, den 6. Dezember 1846.

Die Reichsstände sollen wirklich so nahe sein, daß der alte General von dem Knesebeck darüber auf's äußerste beunruhigt ist, laut seine Unzufriedenheit ausspricht und den König beschuldigt, er richte die Monarchie zu Grunde. — Der Prinz von Preußen hofft in den Reichsständen selber gegen sie zu wirken und meint, der König werde sie wohl bald nach Hause schicken. — Ueber den Klempnermeister Berner wird weidlich gespottet. — Dronke, der sich nach Koblenz gewagt hatte, ist dort verhaftet worden.

Mittwoch, den 9. Dezember 1846.

Besuch des Herrn Professor Helwing, mit ihm das Ständewesen besprochen, die Mangelhaftigkeit des Grundsatzes, daß nur der Boden vertreten werden solle, die nutzlose Quängelei, daß, um wählbar zu sein, man schon zehn Jahre Besitzer gewesen sein müsse, die Lächerlichkeit in diesen Dingen, alles besonders und anders haben zu wollen, als Andre, und dergleichen mehr.

Der Staatswirthschafter List in Tirol gestorben; nach einer Andeutung der „Allgemeinen Zeitung" muß man Selbstmord vermuthen. Sie machen ein großes Wesen

von ihm, ich habe nie viel Sonderliches an ihm gefunden. Es ging ihm alles schlecht, das ist wahr; besser hätte er es verdient.

Die Angriffe der französischen und noch mehr der englischen Blätter, besonders der „Times", auf die neueste preußische Politik haben den Minister von Canitz doch hart getroffen, er vergißt Ironie und Witzeln, macht ein sehr ernstes Gesicht und verhehlt seine Besorgnisse nicht, daß die Sachen weiter gehen könnten; ja, er soll zweifelhaft geworden sein, ob es jetzt nicht besser wäre, die Reichsstände noch ferner hinauszuschieben. Canitz erweist sich wie seine Vorgänger den Verhältnissen nicht gewachsen, und sein Ansehen sinkt ungemein. Alle Leute sagen, daß Bülow in weit besserer Haltung dastand.

Donnerstag, den 10. Dezember 1846.

Abends langer Besuch vom Grafen von *. Wir kamen bald auf Erörterung unserer Staatssachen. Ich hörte die merkwürdige Aeußerung, ein Premierminister sei uns nothwendig, als eine Art Vormund; der Mann, welcher wahrscheinlich diese Stelle einst bekommen werde, schieße jetzt Hasen, näher wurde nicht bezeichnet, wer gemeint sei. Der vorige König, hieß es, habe einen Premierminister nicht nöthig gehabt, der habe seine Größe erst gezeigt, als Hardenberg gestorben war; wenn dieser am Leben geblieben und Humboldt, Boyen, Beyme, Gneisenau, Grolman nicht entfernt worden wären — welche alle den König in der Enge halten wollten —, würde der König sich nie in der Größe haben zeigen können, die er nachher entwickelt. Dieses Wort „Größe" muß hier sehr auffallen, und ist wohl in keiner Weise vom vorigen Könige gültig,

auch das Thatsächliche ist ganz falsch aufgefaßt, der König hat sich vom Staatskanzler nur bedingt und widerstrebend leiten lassen, hat ihn nach außen und innen stets gehemmt, und nach Hardenberg's Tode ging erst alles recht schwach, da begann die Mediokrität und die Kamarilla, die Angst und Verlegenheit bei jedem bedeutenden Ereigniß, die Ränke des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, die Einwirkung Witzleben's, die Staatsführung Lottum's, die Thätigkeit des Kronprinzen und seiner Leute. Ich sehe in der ganzen Vorstellungsweise nur die Ansicht, welche man sich im Kreise des Prinzen von Preußen nach persönlicher Angemessenheit zurechtgemacht hat. Der vorige König hatte sehr ehrenwerthe Eigenschaften, aber keine, die das Beiwort „groß" vertragen kann.

Dem Staatsrath liegt ein neues „Religionsedikt" vor, das gegen die Lichtfreunde, Deutschkatholiken ꝛc. gerichtet ist. Der König führt selber den Vorsitz und hat erklärt, er wolle die Meinungen hören, habe die seine jedoch schon festgestellt. Man glaubt, aus den beabsichtigten Anordnungen werde die Nothwendigkeit der bürgerlichen Ehe unvermeidlich hervorgehen, die doch grade dem Könige so sehr zuwider ist.

Die „Vossische Zeitung" brachte heute eine Vertheidigung des Dr. Falkson in Königsberg, der als Jude eine Christin geheirathet hat und nach England gereist war, sich trauen zu lassen.

Für die jetzige Zusammenkunft des Gustav-Adolf-Vereins hier, meint man, habe der Minister Eichhorn und seine Parthei alle Anstalten getroffen, daß das Ergebniß wider Rupp ausfalle. Der Sieg wird gering sein gegen die Niederlagen in ganz Deutschland.

Die Reichsstände sollen wieder verschoben sein. Vor

kurzem sprach der König schon von einem Saale, der für sie zu ermitteln sei; nächstens, meint man, wird die Drapperie bestellt werden, Federn geschnitten, Tinte bereitet, — und auch dann würden sie noch nicht berufen werden, das rechte Zeichen sei noch lange nicht da, — es werde ein Schreckenszeichen sein!

Sonnabend, den 12. Dezember 1846.

Gestern die „Vossische Zeitung“ ausnehmend tapfer. An den Fürsten von Wittgenstein geschrieben, ihm eine Denkschrift über die preußischen Staatsbehörden zurückgesandt.

Hier ist ein Verein junger Leute entdeckt worden, die sozialistischer Umtriebe beschuldigt werden. Viele Verhaftungen. Man nennt keine bekannte Namen.

Im Gustav-Adolf-Verein — in der Singakademie — haben die Freunde Rupp's den vollständigsten Sieg erlangt, der Oberbürgermeister Krausnick ist erbärmlich unterlegen, der Bischof Neander vor der Abstimmung weggegangen. Der Prediger von Sydow hat für Rupp gesprochen, am besten der Revisionsrath Jonas.

Man sagt, der Prinz von Preußen habe seinen Adjutanten Königsmarck zu dem Bahnhofdirektor Hasselbach gesandt und ihm Entschuldigungen sagen lassen. Auch in der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln“ kam die Sache zur Sprache, die Brüder nahmen sich des beleidigten Bruders an, vermittelten eine Versöhnung und der Prinz gab dem Gekränkten in der Loge die Hand. Gut!

Der Fürst Wilhelm Radziwill hat den General Grafen von Henckel leicht vermocht, eine harte Aeußerung über den Prinzen Louis Ferdinand zurückzunehmen. Das Buch

giebt auch sonst Anstoß und Aergerniß. Als Willisen in Charlottenburg Abends beim Könige daraus vorlas, saß die Hofdame Fräulein von Marwitz dabei, wie über ihren Vater und Großvater harte Stellen gelesen wurden, und die Gräfin von Haak, geb. Tauentzien, mußte eben solche über ihren verstorbenen Mann anhören. Geschichte — nimmt kein Blatt vor's Maul!

Montag, den 14. Dezember 1846.

Schlöffel's Prozeß gelesen, im Auslande gedruckt. Die Erzählung der vielen Schändlichkeiten empört mich im Innersten!

Dienstag, den 15. Dezember 1846.

Um acht Uhr zu dem General von dem Knesebeck gefahren; ich fand ihn in vollem Staat, sehr rüstig und munter, Fräulein von Kalb war schon da, die Gräfin von Bohlen kam, Graf Julius von der Gröben und Andere. Ich sprach einiges mit der Gräfin von Bohlen, flüchtige Worte mit Fräulein von Kalb und Frau von Treskow, sonst immer mit dem alten General, der mir mit lebhaftem Eifer vieles aus der Kriegsgeschichte erzählte, von Rüchel, Prinz Louis Ferdinand, vom vorigen Könige, zum Theil Geheimes und Wichtiges, wegen dessen er sich mein Schweigen erbat. Der General, im achtzigsten Lebensjahre, hat ein ganz frisches Gedächtniß und spricht gemessen und sicher, liest alles Neue, sprach mit Wohlgefallen von den Schriften der Gräfin von Hahn, gab Auskunft über die Schrift von Radowitz und erklärte sich entschieden — merkwürdig und überraschend von ihm — für Abschaffung der Zensur, für freie Presse und für festere Verschmelzung der

deutschen Völkerschaften, ja er spottete über den Bundestag und meinte, derselbe sollte durch einen Bundesbeschluß sich darüber aussprechen, ob das Tabackrauchen auf den Straßen Statt finden dürfe! Wir sprachen auch viel über den Grafen von Henckel, seine Erinnerungen und den Nachlaß seines Vaters.

Um halb elf Uhr fuhr ich nach Hause.

In Fichte gelesen, im Ovidius.

Donnerstag, den 17. Dezember 1846.

Besuch bei *. Erzählung vom Aufenthalt in Sagan, der König hat „gewiehert“ vor Freuden; anderthalb Meilen Weges zur Heimkehr von der Jagd Abends mit bunten Ballons und bengalischem Feuer beleuchtet, Prunk des Jagdwesens, der Dienerschaft, der Geräthe 2c. — Alles ist entzückt 2c. Talleyrand'sches Geld, schlechter erworben als Rothschild'sches, deutsches Bestechungsgeld 2c.

Neue Anklagen gegen den Minister Eichhorn, aus seinem Ministerium sind dem Vertheidiger Rupp's verfälschte Akten zugestellt worden. Keine Anstellung findet Statt, ohne daß der Glauben untersucht wird, das heißt, man muß sich zu der frommen Parthei bekennen, und die Scheinheiligkeit genügt. Elender Zustand, der das ganze Regierungswesen vergiftet und zerfrißt!

In der „Ilias“ gelesen, in meinen Papieren gearbeitet.

Sonnabend, den 19. Dezember 1846.

Nachricht, daß der Landgraf Philipp von Hessen-Homburg am 15. gestorben, kurz vorher war er zum österrei-

chischen Feldmarschall ernannt worden. Er war ein edler Mensch und mir sehr lieb.

Sonntag, den 20. Dezember 1846.

Abends zu * gefahren. — Bei Tische zog Graf von Lottum mit tapfrem Eifer und freier Wahrheitsliebe gegen das gräuelhafte Verfahren, welches Schlöffel erlitten, los; er hatte die Schrift gelesen und war empört über die Schande der Regierung. Ich hörte ihm mit Wohlbehagen und Beifall zu. Als auf den Minister Eichhorn die Rede kam, stellte er diesen in seiner Augendienerei lustig dar, wie der fromme Mann mit seiner frommen Frau und dem frommen Gevatter Schelling im Theater gegenüber dem Könige dessen Gefallen an der üppigen Tänzerin Cerritto sich mitaneigne, durch das Opernglas entzückt hinschaue, mit dem Könige zugleich in die weitausgestreckten Hände klatsche ꝛc. Auch in der Kirche hört Eichhorn, so wurde erzählt, kaum auf die Predigt, sondern sieht nur immer durch das Glas, wer alles gegenwärtig ist und gehörig heuchelt. Die Geh. Räthin von S. wollte sich seiner annehmen, wurde aber schnell beschwichtigt und ihr gesagt, Eichhorn sei nicht nur hassenswerth, sondern auch verächtlich; Lottum sagte, er sei der wahre Revolutionair jetzt wie ehmals, er verbreite überall im Lande Mißvergnügen und Haß.

Montag, den 21. Dezember 1846.

Unerwartet tritt Herr Georg Schirges bei mir ein, gestern von Hamburg angekommen, ein wackrer, sinniger

Mann. Er erzählt mir von Hamburg, wir besprechen Litteratur und Menschen.

Der Bischof Neander hat es nun mit beiden Partheien verdorben; sein Eifern gegen Rupp hat ihm bei den Frömmlern nichts genutzt und bei den Liberalen den Stab gebrochen. Er hat manchen harten Strauß gegen die Fanatiker früher gekämpft, aber mehr weil er seiner Stellung nach nichts anders konnte, so scheint es, als weil er recht wollte. Fehlt es ihm auch nicht an geistiger Stärke, die ihm oft ein gutes Ansehn gegeben, so ermangelt er doch eigentlicher Karakterfestigkeit. Andre haben schon früher den Pfaffen in ihm erkannt. In folgender Geschichte zeigte er sich als solcher.

Vor einer Reihe von Jahren wurde der Kandidat Otto von Gerlach von der theologischen Fakultät hier geprüft zur Erlangung der Lizenziatenwürde. Marheineke fand ihn allzu schwach in der philosophischen Theologie, Strauß und August Neander fanden ihn genügend, mehr Fakultätsmitglieder waren nicht da, die Sache ging an das Ministerium, welches entschied, die Mehrheit sei für den Kandidaten, also sei er zuzulassen, mit der Bemerkung jedoch, daß, falls derselbe künftig zu einer Professur sich melde, er bessere Kenntniß in der philosophischen Theologie nachzuweisen habe. Gerlach und seine Freunde waren in Wuth, der Kronprinz war der erklärte Begünstiger der Familie Gerlach, die Fakultät wurde aufgehetzt und erließ an das Ministerium ein Schreiben, dergleichen könnten sie sich nicht gefallen lassen, sie kennten keine philosophische Theologie, sie müßten sich gegen jede Einmischung fremder Lehren in die Theologie verwahren; das ganze Schreiben war frech und höhnisch, wie von Leuten, die höheren Schutzes sicher sind. Altenstein forderte Bericht vom Geh. Rath Schulze

und vom Bischof Neander, jeder gab sein Votum, das von Neander aber war das nachdrücklichste, und Schulze verfaßte hierauf eine schlagende Antwort an die Fakultät, worin derselben ihre Ungebühr hart verwiesen und nebenher gesagt war, wenn sie nichts von philosophischer Theologie wüßten, so möchten sie den bei ihnen mitunterzeichneten Schleiermacher fragen, der in seiner Enzyklopädie diesem Theile der Theologie einen großen Abschnitt gewidmet habe, oder möchten sich von der Fakultät zu Heidelberg belehren lassen. Ueber diese Abfertigung geriethen die Pfaffen und ihre Helfer außer sich. Es hieß nun, Altenstein und die Hegelianer wollten die Theologie unterdrücken, sie müßten als Feinde des Christenthums aus jeder Wirksamkeit entfernt werden. Der Kronprinz schrieb in solchem Sinn an den König, der sehr erschrak und in Zorn gerieth. Altenstein war mittlerweile in's Bad gereist, Schulze auf einer Dienstreise, die Parthei wußte sich die Akten zu verschaffen, die durch viele unbefugte Hände gingen, bis sie zuletzt an den König kamen. Man erwartete Altenstein's und Schulze's Absetzung. Der König aber fand wider alles Erwarten das Votum Schulze's und die Altenstein'sche Verfügung sehr vernünftig, billigte das Geschehene und schrieb an den Kronprinzen seine Meinung. Als Schulze zurückkam, hörte er, welche Gefahr ihn bedroht hatte; er ließ sich die Akten geben und fand, daß die Gefahr noch größer gewesen, als er gedacht, denn Neander hatte mit Zustimmung des Geh. Raths * sein Votum aus den Akten entfernt und also Schulze's Votum allein stehen lassen, so wie das von seiner Hand geschriebene Antwortschreiben an die Fakultät. Als er ihnen wegen dieses schändlichen Verfahrens Vorwürfe machte, hatten sie nur die kahle Entschuldigung, es wäre zu Gunsten

Altenstein's geschehen, den sie nur so rettbar geglaubt. Neander hatte sich feigerweise zu retten gesucht, und ohne Noth, wie sich nachher gezeigt. — Pfaff bleibt Pfaff!

Mittwoch, den 23. Dezember 1846.

Die Buden auf dem Theile des Weihnachtsmarktes, der nach dem Lustgarten verwiesen worden, und besonders die am meisten abgelegenen nach dem Dom hin, wurden fast gar nicht besucht, und die armen Händler in Verzweiflung steckten schwarze Trauerfahnen auf; der Einfall half, und viele Leute kauften nun dort.

Unaufhörlich kommen Druckschriften heraus, in denen willkürliches und gradezu ungesetzliches Verfahren der Behörden nachgewiesen wird, namentlich des Ministers des Innern und des Kultusministers, aber nie wird einer Sache dieser Art von Staatswegen Folge gegeben; es bleibt ruhig bei dem Geschehenen, man hört von keiner Untersuchung, geschweige denn von Bestrafung der Gesetzwidrigkeiten. Empörend ist Schlöffel's Prozeß, schändlich das Verfahren gegen Rupp (die Aktenverstümmlung), elend die Verweisung der Luise Aston, lächerlich der Prozeß gegen Dr. Jacoby, nutzlos und kleinlich die Ausweisung Kuranda's, — und der König läßt das alles so hingehen! Leider thut ihm das in der Meinung unersetzlichen Schaden!

Freitag, den 25. Dezember 1846.
Erster Weihnachtstag.

Die öffentlichen Zustände verbittern mir alles; täglich hör' ich Dinge, die mich ganz unselig machen! Die schamloseste Willkür und Unvernunft übt ihre Amtsmacht. Preu-

ßen, scheint es, muß immer seinen Tschoppe haben, jetzt ist es der Geh. Rath und Direktor Mathis und sein Helfer der Geh. Rath Sulzer, die machen in Polizeisachen, was sie wollen, der Minister leiht ihnen sein Ansehn; wer an dieser Polizeistelle im Ministerium steht, ist ein Pascha, der so handeln darf, daß preußisch nicht viel besser ist als türkisch.

Wie werden überhaupt die Völker behandelt! Mit welcher Gleißnerei, Verhöhnung, Gemeinheit! Nicht bloß in Rußland, Oesterreich, sondern auch in Frankreich! Und man meint, der Himmel werde solche Schlechtigkeit nicht strafen? Man fürchtet die Beispiele der Geschichte nicht, aber man kennt sie auch nicht! — Wartet nur!

Dabei stehen unsre Reichsstände dicht vor der Thüre. Sie braucht nur geöffnet zu werden und der König hat schon die Hand an der Klinke!

Sonntag, den 27. Dezember 1846.

Feodor Wehl ist aus Magdeburg eingetroffen, nachdem er seine Strafe völlig ausgestanden; aber als man ihm seine Freiheit ankündigte, machte man ihm zugleich bekannt, daß ihm der Aufenthalt in Berlin verboten sei; eine gehässige Bosheit von der Polizeibehörde! Er ist nun während der Feiertage heimlich hier, und stets in Gefahr, verhaftet und fortgeschafft zu werden.

Die neusten Verhaftungen werden belacht, es soll nichts dahinter sein! — Des Königs und der Königin Besuch in der Ausstellung des Handwerkervereins gereicht diesem zum Vortheil und schützt ihn etwas gegen die eifersüchtige Polizei. Einige feine Arbeiten haben großes Wohlgefallen erweckt, auch der Gesang der Handwerker.

Dienstag, den 29. Dezember 1846.

Unzulänglichkeit der Zensur, an einem neuen schlagenden Beispiele! Die Breslauer Abgeordneten wegen des Krakauer Handels waren vom Prinzen von Preußen aufgefordert worden, die hier empfangenen Vertröstungen gleich durch die öffentlichen Blätter ihren Mitbürgern bekannt zu machen; Canitz aber hatte die Zensoren in Schlesien anweisen lassen, dies nicht zu gestatten, zufällig war der Zensor des „Handelsblattes“ vergessen worden, und durch dies übersehene Loch floß nun alles dennoch aus! Man lacht darüber.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Varnhagen von Ense, Karl August

Tagebücher aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense

Bd.: 3

Leipzig [u.a.] 1862